P. K. Rosegger's Schriften

Volks-Ausgabe

L. Staackmann

Neue Waldgeschichten.

Von

Peter Rosegger.

Siebente Auflage.



Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1899.

Seiner Frau

Anna

zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Das war wieder einmal ein fruchtbares Waldgeschichtenjahr! — Wie erging es sich so frisch und munter im Gebirge! Jeder Thautropfen und jeder Sonnenstrahl fruchtete! Was trank ich an den kalten Bergquellen wieder für Lebenslust! Und darum ist dieses Büchlein, besonders in seinem ersten Theile, so hell und heiter geworden. Von den Baumrunen gleichsam und den bemoosten Steinen las ich sonnengoldige Jugend, und kleine Geschichten der Vergangenheit flatterten heran wie Schmetterlinge und Libellen und neckten mich. Dann begegneten mir die bekannten Gestalten und wußten mir Neues, Frohes, Ernstes, Wunderliches. Es begegneten mir die derben, gutmüthigen und auch die trotzigen Männer, die alltäglichen wie die Sonderlinge, die klugen, schalkhaften Weiber, die schlaugemüthlichen Alten, die kecken Jungen, die reizenden schlimmen Mädchen — die sehr schlimmen Mädchen, ihre Freunde! Aber auch wirklich arge Gesellen und Gesellinnen darunter! Wie mich Alle so antraten oder ich sie — man erfährt ja nie recht die Urheberschaft — da schossen mir die

Waldgeschichten auf wie Pilze. Und in ihrer ganzen Wildheit, wie sie mich gleich Brombeerlaub umrankten, habe ich sie abgeschrieben.

So ist dieses Buch geworden. Und so ist mit diesem Buche wieder ein Jahresring entstanden an dem Bäumlein meines literarischen Wesens. Es ist wohl in vielen Stücken was Neues, so ich hier bieten kann, schließt sich aber eng an meine übrigen Schriften. Der erste Theil gehört in die „Waldheimat", der zweite in das „Buch der Novellen", beziehungsweise in die „Aelpler".

Zugeeignet habe ich dieses Büchlein meiner Lebensgefährtin, die mit mir den Wald und seine Schönheit so sehr lieben gelernt hat. Wissen wir uns doch nimmer Vergnüglicheres, als eine Wanderung hinauf in die Waldheimat, wo wohl auch Sünden und Herzweh walten wie überall, wo aber für Weltkinder Rast und Erquickung ist in der ursprünglichen Waldnatur, in dem patriarchalischen Leben der Menschen, in ihrer kindlichen Weltanschauung, in ihrer Arbeitsfreude und in ihrer Genügsamkeit, die ich — es mag mir aufgemessen werden wie immer — auch meinem Leser wünsche.

Und damit der liebe Leser alsbald anheben kann, sich in der Genügsamkeit zu üben, lege ich ihm dieses Buch in die Hand.

Krieglach, im Herbste 1883.

Der Verfasser.

Von Daheim.



Ein fahrendes Zechen.

Zur Zeit, als mein Großvater auf dem Waldbauernhofe saß, saß auf einem der nächsten Nachbarhöfe der Bauer Winfred Isidor Bernhard. Die beiden Höfe lagen sich auf zwei Bergen gegenüber und schauten sich an. Der eine war ernsthaft und stillsam, man sah auf seinen Feldern die Ochsen lautlos mit dem Pfluge dahinkriechen oder hörte das dumpfe Geklapper der Dreschkolben auf der Tenne. Der andere Hof lachte und wiederhallte stets in heiterem Lärme. Der stille Hof gehörte meinem Großvater, der laute aber dem Winfred, der ein lustiger Mann war. Der Winfred ging mit seinem runden Bäuchlein und seinem grünen Sammtbarettlein wie ein Edelherr nur so um den Hof herum und schaute lachend auf die mageren Wiesen und steinigen Felder hinaus und gab seinem Gesinde lachend die Befehle und wackelte dann wieder in seine Stube und aß, was rar war und trank, was klar war — heißt das, nicht allzu klar, denn eitel Brunnenwassers wegen schmaust sich der Deutsche keinen Durst an. Oftmals wunderte sich mein Großvater darüber, daß auch bei seinem leichtlebigen Nachbar die Wirthschaft ging und allem Anscheine nach sogar besser als in anderen Höfen, wo man tagsüber

arbeiten und nachtsüber sorgen müsse. — „Na, 's ist ja recht," meinte mein Großvater, „wer das kunnt, dem sei's vergunnt."

Zu diesem Nachbar Winfred Isidor Bernhard kam eines Tages ein entferntstehender Vetter auf Besuch. Dieser Vetter war unter den Franzosenkriegen viel in der Welt herumgewirbelt worden, und alle Weine, die mittagwärts der Alpen gekeltert, und alle Biere, die mitternachtwärts gebraut wurden, hatte er verkostet. Seines Zeichens war er Pferdehändler und so kam er eines Tages auf einem Rappen herangeritten gen den Hof des Winfred.

An diesem Tage hub ein scharfes Zechen an. Es war im Spätherbst, am Tage der heiligen Apostel Simon und Judas. Winfred hatte den Rappen zu gefülltem Troge und den Reiter an den eichenen Tisch geführt, der, von eichener Wandbank zur Hälfte umgeben, unverrückbar schwer dastand. Ein grauer Steinkrug kam herbei, dem standen Tröpflein auf seiner Bauchung, und dem entströmte ein kühlender Wohlduft. Behutsam, aber kundig des Handgriffs, stellte Winfred den Krug auf den Tisch: „Vetter Wolfgang, ich bring' Dir's!"

„Ich bring' Dir's wieder, Winfred. Wir haben draußen jetzo die Welt umgestülpt und Dein Hof, der steht noch fest. So bleib's. Ich bring' Dir's."

Und indem sie nun tranken auf den Bestand des Hofes, fingen sie an, denselben zu versaufen. Sie setzten sich zusammen.

Draußen im Stalle schlachtete der Knecht einen Schöps; in der Küche buk die Hausfrau Krapfen. Als das Ankunftsmahl in lauter Heiterkeit verzehrt war, begann das Trinken. Es währte die ganze Nacht. Als der Tag aufging, legte sich der Vetter Wolfgang auf die eine Bank und der Vetter Winfred auf die andere. Und als sie gegen Mittag erwachten, kam ein frischer Krug.

„Auf was trinken wir?" fragte Wolfgang.

„Gestern haben wir auf Deine Ankunft getrunken und auf meinen Hof," antwortete der Bauer, „heute trinken wir auf die Verjagung der Franzen."

Das war angenommen. Am dritten Tage tranken sie auf des Wolfgang Rappen. Am vierten — das war der einunddreißigste October — tranken sie auf Martin Luther, denn der Vetter Wolfgang hatte früher einen Proceß mit dem Pfarrer von Langenwang eines schiefen Pferdehandels wegen gehabt und zur Rache dafür war er jetzt stocklutherisch geworden. Am vierten Tage tranken sie den Heiligen Gottes Eins zu, am nächsten Tage brachten sie es den Seelen im Fegefeuer.

An einem weiteren Tage — nachdem nun der wildeste Durst gelöscht war — begann das Kartenspielen. Was der Wolfgang gewann, wurde gemeinsam verzehrt, was der Winfred gewann, wurde gemeinsam vertrunken.

Da war es am Tage des heiligen Martin, als sich des Pferdehändlers Hosentaschen leer fanden. „So mag's an die Hosen selber gehen."

Der Winfred spielte keck, sein Weib, das stets den frischen Trunk zu besorgen hatte, konnte ihre Beklommenheit kaum mehr verbergen. Jetzt das letzte Blatt — ihr Mann hatte des Gastes Hosen gewonnen. Er schenkt sie zurück. — Nein, Spielschulden läßt man sich nicht schenken. Wolfgang reißt die Hosen von den Beinen. Da hub der Winfred gewaltig an zu lachen. Mit beiden Zeigefingern deutete er auf den Gast und lachte, daß er schier unter den Tisch kollerte. Was war's? Ein zweites Beinkleid hatte der Rossehändler an! Ja, das war der Erste, der die Unterhosen in unsere Gegend gebracht hatte, nachdem seit der Einführung des Beinkleides unter den

Germanen mehr als dreizehnhundert Jahre verflossen waren, ohne daß ein Paar Hosen nicht genügt hätte. Im Jahre 1860 hat das uralte Männlein noch gelebt und mein Schneidermeister hat einmal mit leuchtenden Augen auf dasselbe gewiesen: „Schau ihn an, Lehrbub, schau ihn gut an, der hat die Unterhosen in's Land gebracht."

Nun wieder zurück zu unserem Eichentisch. Am Kathrinentage, das ist der 25. November, saßen sie noch an demselben und aßen und tranken und spielten und lachten und beide behaupteten, eine so lustige Zeit, wie diese, sei seit der Welterschaffung noch nicht gewesen. Zu Anfang des Advents, als die beiden Männer einen Tag weniger als fünf Wochen lang gezecht hatten, kam die Hausfrau mit kummervoller Miene zur Thür herein und machte die Mittheilung, daß die Fässer leer seien, daß der Schweinstall leer sei, desgleichen auch die Vorrathskammer.

„So," sagte Winfred, „schon leer?"

„Das macht nichts," meinte der Vetter Wolfgang, „so werde ich jetzt zum Nachbar gehen."

„Ich gehe auch mit," rief der Winfred, „der Waldbauer da drüben auf dem andern Berg, der so schlau auf uns herüberschaut, der hat auch Sachen, hat zwei Stardin Holzapfelmost im Keller, langt uns bis über Neujahr. Also auf, Kumpan!"

Das Weib des Winfred aber war dem Waldbauer, meinem Großvater, wohlgewogen; daher lief sie jetzt auf kürzestem Wege zu ihm herüber und sprach: „Nachbar, sperr' Thür und Thor zu, ich vermein' Dir's gut, sperr' Thür und Thor zu!"

„Rucken Franzosen an?"

„Deutsche rucken an. Zechen wollen sie bei Dir."

„Das ist kein schlechtes Vorhaben," sagte mein Großvater. „Wie viel sind ihrer?"

„O Waldbauer, diese Zecher zählen nicht nach Personen, sie zählen nach Tagen und Wochen. Sie werden nicht vom Fleck gehen, so lange noch ein Tröpflein in Deinem Keller, ein Krümlein in Deiner Kammer ist. Zwei sind ihrer, mein Haus haben sie aufgefressen, jetzt heben sie mit Deinem an."

Sagte mein Großvater: „Wenn das Solche sind, dann will ich sie schon begasten. Sie sollen kommen."

Da ritten sie schon heran, der Wolfgang auf seinem Rappen, der Winfred auf einem alten Klepper, den er sich zum „Indiekirchefahren" angeschafft hatte. Mein Großvater erhob ein Freudengeschrei über den seltsamen Besuch, dann ließ er die Pferde absatteln und zusammen an einen Schlitten spannen, um mit demselben vom Walde Brennholz heimzuführen. Zu den beiden Ankömmlingen sagte er, daß er wohl verhoffe, sie wären zu keinem andern Zweck in den Waldbauernhof gekommen, als um ihm die Ehre zu erweisen, eine Jause bei ihm einzunehmen.

„Das versteht sich," rief der lustige Winfred, „Du kennst uns: wir essen, was rar ist und trinken was klar ist, so lang bis es gar ist. Nachher kommst auch Du mit uns, Waldbauer, und wir gehen um ein Häusel weiter."

„Nur ist halt jetzt," sagte der Waldbauer, „da drin in meiner Stuben der Tisch noch nicht gedeckt. Dieweilen das besorgt wird, seid Ihr schon so gut und helft mir auf der Tenne die etlichen Schober Korn ausdreschen, auf daß ich nachher fertig bin und mich zu Euch setzen kann."

Dachte der Pferdehändler: Dreschen? Korn ausdreschen? dem Waldbauer Korn ausdreschen? Aber der Winfred Isidor Bernhard sagte: „Es gilt! das Dreschen macht Appetit."

Und als sie bis zum Abend gedroschen hatten, gingen sie in's Haus und setzten sich zum Nachtmahl. Das bestand

aus Milchsuppe, Sauerkraut und Bohnen; es war sehr gut gekocht. Der Waldbauer macht allerlei Schnurren, um seine werthen Gäste zu erheitern, und als die Bohnen verzehrt waren, sagte er: „Mit den Krapfen müßt Ihr schon gedulden, bis sie fertig sind."

„Gerne," antwortete der Pferdehändler, „gerne wollte ich mich gedulden, wenn ich von der Küche herein nur ein klein Bissel was prasseln thät' hören. Aber in Deiner Küche ist es still wie in einer Todtenkammer."

„Laß nur Zeit," sagte der Gastgeber, „'s ist halt von der Mühle das Mehl noch nicht da."

„Wann wird's denn kommen, von der Mühl das Mehl?" fragte der Nachbar Winfred sehr lustig, worauf der Waldbauer noch lustiger zur Antwort gab: „Das Mehl von der Mühl — das ist leicht auszurechnen: Heute haben wir das Korn ausgedroschen, morgen werden wir's sieben, entspreuen, in die Mühle tragen, übermorgen kann's gemahlen werden und am Tage drauf haben wir unsere Krapfen."

Noch in derselbigen Nacht haben sich die beiden Vettern fein bedankt für die Gastfreundschaft und sind davongeritten.

Wie mein Großvater, so hatte es manch Anderer gemacht, um den alten Brauch der fahrenden Zecher abzubringen. Es war das doch eine merkwürdige Entartung der altdeutschen Gastlichkeit gewesen. Nach Geburts- oder Hochzeits-Feierlichkeiten wurde das Zechen oftmals solange ausgedehnt, bis alle Vorräthe des Festgebers verpraßt waren, dann zogen die Schlemmer weiter zu einem nächsten Hause, das sie gut oder übel neuerdings bewirthen mußte. In der Pfarre Fischbach starb ein alter Feldhäusler. Die Leidtragenden versammelten sich zum üblichen Todtenmahle, allein der Verstorbene war ein armer Schlucker gewesen und sie wurden nicht satt. Sie verabredeten

sich, in den nächsten Bauernhof zu gehen und eine Mahlzeit zu begehren. Es geschah; und als sie hier gegessen hatten, nahmen sie den Gastgeber mit und brachen in einem nächsten Hofe ein und aßen und tranken, was da war; so zogen sie von Haus zu Haus und wuchsen immer mehr an, nicht blos an Gestalt, sondern auch an Zahl, weil sie stets den Gastgeber mit sich nahmen. Vor Weihnachten hatten sie mit ihrer Fahrt begonnen und als der Winter um war, stand kein Haus in der Pfarre, in welchem sie nicht ihr Todtenmahl gehalten hätten. Nun waren Einige dabei, die wieder von vorne anfangen wollten, da ließ der Pfarrer die Rotte auseinander-jagen.

In den alten bösen Zeiten hatte dieses fahrende Zechen und Schwelgen seinen Grund. War heute ein Vorrath im Hause, so holte ihn morgen der Lehensherr, oder eine Räuber-bande, oder der fahrende Kriegsmann, oder gar ein Schwarm von Magyaren, Türken oder Welschen — da war's doch besser, man setzte sich heute in guter Kameradschaft zusammen und verthat in Saus und Braus, was zu verthun war. Als jedoch die Leute frei und die Zustände geordnet wurden, als das, was von dem Fleißigen erworben worden, sein wahrhaftiges Eigenthum war, da kam die Sparsamkeit auf. Die lustigen Käuze und Nichtsthuer aber wollten von der alten Art nicht lassen, und so kam es, daß sich Reste von dieser Sitte bis in unsere Zeit herein erstrecken.

Bei einem der letzten fahrenden Zechen bin ich selbst dabei gewesen. Unser mehrere Bauernbursche kamen von der Recru-tirung zurück. Mit den Wirthshäusern waren wir fertig und auch mit dem Gelde. Jetzt sprachen wir in einem Bauernhause zu und verlangten zu essen. Es waren nur ein paar Weiber daheim und die waren froh, sich mit einer Pfanne Eierkuchen los-

kaufen zu können. Vor einem nächsten Hause, in welchem wir gutgegohrenen Apfelmost wußten, begehrten wir mit lautem Geschrei zu trinken, worauf das Hofthor aufging und uns ein gewaltiger Wasserstrahl in's Gesicht sprang, daß wir nach rückwärts taumelten und pudelnaß davonliefen. Der Bauer hatte mit einer Hausfeuerspritze uns den Durst gründlich gelöscht; bei mir ist dieser seither nicht mehr in dem Maße angewachsen, daß ich nöthig gehabt hätte, zur altehrwürdigen Institution des fahrenden Zechens meine Zuflucht zu nehmen.

Wie ich mit der Thresel ausging und mit dem Maischel heimkam.

Die Kramer-Thresel, das war eine der acht Seligkeiten meiner Kindheit. Sie war ein altes Weib, und das war ein Glück, denn die jungen Weiber jener Gegend tragen ihre Seligkeiten nicht auf dem Rücken umher, wie das die Kramer-Thresel that, und die jungen Weiber bieten ihre Schätze nicht an Knaben unter siebzehn Jahren aus, wie das die Kramer-Thresel that. Sie trug eine braune Holzkraxe auf ihrem krummen Rücken, in derselben waren der Schubladen drei oder vier, und obendrauf lag noch ein großes blaues Bündel festgebunden.

Wenn wir Kinder etwas recht Braves, recht unerhört Braves thaten, so sprach aus dem Munde unserer guten Mutter der Geist der Verheißung. „Kinder," sprach er, „wenn einmal die Kramer-Thresel kommt, so will ich Euch was kaufen."

Da huben wir denn allemal ein Freudengeschrei an und stampften mit den Füßen, bis die Mutter wieder sagte: „Ja, wenn Ihr ein solches Getös' macht, da werde ich Euch nichts kaufen!"

Allsogleich war's still, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören können, wenn eins gelaufen wäre. Aber die

Mäuse kamen nur in der Mitternacht hervor — und die Kramer-Thresel kam gar nicht.

Heißt das, sie kam. Seit urewigen Zeiten kam sie des Jahres ein- oder zweimal in unser Haus, wir selbst hatten das schon erlebt — doch so unbeschreiblich langsam ging die Zeit dahin, daß uns Kindern zwischen Frühjahr und Herbst, und zwischen Herbst und Frühjahr eine blaue Ewigkeit lag, in der die Mythe von der Kramer-Thresel schwamm und verschwamm, wie eine Lerche im Himmelsblau.

Und einmal mitten im Winter, an einem ganz gewöhnlichen Tage, da der Vater im Stalle die Ochsen strigelte und die Mutter in der Stube spann und meine kleineren Geschwister sich einer zerbrochenen Spule wegen auf dem Flötz herumbalgten und ich Feldrüben in den Schweinstrog schnitt, im Busen den Trieb, mich an dem Kampfe zu betheiligen — ging die Thür auf und sie war da.

Die Kramer-Thresel. Und als aus ihrer Kraxe die Schubladen mit den Taschenveiteln und den Mundharmoniken, und den Tabakspfeifen, und den hellroth angemalten Spielkästlein, und den messingenen Hosenknöpfen und Hafteln, und den bunten Zwirnsträhnen und Nähzeug, und den feingeschnitzten Holzlöffeln, und den Stehaufmandeln und Allem, Allem auf unserem Tische ausgestellt waren, und wir Kinder mit Poltern und Stoßen ringsumher die Bänke besetzten und Augen und Mund aufthaten, da sah ich erst ein, was dieser Tag für ein grauenhaftes Loch gehabt hätte, wenn die Kramer-Thresel nicht gekommen wäre.

Mein Sinn stand nach Allem, obzwar ich mir sofort klarstellte: Alles kannst nicht haben, den Himmel kriegst erst, wenn Du gestorben bist, aber auf Eins setz' Dich fest. — Meine Hand zuckte nach einem Rößlein, das auf einem

Brettchen stand, welches vier „Radeln" hatte. Das Rößlein war ziegelroth angestrichen und hatte an den Weichen weiße Blumen.

Und im Sattel saß ein blauer Reiter, der hatte einen großen Schnurrbart im Gesicht und sogar Augen, und einen wirklichen Federbusch auf.

„Laß stehen, Bub, und greif' nicht Alles an!" verwies mir die Mutter, aber die Kramer-Thresel, welche so gütig und geduldig war wie unsere liebe Frau, sagte: „Oh, das macht nichts, thu's nur angreifen, das Zeugl, schau, der Hußar reitet Dir schon entgegen!" und schupfte das Rößlein, daß es zu mir über den Tisch her rollte.

„Haben ja kein Geld nicht," bemerkte die Mutter.

Die Kramer-Thresel überhörte zum Glück das gefährliche Wort, sie machte einen Deuter auf mich und sagte: „Das ist gewiß das ausbündige Bübel, das lesen und rechnen kann, und allerhand Gedichtet's austüpfelt, wie's die Leut' verzählen."

„Ja," antwortete die Mutter, ohne das Spinnrad auch nur einen Augenblick stehen zu lassen, „austüpfeln kann er schon was, wenn er nur nicht so schlimm sein thät!"

„'s selb glaub' ich nicht, daß er schlimm ist," meinte die Thresel, „weißt was, Waldbäurin, das Bübel kunntst mir leihen. — Ganz ernster Weis, Waldbäurin. Meine Tochter, die hat bei den Geißen heimbleiben müssen und nu bin ich morgen auf dem Rattner Kirchtag hell allein. Der Kramerstand (die Verkaufsbude) ist just nicht klein, Leut' sind viel und ist allemal ein Gedräng um's Standel herum, Eins kann nicht genug aufpassen, und hab' ich mir unterwegs noch träumen lassen: wenn ich den Waldbauernbuben kunnt mitkriegen. Ich thät' schon was hergeben."

So die Thresel, und als jetzt die Mutter das Spinnrad stehen ließ, um Antwort zu geben, war mir, „wie einer armen Seel' beim jüngsten Gericht".

Die Mutter sagte: „Ja, wenn die Thresel meint, daß sie ihn brauchen kann, vielleicht friert ihm der Unend (Vorwitz) dabei ein Eichtl aus und Zeit hat er, daß er mitgeht auf den Rattner Kirchtag."

Ich bin von der Bank geflogen, und ehe noch an den Vater berichtet werden konnte von meiner unglaublichen Standeserhöhung, war ich schon im Sonntagsgewandel.

Meine Geschwister erhielten jedes ein Holzlöffelchen, das glänzend schwarz lackirt war und in der Höhlung ein rothes Blümlein hatte. Sie fuhren allsogleich damit in den Mund und bildeten sich ein, sie äßen Kindsbrei.

„Und der Reiter gehört Dein," sprach die Kramer-Thresel zu mir, „den hebt Dir die Mutter auf, und morgen, wenn Du heimkommst, laßt ihn recht ausreiten."

Die Mutter rieth, ich sollte ein Stück Brot mitnehmen, allein die Thresel sagte, indem sie ihre Waarentrage wieder zurecht machte: „Das wär' nicht schlecht! Verköstigen werde ich meinen jungen Kramer schon selber. Verhoff's, daß wir ein gutes Geschäft machen werden auf dem Rattner Kirchtag. Und jetzt werden wir anrucken müssen, Bübel."

„So geht's halt in Gottesnamen!" sagte die Mutter und spann. Meine Geschwister aßen mit ihren neuen Löffeln von der Tischplatte weg noch die leere Luft und wir gingen, wie es die Mutter gesagt.

Ratten ist ein Dörflein zwischen den Waldbergen der Feistritz am Fuße der Rattneralpe. Es hat viele Bauernhäuser auf den Hängen und in den Schluchten zerstreut. Es hat einen ausgiebigen Dorftrost, nämlich ein paar stattliche

Wirthshäuser, und es hat eine schöne, geräumige Kirche, in welcher der heilige Nicolaus als Pfarrpatron wohnt. Diesem Patron zu Ehren wird alljährlich zu seinem Namenstag, am 6. December, ein Kirchtag abgehalten, und das war der Kirchtag, zu dem wir gingen.

Wir hatten drei Stunden dahin zu gehen, weil wir unterwegs in einigen Häusern zusprachen, verhoffend, ein paar Kreuzer zu lösen. Die Leute schoben aber ihre Einkäufe auf den morgigen Kirchtag. „Macht nichts," meinte die Thresel, „sie kommen uns morgen." Da im tiefen Schnee der Graben, den wir Pfad nannten, gar schmal war, so schritt voran die Thresel mit ihrer Kraxe, deren angebundener Ballen hoch über ihr Haupt hinausragte; und hintendrein trippelte ich und hatte nur selten einen Blick frei über die Schneemauer hinaus in die weite Welt. Diese weite Welt dehnte sich bis zum Waldhang, der hinter dem vereisten und versulzten Wasser aufstieg und an welchem dort und da ein Häuslein klebte oder eine träge rauchende Kohlstätte war. Und endlich sah ich über einer Höhung den rothen Riesenzwiebel des Kirchthurms von Ratten hervorragen. Auf der Straße, in die wir nun einbogen, war es recht lebhaft. Da fuhren Schlitten, mit einem alten Roß oder mit einem alten Weib bespannt, da schleppten Andere an hochgeschichteten Rückentragen, Jüdlein darunter mit ihren Bündeln doch den Uebrigen vorhastend, da huschten mit aufgestülpten Rockkrägen Musikanten mit vereisten Schnurrbärten, da kamen schon Holzknechte und Tagwerker in ihrem Sonntagsstaate daher und trotteten recht langsam, als wenn es gar nicht eile, aber doch auf kürzestem Wege dem schon durch und durch lebendigen Wirthshause zu.

Auf dem Kirchplatz baute das Krämervolk schon an seinen „Ständen", deren Bretter noch öde und leer lagen, deren

Wand- und Dachgerippe noch von keiner Plache überspannt waren.

Als wir mitten auf den Platz gekommen waren, blieb die Thresel stehen, starrte gegen das Kirchhofsthor hin und murmelte: „Was ist das?"

War der Standplatz schon verbaut, der an der lebhaftest begangenen Stelle lag, just vom Kirchenthore her, und den die Thresel seit altersher besessen hatte. Der Maischel, ein wegen seinen spottbilligen Waaren berüchtigter Hausirjude, hatte hier seine Stätte aufgeschlagen.

„Ich pack' nit aus," sagte die Thresel in einem schönen Ebenmaß von Entrüstung und Selbstgefühl und that just so, als wollte sie auf der Stelle umkehren. Stand noch zu rechter Zeit der Taferner da, der Kirchenwirth, der die Standplätze zu vergeben hatte, und der seine Handlung damit entschuldigte, daß er der Thresel zu bedenken gab, der Jude habe doppeltes Standgeld für den Platz am Kirchhofsthore geboten.

Für einen solchen Handel, sagte nun die Thresel, sei ein Jude zu wenig, Einer müsse sein, der das Gebot mache und ein Zweiter, der es annehme.

Der Taferner that ein süßes Lächeln, als hätte ihm die Thresel eine Schönheit gesagt, dann schlug er ihr den gegenüberliegenden Platz vor, just neben der Bildsäule des heiligen Nicolaus, das wäre eigentlich noch ein viel besserer Platz und für den alten Preis zu haben.

Was blieb uns übrig, als anzunehmen? Nun gingen wir eine warme Suppe essen, dann machten wir uns flink an das Standaufrichten. Die Thresel hatte ihr eigenes Zeug dazu, welches in einem Gelasse der Taferne aufbewahrt war und welches wir nun herbeischleppten. Als wir die Bretter heranschleiften, wußte die Thresel ein paarmal solche Schwen-

kungen zu machen, daß wir damit scharf an das gegenüberstehende Judenständlein anrannten. Dieses wackelte, aber der Maischel stützte es behendig und schmunzelte dabei. Der Jud Maischel war ein gar schlichtes aber rührsames Männlein, sein Haar und Bart war kohlschwarz und gekräuselt, wie bei neugebornen Lämmern die Wolle, in seinem dunkelrothen Gesichte lugten zwei Aeuglein, die Einem nie in's Antlitz schauten, sondern allemal, wenn er sprach, der Gegenperson an den Hals oder an die Achsel guckten. Der Jud Maischel hatte eine geradezu überchristliche Sanftmuth, er war mit nichts zu erzürnen. Tief entrüstet war er einzig nur, wenn man ihm für eine Waare, die er um drei Gulden schätzte, etwa zwölf Groschen anbot. Aber voll tiefer Verachtung schlug er die Waare um dies schmähliche Angebot los und dem Käufer wurde angst und bang.

„Frau Thresel," sagte ich nun zu meiner etwas schwermüthig gewordenen Principalin, „die Rattnerleut' sind Ehrenleut', die kaufen dem Leutanschmierer nichts ab, die Frau Thresel wird's schon sehen."

„Gott geb's!" seufzte sie auf.

Nun wurde es Abend, und am Abend wurde es lustig. Beim Taferner waren alle Tische besetzt und auf jedem Tisch stand ein Kerzenlicht und darüber war der Wein- und Bratenduft und der blaue Tabakrauch, daß es eine helle Pracht war.

Wir zwei saßen im Ofenwinkel, hatten neben uns auf der Bank ein Glas Obstmost stehen, in das wir — einmal ich und einmal die Thresel — eine Semmel tauchten. Die Wirthin wollte auch uns Licht bringen, indem sie sagte: „Nicht einmal ein Todter mag ohne Licht sein."

„Das schon," antwortete die Thresel, „aber wir zwei sind noch lebendig und zum Dasitzen sehen wir häufig genug,

und daß wir uns für Andere beleuchten lassen wollten, dazu sind wir zu wenig schön."

In Wahrheit wollte sie nur nicht, daß das übrige Krämervolk, welches in der Wirthsstube hochmüthigerweise bei Wein und Schöpsenfleisch schwelgte, unser bescheidenes Nachtmahl sehen sollte. Sie hatte eine Ahnung davon, was bei einem Kaufmann der äußere Schein bedeutet.

Die Gesellschaft wurde immer lauter und unbändiger und etliche Bursche huben an zu singen:

„In Ratten, da ist's lustig,
In Ratten, da ist's lustig,
In Ratten, da ist Alles frei,
Da geht ka Polizei!"

„Leider Gottes!" sagte die Kramer-Thresel vor sich hin, „und jetzt gehen wir schlafen."

Sie hatte sich eine Kammer bestellt; ich wurde zum Pferdeknecht in's Bett gethan. Der Pferdeknecht hatte schon von Natur einen stattlichen Leib, als er aber so neben mir im Bette lag und schlief — er schlief wie ein Pferdeknecht — floß er so sehr auseinander, daß ich an den Rand gedrückt wurde und Gefahr lief, auf den Boden zu fallen. Glücklicherweise war vom Bette etwa nur einen Fuß entfernt die Stallwand, an welcher zwar das Wasser des Stalldunstes niedertropfte, an welche ich mich aber mit dem ausgestreckten Arm dermaßen anstemmen konnte, daß ich dem Drucke meines Bettgenossen die ganze Nacht hindurch glücklich Stand hielt. Daß man in solcher Lage vom Schlafe nicht belästigt wird, ist selbstverständlich, und so hatte ich denn Zeit, in Gedanken den Pferdeknecht zu entschuldigen, der, müde von des Tages Last und Plage, rechtmäßig ja über das ganze Bett verfügen konnte; und im Gedanken auch Gebete zu verrichten, daß

morgen unter meiner Mitwirkung der Kirchtag für meine Principalin doch um Gotteswillen gut ausfallen möge. Ich sann mir Reden aus, um die Käufer anzulocken und die Waaren zu preisen, und ich sah die Leute herbeiströmen zu unseren köstlichen Sachen. Wir hätten Alles verkauft, auch das leere „Standl" noch dazu, wenn ich nicht zu früh von meinem Traume erwacht wäre. Und nun gewahrte ich, daß sich mein Pferdeknecht mitsammt den Pferden fortgemacht hatte — „schon fahrend draußen auf den kalten Straßen". Jetzt, das war ein Wohlbehagen, wie ich mich nach Gefallen strecken konnte im weiten Bette und mich einmal gründlich durchwärmen. Ich bedauerte den Pferdeknecht, daß er schon so früh in den Winter hinaus mußte, aber im Grunde war's mir doch lieber, als wenn er noch im Bett gelegen wäre mit seiner breiten, schlaftrunkenen Wesenheit.

Leider dauerte das nicht lange. Die Thresel tastete sich in den Stall, rief meinen Namen und fragte, ob ich ausgeschlafen hätte. Ich sprang sogleich auf. Als wir bei der Frühsuppe saßen in der wohldurchwärmten Wirthsstube, gab mir die Thresel Weisung, wie ich mich am Standl zu verhalten hätte. Für's Erste einmal Acht geben, daß nichts „Füße kriegt", dann, wenn um den Preis von etwas gefragt würde, es ihr — der Thresel — allsogleich mitzutheilen, nach ihrem Ausspruch nachher aber nicht mehr „handeln" zu lassen, weil sie die Sachen nicht überschätze. — Dann gab sie mir zwei Sechser, damit ich wisse, wofür ich mir am Standl Finger und Nase erfrieren lasse, dann nahm sie ihre Kraxe und wir gingen in des lieben Gottes Namen hinaus auf den Kirchplatz.

Es war noch nächtig, aber man hörte schon das Gesurre der Leute und die Kirchenglocken läuteten zu der Rorate. An den „Kramerstandln" war viel Hämmern und Schreien,

und auch wir prüften nochmals unsere Bude und legten, während drin in der Kirche die Orgel tönte, unter stillem Einschluß in die heilige Messe die Waaren aus. Und nun trat mir die Größe und Vielfältigkeit der Habe meiner Principalin ganz vor Augen. Sie hatte Alles, denn was sie nicht hatte, daran dachte ich nicht, es war Nebensache. Sie hatte Klein- und Galanteriewaaren, wie sie der Bauer braucht, oder wenigstens gerne besäße, wenn er sie kaufen könnte: allerlei Messer und Gabeln und andere Werkzeuge, Geldtäschchen, Brieftaschen, Hosenträger, Uhrschlüssel, Rauchzeug, Sacktücher, Heiligenbildchen, Einschreibebüchlein, Zwirn, Bänder, Kinderspielwaaren, Handspiegel, und so weiter über den langen und breiten Tisch hin, und was an den Stangen und Haken hing, und was noch in den Laden der Kraxe und in dem unerschöpflichen Ballen war.

Aber als nun der Tag graute — ein trüber, sachte schneiender Wintertag — da mußte ich sehen, daß der Jude uns gegenüber all dieselben Sachen ausgestellt hatte, aber viel kecker und wirrer ausgestellt, daß sie ordentlich in die Augen schrien. Und an den Dachecken seines Standls prangten zwei rothe Fähnlein, wie bei uns zu Kriegszeiten, wenn die Soldaten fortzogen, oder beim Festscheibenschießen am Kaisertag, oder wenn sonst etwas Unerhörtes war. Und zwischen den Fähnlein war eine große Tafel: „Gut und billig, da kauft's ein!" Und nahm jetzt — wie die Leute aus der Kirche strömten — der Racker eine Mundharmonika zwischen die Zähne, und blies darauf los, und schrie über die Leute hin, daß er einen Haupttreffer gemacht hätte in der Lotterie, und daher heute Alles verschenke. „Das Stück Silberlöffel fünf Kreuzer, das Dutzend noch billiger!" rief er und brachte damit die Leute in Verwirrung. Dann schwang er hellrothe

Seidentücher über die Köpfe hin, „für Dirndaln!“ rief der Maischel, konnte aber nicht einmal die Worte aussprechen, „und wenn eine das tragt um den Hals, laufen ihr alle Buiben nach. Ich geb's aber nicht her!“ Und zog es hastig wieder zurück. Solche Sachen trieb er und schrie fortwährend: „Da geht's herbei! da wird gehandelt, geschenkt, noch was draufgegeben, da ist der Glücksberg!“ Und immer dichter wurde um das Judenstandl die Menschenmenge, und uns, dem ehrbaren Stande der Thresel, wendeten sie den Rücken zu.

Mir wurden in meinem Zorne alle Schneeflocken grün und gelb vor den Augen und ich stieß die Thresel: sie solle doch auch zu schreien anheben, daß uns die Leute sähen.

„Du bist nicht gescheit,“ sagte sie zu mir, „wo solche Leut' lärmen, da ist's ein Schand und Spott, das Maul aufzumachen. Da packen wir lieber z'sam'.“

Jetzt hub weiter unten auf dem Platz auch noch ein Anderer zu schreien an; das war ein Krainer, wollte aber gescheiter sein als der Jude und rief: „Daher Leutel, daher! Bei mir ist die Schönheitsseife zu haben, die echte, approbirte und privilegirte Schönheitsseife! Werden alle garstigen Dirndln, die sich damit waschen, engelsauber und alle alten Weiber blutjung!“

„Das ist Schwindel vom Krainer!“ rief der Maischel, „bei mir zu bekommen die ganz neu erfundene, blüthelweiße und rosenrothe Schönheitsseife, aber nur für die Jungen und Schönen zu gebrauchen, daß sie nicht werden alt. Echt und billig. Meine Herren und Damen, geht nicht vorbei an Eurem Glück!“

Selbstverständlich wählte Jede die Seife des Juden.

Nun hub der Maischel an und schellte mit einem Sack Nummern und ließ ziehen. Er spielte seine Waaren aus; mit

einem Groschen Einsatz konnte man goldene Ringe und Uhren, ganze Fläschchen von Liebestränken und die unglaublichsten Schätze gewinnen.

Die Thresel hatte den lärmenden Juden lange beobachtet — Zeit hatte sie dazu — und nun sagte sie kopfschüttelnd: „Der ist vom Teufel besessen."

Der Markt war schon im vollsten Gange, es wurde gefeilscht und gekauft, es wurden Späße getrieben beim Lebzelter und beim Schnapsschenker und man hörte singen:

„In Ratten, da ist Alles frei,
Da gibt's ka Polizei!"

Weiber gingen umher von Stand zu Stand, und füllten ihre Handbündelchen mit Aepfeln, Nüssen, Lebzelten und Spielwaaren für ihre Kinder zum „Nikolo". Ich hielt die Hände in den Hosentaschen und zappelte mit den Füßen hin und her und klöpfelte die hartgefrornen Schuhe aneinander. Von den Zehen wußte ich ohnehin nichts mehr, sie gaben kein Lebenszeichen von sich, was übrigens in jenen Zeiten bei mir nichts Neues war — die Zehen hielten ihren Winterschlaf und die Kälte fing mir in ihnen allemal erst an weh zu thun, wenn es warm wurde. Nun so trippelte ich an unserem vergessenen Standl und wir hatten immer noch nicht ein Stück verkauft. Mir war zum Verzagen.

„Ich möchte in den Erdboden sinken," flüsterte ich der Thresel zu.

„Dazu ist er viel zu hart gefroren," war ihre Antwort, „aber das muß ich schon sagen, ein solcher Kirchtag ist mir was Neues."

Das Wort hat mich in's Herz getroffen. Vielleicht war ich die Schuld! Ich hatte keinen Schick, gar keinen, konnte die Sache nicht betreiben, stand da, „wie der Damerl beim

Thor" und schaute blitzdumm drein. — Ein solcher Kirchtag ist ihr was Neues!

Jetzt sah ich am Rande unseres Standels einen guten Bekannten von meiner Gegend, es war des Grabenbergers Geißbub, das Natzelein. Das lugte so auf die bleiernen Taschenuhren her, und auf die Ludelpfeifen und auf die blinkenden Federmesserlein und auf mich, wohl erwägend, wieso ich bei diesen Schätzen stehe, die er mit gierigen Augen angriff, nachdem ihm früher die Thresel mit den Worten: „Schau, das gehört nicht Dein, das laß stehen!" seine Finger von einem zinnernen Streichholzbüchslein losgelöst hatte. Zu diesem Natzelein strich ich nun hin, und ihm heimlich meine zwei Sechser in die Hand drückend, flüsterte ich ihm hastig in's Ohr: „Kauf was! Kauf Dir was!"

Alsbald stand ich wieder an meinem Platze und schaute muthiger auf die ergebene Thresel hin, mit Herzklopfen die Herrlichkeit erwartend, da ja jetzt bald ein Käufer anrücken würde.

Das Natzelein lugte in seine hohle Hand und als es sah, es wären zwei silberne Sechser drin, machte es ein grinsendes Gesicht zu mir herüber, dann drehte es sich flugs um, und kaufte drüben beim Juden ein Tabakrauchzeug.

Jetzt vergaß ich meiner Würde, hin schoß ich zwischen den Beinen der Leute, wie ein gereizter Tiger auf das Natzelein zu und warf es zu Boden. Ein Gebalge entstand, daß der Schnee stäubte und die Leute mit hellem Gelächter einen Kreis um uns bildeten. Ich wollte dem Natzelein für seinen Hochverrath die neue Pfeife entwinden und sie zu Scherben machen, aber der Rattner Gemeindediener ließ mir keine Zeit dazu. Dieser Mensch faßte mich auf einmal beim Rockkragen an und zog mich hübsch kräftig in die Höhe; und weil Alles

rief, ich hätte ohne allen Anlaß den arglosen Jungen überfallen, so war nun vom Gemeindekotter die Rede.

Da kam ich drauf, daß der Ausspruch der Thresel auch auf mich passe: „Ein solcher Kirchtag ist mir was Neues." Aber ich biß in die Lippen hinein, und wie sie mich auch verhörten: warum ich wäre raufend worden? das wäre sauber, wenn es an Kirchtagen die kleinen Buben den Großen nachmachen wollten! — ich sagte kein Wort. Ich konnte keins sagen und wollte auch nicht, weil ich mir dachte, sie könnten dann glauben, das was geschah, wäre aus Geschäftsneid geschehen.

So wurde ich nun befragt, ob ich der Kramer-Thresel ein Sohn sei; da schrie meine Principalin vom Standel her, ich wäre nichts weniger als ihr Sohn, ich wäre der Waldbauernbub, sonst ein gutes Kind, aber ich müsse vor Kälte wahnsinnig geworden sein.

Der Gemeindediener von Ratten konnte nichts Besseres thun, als stark in seinen riesigen Schnurrbart hineinzupfauchen und mich dann an der Hand durch die Leute, die ganz grauenhaft bereitwillig uns eine Gasse bildeten, vom Marktplatze wegzuführen. Vom Markte weg und hinaus vor das Dorf, wo er mich mit dem wohlgemeinten Rathe, ich solle schauen, daß ich heimkäme, auf der freien Straße stehen ließ.

Von rechtswegen hätte ich jetzt wimmern sollen, allein ich konnte nicht, meine Entrüstung war zu groß. Ich beschloß, nicht zu schauen, daß ich heimkäme, sondern auf der Straße zu warten, um über den Grabenberger Buben, wenn er des Weges ginge, ein gerechtes Gericht zu halten, und auch die Kramer-Thresel abzupassen, um ihr den ganzen Sachverhalt mitzutheilen, wie ich dem Natzelein mein Geld gegeben, daß er ehrenhalber bei uns was für sich kaufe und wie diese

falsche Creatur die Silberlinge zum lärmenden Juden getragen habe.

Spät am Nachmittage, als schon das Volk der ganzen Gegend mit seinen verschiedenen Einkäufen und Räuschen zu Fuß und zu Schlitten vorübergezogen war, kam die Thresel mit ihrer schweren Trage herangeschnauft, und neben ihr watschelte die Creatur daher mit verbundenem Kopf, liebreich von der Alten an der Hand geführt und gezärtelt, als wollte sie es gut machen, was ihr Bursche an diesem Natzelein verbrochen. Unter solchen Umständen verbarg ich mich rasch hinter einen Fichtenstamm und ließ sie vorbeiziehen. Und dann ging ich ihnen langsam nach, voll der tiefsten Betrübniß.

Ich war noch nicht auf halbem Wege, als eine solche Müdigkeit über mich kam, daß ich mich an den Schnee hinlehnte, um zu rasten. Auf diesem Pfade gingen keine Menschen mehr. Es war im Hausteiner Walde, die Häher und Krähen stäubten Schnee herab von den Bäumen. — Ich mußte schon recht gut geschlafen haben, da wurde ich plötzlich aufgerüttelt, und vor mir in der Abenddämmerung stand der Hausirer Maischel mit seinem Bündel.

„Was ist's denn mit Dir, Würmlein," sagte er, „das Erfrieren ist ja nicht gesund! Da müssen wir noch bei Zeiten einheizen!" Er hielt mir ein Holzplützerchen an den Mund, und als ich daraus ein paar Schlucke that, da wurde mir so warm inwendig, so warm ums Herz, daß es mir zu Sinn kam: der Maischel ist doch kein schlechter Mensch. Da er fand, daß es nicht rathsam sei, mich allein zu lassen, so ging er mit mir bis zum Hause meines Vaters. Also ist es geschehen, daß ich mit der Thresel ausging und mit dem Maischel heimkam.

Als ich —

Einst war in unserem Waldhause ein alter Knecht, der einen gloriosen Spitznamen hatte — er hieß der Thalerbüchsen-Toni.

Er besaß nämlich — ob als Erbschaft oder als Ersparniß, daß ist nicht ergründet worden — einen kleinen Schatz von alten Silbermünzen, theils mit Bildnissen Maria Theresia's, Friedrich's des Großen, theils mit dem Bilde der Mutter Gottes oder mit dem Zeichen von Krummstab und Schwert, von Adlern, Löwen, zweiköpfigen Tigern, von Kreuzen und Ringen, seltsamen Buchstaben oder anderen geheimnißvollen Markirungen. Etliche dieser Münzen, die wir, ohne Unterschied des Landes, der Prägung und der Größe, Thaler nannten, sollen sogar vom dreißigjährigen Kriege hergestammt haben. Den Schatz hielt Toni der Knecht eingeschachtelt in einer runden, blutroth angestrichenen Holzbüchse. Wenn nun der Feierabend kam oder eine stille Feiertagsstunde war, holte er aus seiner Kleidertruhe die Büchse hervor, aber nicht etwa, um nach alter Geizhalsart für sich allein darin zu wühlen und zu schwelgen, sondern um die Thalerfreude mit seinen Hausgenossen zu theilen, ihnen nach seiner Weise die Geldstücke zu erklären, sie dann auf dem Tische klingen zu lassen, um die Feinheit des Silbers zu be-

kunden und sich an den gierigen Blicken zu weiden, die auf seine schönen Thaler niederstachen.

Sobald jedoch die Leute merkten, es fiele bei dieser wiederholten Silberbeschau weiter nichts für sie aus, wurde ihnen die Sache langweilig und sie sagten: „Geh, laß uns in Ruh', Toni, mit Deinen alten blinden Schimmeln, wenn Du keinen herschenkst, so wollen wir sie auch gar nicht sehen." Derlei undankbare und lieblose Bemerkungen verdrossen den Knecht Toni allemal so tief, daß er in dem betreffenden Hause sofort den Dienst kündigte und in einen anderen Hof zog, wo man die Thalersammlung, die den Inhalt seines Knechtelebens ausmachte, wieder besser zu würdigen verstand. — Aber die Bauersleute sind so viel hochsinnig, sie halten nichts auf's Geld, wenn sie es nicht kriegen. Und so kam es, daß der Toni gar häufig seinen Dienst wechselte, trotzdem er sonst ein stiller, zufriedener Mensch und kein schlechter Arbeiter war.

Nun, so war der Thalerbüchsen-Toni auch in unser Waldhaus gekommen, und weil er an meinem Vater einen Mann fand, der die Geldstücke nicht nach deren Gewicht schätzte, sondern an den Bildnissen der Könige und Kaiser und besonders an der lieben Mutter Gottes seine Freude hatte, und weil er an uns Kindern — ich war damals etwa acht Jahre alt — eine jubelnde Schaar von unersättlichen Bewunderern sah, so lebte er in unserem Hause neu auf. Und jeden Abend nach dem Vesperbrot kam er denn von seiner Gewandtruhe, die oben im Dachgelasse stand, zu uns in die Stube, geheimnißvoll die rothe Büchse noch unter dem Rocke bergend, sie dann langsam hervorziehend, stets mit einer Miene, als ob es das allererstemal geschehe und er etwas unerhört Neues aufzuzeigen hätte. Und wenn er dann am sicheren Orte des großen Eichentisches saß und wir in einem festen Wall um ihn herum

waren, schraubte er mit einer bedächtigen Virtuosität die Büchse auf und faßte Einen um den Andern mit zwei Fingern an, wie der Priester die Hostie, und begann mit seinen Auslegungen. An jedem Stücke war eine besondere Merkwürdigkeit. Da war eine Maria Theresia, die scheinbar ihre Augen verdrehte, wenn man ihr die blinkende Münze Fritz des Großen gegenüberhielt. Ein anderer Thaler zeigte noch Rostflecken vom dreißigjährigen Kriege, von welchem der Knecht bemerkte, man müsse nicht glauben, daß dieser Krieg dreißig Jahre lang ohne alle Unterbrechung gedauert habe; in den meisten Nächten, besonders aber zu den hohen Festtagen, habe man die Schlacht unterbrochen und Freund und Feind in Gemeinschaft sein Gebet verrichtet. — Auf einem andern Thaler war das wahrhaftige Bildniß unserer lieben Frau und ein Ablaß daran für den, der es küßte. Wir durften es auch küssen, alle der Reihe nach, auch die Dienstboten, die der Knecht gut leiden konnte; zu den Andern sagte er, sie möchten sich ihren Ablaß nur anderswo holen, sie saugeten mit ihren ungewaschenen Mäulern leicht die ganze heilige Weihe aus dem Silber.

Besonders ein halberwachsener Bursche, der Hiasel, war es, welcher durch manch lose Bemerkung über den Toni und seine Büchse des alten Knechtes Unwillen in so hohem Grade erweckt hatte, daß er nicht ein einzigmal zur Thalerschau, geschweige zum Kusse zugelassen wurde.

Der Hiasel war kurze Zeit früher als unterstandsloser, etwas verkommener Junge des Weges gestrichen und mein Vater hatte ihn aufgenommen, mit gutem Hanfzeuge bekleidet, auch ordentlich ausgefüttert, denn die ersten Wochen war der heimatlose Bursche gar nicht zu sättigen gewesen. Dafür griff der Hiasel nun auch die Arbeit flink an, war munter und das regelmäßige Leben schien ihm gar nicht übel zu gefallen.

Er sah jetzt recht gesund aus, war schlank gewachsen, und weil er auch die Haare kämmte, so wollte er schier ein hübsches Bürschlein werden. Ich, das muß ich wohl gestehen, hatte keine besondere Zuneigung zum Hiasel, nicht allein, weil er mir immer als Beispiel aufgestellt wurde, wenn ich mich nicht waschen und strählen lassen wollte, sondern und vielmehr noch, weil der Hiasel „Peitenstegga" anstatt Peitschenstecken sagte. Er war aus dem Niederösterreich herübergekommen und mir war das „Fremdeln" in der Sprache unheimlich und dieses „Peitenstegga" geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Der Bursche schnitt mir manchen Peitschenstecken und unterstützte mich bisweilen in meinen kindlichen Spielen; doch niemals vermochte ich für ihn Neigung zu fassen, da wandte ich mich zehnmal lieber dem alten Toni und seiner Thalerbüchse zu.

Des Alten schmunzelndes, wichtigthuendes Gesicht anzuschauen war für mich eine rechte Unterhaltung. Dieses platte, runzelige Gesicht mit den großen Wangenknochen, mit den völlig wasserfarbigen Aeuglein, die fortwährend hinter den buschigen Brauen Versteckens spielten, wenn die Thaler aufmarschirten, dieses Gesicht war ein großer Spaß; und wie der Mann als Zeichen seiner höchsten Befriedigung die furchige Stirnhaut auf- und niederriß und selbst die Ohrläppchen bewegte wie ein Eselein — das war doch gar zu possirlich. Und nun kam mir auf einmal der Gedanke: Wenn der Toni schon in seiner Lustigkeit ein so spaßiges Gesicht macht, wie erst, wenn er zornig und wild ist? — Mit diesem Gedanken hebt die Geschichte an.

Eines Tages, als die Leute auf dem Felde waren, stieg ich mit etwas schlotternden Beinlein die Stiege vom Dachgelaß herab und freute mich auf die Stunde, wenn der Toni wieder seine Thaler aufzeigen will und sie nicht findet. Das wird

ein Gelächter geben! Aber ich lache still und sag' den Spaß erst am andern Tag.

Es war die genöthige Schnittzeit, da wird bis in die späten Abende hinein gearbeitet, da ist's nichts mit dem Thalergucken. Ich vergaß auch bald darauf, ich mußte Garben tragen und dem Vater die Kornschöberlein aufspreizen helfen. Auch waren die Kirschen reif, eine Zeit voll Sehnsucht für mich, denn ich wagte noch nicht den Stamm emporzuklettern und das Niederziehen der Aeste vermittelst Haken war scharf verboten; wenn ein Ast brach, da verstand mein Vater keinen Spaß. Das muthwillige Abreißen von Aesten nannte er: Den Nachkommen Kirschen stehlen. Das war freilich ein garstiges Wort und verzichtete ich schließlich doch lieber auf die so hell-roth niederleuchtenden Kirschen bis zum Samstagfeierabend, wenn sie mir der Vater regelrecht herabholte oder es der Hiasel that, der ein arger Kletterer war.

Damals erfuhr ich, was ein böses Wort vermag. Als der Hiasel hoch oben an einem schaukelnden Aste saß und ihm bei jeder Schwenkung des Hauptes die frischen Kirschengabelein förmlich in den Mund hineinhingen, rief er zu mir nieder in's Gras, es wäre eine Schande, daß ich noch auf keinen Kirschbaum könne! und warf mir — der ich die Haube nach Kirschen aufthat — ein paar feuchte Körner hinein. Ich sprang ergrimmt an den Baumstamm und in wenigen Augenblicken war ich zu meiner eigenen Ueberraschung oben beim Hiasel.

Ich wollte eben der Jubelstimmung über meine plötzlich eingetretene Mannhaftigkeit in einem hellen Juchschrei Luft machen, als neben im Hause auf einmal ein unheimlicher Lärm entstand. Der Toni sprang wie rasend zur Thür heraus, hielt mit beiden Händen seinen grauen Kopf und schrie: „Mein Geld ist weg! Mein Geld ist weg!"

Ihm folgte mein Vater: der Toni solle sich doch nicht den Kopf wegreißen, das Geld würde sich ja finden, er ließe das ganze Haus untersuchen. Ein paar Dienstmägde zeterten: das wäre ihnen auch auf der Welt noch nicht passirt, daß sie sich aussuchen lassen müßten, wie Schelminnen, aber sie thäten es von selber, würfen dem Bauer all ihre Habseligkeiten vor die Füße, Stück für Stück, und solle er schauen, ob die dumme Thalerbüchse darunter sei.

„Die dumme Thalerbüchse!" stöhnte der alte Knecht, „o Bauer! mein Bauer! Das Herz möchte mir zerspringen vor lauter Unglück!" und er hub an laut zu weinen und ging, immer noch den Kopf zwischen den Händen haltend, um's Haus herum, als müsse die Thalerbüchse irgendwo auf dem grünen Rasen liegen.

Jetzt hörte ich auch die Stimme meiner Mutter, welche darüber schalt, daß die Leute an ihren Gewandtruhen die Schlüssel stecken ließen, daß sie damit leicht ein ganzes Haus in Unehr' bringen könnten; sie halte aber dafür, der Toni hätte in seiner verrückten Weise das Geld auf's Kornfeld mitgeschleppt und dort verstreut. Seit Wochen sei kein Bettler, kein Handwerksbursch' oder sonst ein Fremder in den Hof gekommen und daß im Haus kein Dieb lebe, das wisse sie gewiß.

Mir, der ich auf dem Kirschbaumast hockte, war wunderlich zu Muthe. Wenn ich jetzt nur wieder unten wäre, das Ding geht höllisch schief.

Im Hause wurde der Hiasel gerufen.

„Wenn's Eins im Haus gethan hat — niemand Anderer als der Hiasel!"

Als der Junge dieses Wort gehört hatte, sprang er vom Baum mit einem kecken Schwunge über die Aeste hin-

weg auf den Erdboden. Bald war er von den Leuten umringt. Der Toni hatte seine Fassungskraft wieder erlangt, er faßte daher den Hiasel am Arm und fragte, wo er das Geld habe!

Der Bursche war im Gesicht röther als die reifste Kirsche und sagte, er wisse von keinem Gelde.

Das Leugnen würde ihm nichts nutzen. Man wisse bestimmt, daß er die Thaler genommen habe!

Auf eine solche Anschuldigung ist der Bursche — überhaupt ungewandt im Reden, aber gewohnt, herrischen Aussprüchen sich zu fügen — ganz stumm geworden. Er stand da, wie ein Stück Holz und starrte den Ankläger schier seelenlos an.

„Wenn Du's willig sagst, wo mein Geld ist," sprach der Toni in milder, fast bittender Weise, „so geschieht Dir nichts; ich lege beim Waldbauer ein Gebitt ein, daß er Dich frei laufen laßt. Wenn Du aber leugnest, so schlage ich Dich todt!"

Und ich? Als ich merkte, welch schreckbare Wendung mein „Spaß" zu nehmen begann, und daß die Sache jetzt gar nicht einmal wie ein Spaß aussah, und als ich eine Geisterstimme hörte: das was Du gethan, war Diebstahl! — da war wohl mein erster Gedanke: alsogleich sagen, Du hast das Geld hinter der Gewandtruhe unter den Holzsparren gesteckt. — Aber sehr rasch rief eine andere Stimme: das wäre zu gefährlich! Siehe, jetzt reißt er schon die Heckenruthe ab, die kriegst Du, sobald Du das Wort sagst! Denn das Gesicht des alten Knechtes war ganz schreckbar anzusehen, die Wuth, die Rathlosigkeit und den Jammer habe ich in meinem Leben nirgends so scharf ausgedrückt gefunden, als damals auf dem Angesichte des Toni. Da gab's nichts zu lachen!

Wohl todtenblaß mag ich gewesen sein, als ich mich hinter den Kirschbaumstamm schlich, dann plötzlich Kehrt machte, in's Haus eilte, in's Dachgelaß hinauf, die unselige Thalerbüchse aus ihrem Versteck holte und in die sperrangelweit offene Gewandtruhe des alten Knechtes warf.

Als ich hernach wieder zum Kirschbaum zurückgekommen war, lagen von der Heckenruthe nur mehr die weißen Splitter umher auf dem grünen Rasen; die Leute verzogen sich grollend und scheltend und den Waldweg entlang wankte der Bursche mit zerrauftem Haar.

Der Knecht wimmerte im Hause umher, der Vater trat zu mir und sagte, ich hätte nun gesehen, wohin Unehrlichkeit führe; den Hiasel habe er verjagt und ich solle nun wieder auf den Kirschbaum steigen.

Jetzt sag's! Jetzt sag's! rief es ungestüm in mir. Aber ich habe es nicht gesagt. Mir war, als könnte ich es nicht mehr sagen, als sei schon zu viel geschehen. Ich war ja für's ganze Haus das fromme, gutmüthige Büblein, das schier den ganzen Katechismus auswendig wußte und das heilige Evangelium lesen konnte so schön und kräftig, wie der Pfarrer auf dem Predigtstuhl, ich sollte nun als Dieb und Schuftlein dastehen! Hatte ich nicht die haarsträubende Entrüstung der Leute gesehen, die sich in allen Formen über den armen Hiasel entleert? Ueber mich mußte es noch ärger kommen, denn ich war ein doppelter Bösewicht. Für einen solchen ist es doppelt unklug, sich zu verrathen — und ich habe nichts gesagt.

Hingegen bin ich jetzt fortgegangen, den Waldweg entlang, um den Hiasel zu suchen. Ich bin, wie der Steig führt, in den Schmithofgraben hinabgegangen und jenseits wieder emporgestiegen zu den Hochwaldungen des Teufelssteingebirges. Und auf der Höhe, dort wo der weite grüne Anger liegt

mitten im Wald und wo das hohe, rothangestrichene Christuskreuz steht, dort habe ich ihn gefunden. Er lag unter dem Kreuze und schlief und auf seinem Antlitz lagen Spuren von Thränen.

Ueber den schwarzen hohen Baumwipfeln lag die Abendröthe, kein Lüftchen und kein Laut war auf dem dämmernden Anger — ich saß neben dem schlafenden Burschen und weinte. — Kinder weinen oft, aber es wird wohl selten sein, daß eins so bitter, bitterlich weint, als ich's damals gethan habe, da ich Wache hielt vor dem schlummernden Jungen, dem so grob Unrecht geschehen war.

Wecken wollte ich ihn nicht. Er war ja so müde gehetzt. Daß er unschuldig ist, das weiß er und wird ihm's sein lieber Schutzengel auch im Traum sagen. Er hat nicht Vater und Mutter, er hat nichts Gutes auf der Welt, und wenn ihm jetzt schon fremde Sünden zugeworfen werden, weil ihn kein Mensch in Schutz nimmt, wie erst, wenn er groß ist und es die schlechten Leute inne werden: das ist einer zum Tragen und Büßen . . . . ! Er soll schlafen.

Aehnliches mag ich gedacht oder gefühlt haben und ein unendliches Mitleid kam über mich, eine Reue und eine Liebe, und ich wußte mir vor Weinen nicht zu helfen. Als er sich einmal ein klein wenig bewegte, da ging's mir heiß durch's Herz und mir verging fast der Muth, es ihm zu sagen, daß ich das Schelmenstück gethan hätte, wofür er mißhandelt worden. Konnte ihn das nicht gegen mich empören, wüthend machen? Konnte er mich nicht auf der Stelle todtschlagen in diesem finsteren Wald und mir dabei zuschreien: die Strafe dafür hätte er schon im Voraus empfangen?

Aber — und das allein ist's, was aus jenem bösen Tage heute noch milde auf mich herüberschaut — ich blieb neben dem

Schlummernden kauern und war entschlossen, nicht eher von ihm zu gehen, als bis ich ihm Alles gestanden und abgebeten hätte. Dann wollte ich ihn mitnehmen hinein in mein Vaterhaus, daß er Alles dort habe, was ich bisher gehabt, und das so lang, so lang, als die Heckenruthen wachsen neben dem Kirschbaum.

Bevor jedoch der Hiasel aus seiner schweren Betäubung erwachte, kam was Anderes. Den Waldweg heran knarrte ein Leiterwagen, bespannt mit zwei Ochsen, die ein Mann leitete. Der Stegleitner von Fischbach war's, er fuhr von seinem Walde heim — ich kannte ihn von einem Ochsentausche her, den er etliche Wochen früher mit meinem Vater unternommen. Trotz der tiefen Dämmerung erkannte ich auch die Ochsen als jene, welche er von uns fortgeführt hatte. Das heimelte mich an. Als der Stegleitner hier unter dem Kreuze einen schlafenden und einen schluchzenden Jungen fand, war er gar erschrocken und fragte, was das zu bedeuten habe. Und vor den Stegleitner bin ich hierauf hingekniet, als ob er der Bestohlene oder der Mißhandelte gewesen wäre, und habe ihm wohl mit gefalteten Händen Alles erzählt.

Der Stegleitner war ein ruhiger, ernster Mann; als ich fertig war, fragte er nur, ob ich fertig wäre, und da ich schwieg, hat er mir Folgendes gesagt: „Mit dem Hiasel hast Du und hat Dein Vater nichts mehr zu schaffen, der gehört jetzt mein, ich nehme ihn mit mir. Abbitten wirst Du ihm's, wenn Du größer geworden bist, denn das — mußt Du wissen — verjährt nicht. Für jetzt werde ich ihm sagen, was zu sagen ist, daß sein Schutzengel seine Unschuld an's Licht getragen hat. Mehr braucht er nicht zu wissen. Und Du, Waldbauernbub, gehst jetzt heim, und was Du zu thun hast, das weißt Du."

„Das Geld ist schon zurückgegeben," bemerkte ich gefaßter.

„Das Geld ist Mist,“ sagte der Stegleitner, „die Ehre giebst zurück. — Mein Kind!“ fuhr er fort und richtete mich mit seiner Hand auf, „schau, dort oben heben jetzt die Sternlein an zu leuchten. Sie schauen nieder auf Dich, wenn Du bei der Thür eintrittst in Dein Vaterhaus, sie sehen, was Du thun wirst und was lassen — und sie brennen fort, bis zum jüngsten Gericht!“

Die Worte waren ruhig, fast leise gesprochen, und doch war mir, als bebte vor ihnen der Erdboden unter meinen Füßen.

Der Stegleitner blieb mit seinem Gefährte noch stehen bei dem rothen Kreuz; ich that einen kurzen Blick auf den Schläfer und war mir, als sähe ich das Bild eines Heiligen. Dann ging ich heimwärts; ging und lief und ahnte Gespenster, die mir folgten.

Als ich gegen unser Haus kam, hörte ich schon von weitem die Stimme meiner Mutter, die meinen Namen rief.

„Was das für ein Tag ist!“ klagte sie, „Geld und Kinder werden gestohlen, da müssen doch rein Zigeuner im Land sein!“

Aber Geld und Kind hatte sich nun glücklich wieder gefunden und in der Stube kniete der Vater am großen Tische, knieten die anderen Leute an den Wandbänken herum und sie beteten laut und gemeinstimmig den üblichen Samstagsrosenkranz. Mir war wohl und weh. Ich kniete zum alten Knecht Anton — recht nahe an seine Seite hin — und begann laut mitzubeten. Sie wiederholten immer wieder das Vaterunser und das Ave Maria und ich stimmte in den surrenden Ton mit ein und sagte fortwährend: „Lieber Knecht, vergieb mir meine Schulden, ich habe Dir das Geld gestohlen! Lieber Knecht, vergieb mir meine Schulden, ich habe Dir das Geld gestohlen!“

Weil der Toni entweder stark schläfrig war, oder weil er während des Rosenkranzes in Gedanken an die wiedergefundene Thalerbüchse schwelgte, so währte es ziemlich lang, bis ihm mein wunderlicher Text auffiel. Endlich hub sich seine Stirnhaut und sein Ohrläppchen an zu bewegen, er wendete sachte sein entsetztes Gesicht und schrie in die Stube hinein, man solle still sein und den kleinen Buben allein weiterbeten lassen.

Und als von solcher Unterbrechung überrascht Alles still war, duckte ich mich weinend in den Wandwinkel und wimmerte laut: „Ich habe das Geld genommen!"

Der Rosenkranz war für heute aus. Die Begebenheiten spitzten sich nun rasch und scharf einem herben Ende zu, welches Ende jedoch durch den Umstand, daß der Hiasel geborgen und von seiner Ehrenrettung bereits durch den Stegleitner Kenntniß haben mußte, bedeutend gemildert worden ist.

Von diesem verhängnißvollen Tage an ist der Thalerbüchsen-Toni nicht mehr lange bei uns geblieben. Aber zum Abschiede nahm er mich an seine Gewandtruhe. Dort öffnete er gravitätisch die Büchse und schenkte mir daraus ein funkelndes Thalerlein als — Finderlohn.

Nach Jahren, als der Toni mühselig und krank geworden war, wollte er mit seinem Silberschatze eine „wunderthätige Capelle" stiften, was ihm aber der Pfarrer entschieden mißrieth. Hingegen ward ihm nahe gelegt, ob er nicht einem braven Bauernburschen, dem dieser Silberlinge wegen einmal Unrecht geschehen, ein kleines Angedenken hinterlassen wolle?

Aber der Hiasel war nicht im Lande. Er war lange im Stegleitnerhofe gewesen und man hatte schon davon gemunkelt, daß er dort die hübsche Haustochter heiraten werde — da wurde die Gegend plötzlich geräumt. Alle jungen, kräftigen

Männer mußten fort. Es war die Zeit, in welcher nach dem Sprichwort die Weibsleute um jeden Stuhl rauften, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. — Wie die Meereshochfluth, die den Damm zerreißt, so brach der Feind in's Vaterland herein. O, laßt mich schweigen von den Ereignissen jener Tage, sie waren furchtbar groß. Der Sturm war bald vorüber; viele Männer kehrten heim, viele blieben auf ewig aus. Der Hiasel kam mit einem durchschossenen Fuß zurück. Bei Königgrätz war's gewesen.

„Armer Bursch," so begrüßte der alte Stegleitner den Heimkehrenden, „jetzt bist ein zweitesmal unschuldigerweis geschlagen worden."

„Ich trag's," antwortete der Hiasel, „mir ist's nur ihretwegen hart!"

„Was ihretwegen!" sagte der Bauer, „ihre Ahndl, meine Mutter selig, hat auch einen hinkenden Mann gehabt. Dirndel, geh her! Schau, der Krumme kann Dir nicht so leicht davonlaufen. Der lieb' Herrgott geb' seinen Segen dazu!"

Jetzt ist die Geschichte aus. Heute ist der Hiasel angesehener Stegleitner und sein Weib vergilt ihm — so viel mir bekannt ist — hundertfach manch erlittene Unbill.

Der alte Thalerbüchsen-Toni ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Der größte Theil seiner Münzen ging auf das Begräbniß, etliche Stücke nahm er mit in seinen Sarg, darunter das mit dem wahrhaftigen Bildnisse der Mutter Gottes. Da ist's wohl kein Wunder, daß der Alte im Tode ein so wohlgemuthes, fast schmunzelndes Gesicht machte und im Grabe schmunzelnd zu Asche zerfallen wird — bei den Thalern.

Die Ankunft des heiligen Geistes.

Das war nun wieder einmal was. Die Firmung! Bis der Mensch in's zehnte oder zwölfte Jahr kommt, braucht er schon eine Stärkung im Glauben. Die Kindlichkeit schwindet, die Flegeljahre nahen; wann im Leben ist er gerechtfertigter, der Ruf: Komm heiliger Geist!

Noch in den letzten Tagen hatte mir der Katechismus harte Mühe gemacht. Das Hauptstück von der Firmung mit allerlei schriftlichen Beisätzen vom Katecheten wollte wörtlich auswendig gelernt sein und kann ich mich erinnern, wie dieser Sache wegen der Nachbar Jochem-Bub mit dem geistlichen Herrn Caplan Verhandlungen pflegte. Ob er das Hauptstück nicht nach der Firmung lernen dürfe? Es wäre auf solche Weise das Lernen erleichtert, denn da hätte man schon den heiligen Geist zur Hand. — Auch mir leuchtete dieser Vortheil alsogleich ein, doch der Caplan war der Meinung, so viel Geist müsse der Mensch aus Eigenem aufzubringen wissen, daß er der paar „Bsätzeln" Herr würde; den göttlichen Geist hätte er schon noch zu Anderem zu brauchen.

Dann aber der Firmpathe! Den Schwarzen wollt' ich haben, den schwarzen Hans, den Kohlenbrenner. Ich hatte meine besondere Ursache, mit ihm in Verwandtschaft zu treten, denn

er besaß einen Schatz, der mich unwiderstehlich an ihn zog, nämlich ein altes Büchlein mit der Geschichte von der Pfalzgräfin Genovefa. Aber der Hans sagte, eines einzigen Tages wegen zahle es sich nicht aus, daß er sich wasche. Er rathe mir zu meinem eigenen Besten den Schmiedberger an.

Der Schmiedberger war ein wohlangesehener, vermögender Mann und meine Mutter wollte ihn daher nicht; bei dem, sagte sie, käme es gerade heraus, als ob man ihn der Firmgeschenke wegen ausgesucht hätte.

Mein Vater jedoch hatte gehört, daß der Schmiedberger auch diesmal bereits sechs Firmlinge angenommen hätte und daß er den siebenten nicht zurücktauchen würde.

„Damit er seine sieben Schmerzen beisammen hat," gab die Mutter d'rauf. Und an demselben Tage, als es Abend geworden war und wir über das Engthal gesehen hatten, daß drüben der Schmiedberger auf seinem Acker den Pflug ausgespannt hatte, ging meine Mutter mit mir hinab in sein Haus. Der Bauer — es war ein großgewachsener Mann, aber mit dem Oberkörper schon stark nach vorne gebeugt, war ältlich und hatte graue Bartstoppeln im ganzen Gesicht — stand just am Strohschneidstock und schnitt für die Zugochsen das Abendfutter.

„Wär' schier Zeit zum Feierabend machen," grüßte meine Mutter.

„Eh wahr!" dankte der Bauer und schnitt mit der Sense, die im Hebel lief, d'rauf los, daß es knarrte. Wir standen da und meinten, er würde aussetzen und uns fragen nach dem Begehr. Endlich, als alles Stroh durch den Barren gelaufen und kleingehackt war, ließ er die Arbeit ruhen und murmelte nach gebräuchlicher Weise: „Gott Lob und Dank!"

Die Bauern sind nämlich wunderliche Leute, sie danken dem Herrgott für des Tages Arbeit und Mühe. Und wohl auch, daß sie vorüber ist.

Was die Waldbäuerin mit ihrem Bübel suche — noch so spät? war jetzt seine Frage.

„Magst Dir's leicht denken, Schmiedberger," antwortete die Mutter, „denkst Dir's nicht, so red' ich mich hart. Kehr' um die Hand ist der Bischof in Birkfeld."

„Aha," that der Bauer, indem er mit uns aus der Scheuer trat und mit Stein und Schwamm ein Tabaksfeuer machte. Das Ding war wider Erwarten rasch in Ordnung, Luft hatte es auch, steckte er daher seine Hände jetzt in die Taschen und hielt die Pfeife mit den Zähnen; so würde er nicht sprechen können, sollte man meinen, aber er sprach deutlich und vernünftig folgendermaßen: „Ich führ' ihn schon und gfreut's mich, wenn ihm mein Namen recht ist. Der Simon — wie ich heiß — paßt ehsselb zum Petrus, sind vorzeit auch beisammen gewesen. Nur muß ich halt wohl das sagen, Waldbäurin: Verpflichten kann ich mich für nichts, bei den Andern nicht und bei Dem nicht. Im Ganzen werde ich Stuck a vierunddreißig haben. Da magst Dir's eh denken. Weil's halt gern heißt, wenn's so einem Menschen schlecht geht und daß er was braucht: Geh zu Deinem Firmgöden, Dein Firmgöd soll Dir helfen. Daß man thut, was man kann, versteht sich. Ist's Dir so recht, Petrus?"

„Thu ihn halt schön bitten, die Händ zusammenhaben und bitten!" ermahnte mich meine Mutter.

„Ist schon recht, ist schon gut," wehrte der Bauer ab. „Samstag, als am Vorabend um Stund zwei mußt in meinem Haus sein. Kommen die Andern auch. Ein G'wandel hast?"

„Wohl, wohl." Und so war Alles in Ordnung.

Der Samstag kam und um zwei Uhr saßen wir in der Stube des Schmiedbergers der Reihe nach auf den Wandbänken herum, alle fein herausgestiefelt, gewaschen und gekämmt und mit weißen Hemdkrägen, bunten Halstüchlein, oder derlei das Beste, was eben Jeder auftrieb. Wir flüsterten zu einander oder saßen auch ganz still da und schämten uns ein wenig, daß wir auf der Welt waren. Jetzt trat der Schmiedberger zur Thür herein, glatt rasirt und in seinem braunen Tuchgewand, was noch sein Bräutigamsgewand war und nur bei festlichen Gelegenheiten angethan wurde. Da er in seinem Hause Kindstaufen oder derlei nicht zu erwarten vermochte, so konnte der feine Anzug schon auch für die Firmungen herhalten. Der liebe Mann blickte uns der Reihe nach an und mehrmals scharf mit dem Kopf neigend sagte er: „Der heurige Trieb ist, Gottlob, wieder rechtschaffen stark."

Es sah nicht aus, als ob er die sieben Firmlinge für sieben Schmerzen hielte.

„Seid's tüchtige Kampeln übereinand," sagte er, und als hierauf die Schmiedbergerin mit der großen Sterzschüssel kam und mit den Milchtöpfen: „Nu wollen wir einmal sehen, ob auch Jeder brav essen kann. Dem heiligen Geist muß man mit Sterz ein Nest bauen. Setzt's Euch zusamm'!"

Ueber unser Nestbauen war keine Klage zu führen. Dann verließen wir das Haus und der Schmiedberger hatte seinen Stock mit, weil er etwas ungleich auf den Füßen war. Wir gingen durch den Anger hinab, wo die Schafe grasten, schwarze und weiße und graue, und da fragte der Bauer Jeden von uns, welche Farbe ihm am besten gefiele? Die Meisten waren für das Weiße; ich halte es bei den Lämmern allemal mit den schwarzen; Einer, der Rüsselbub, gab seine Meinung dahin ab: er sei in dieser Sache wie unser Herr-

gott, schaue nicht auf's Aeußere, sondern auf's Innere, ob so ein Thier auch feist sei. Der Bauer hat sich aber weiter nicht in die Sache eingelassen, sondern uns auf den weiten Weg aufmerksam gemacht, den wir vorhatten.

Derselbe ging anfangs zur Wiese hinab, wo sehr hohe Sauerampferblätter und Germen standen, ging über den schmalen Steg des Fresenbaches, der an seinen Enden vor lauter Blätterwerk nicht zu sehen war, so daß der Firmpathe warnte, wir sieben sollen Acht haben und keine Forelle todt treten. Hernach ging der Weg durch den Fischbacherwald hinauf, der zuerst leidlich licht war, weil der Schmiedberger ihn erst vor einigen Tagen geschoren hatte; die grüne Wolle des Reisigs lag noch in Stößen aufgeschichtet und die abgeschneidelten Stämme verbreiteten einen Geruch, als wären wir in der Mürzzuschlager Balsamapotheke. Dann kam der „Herrschaftswald" und der stand schon anders da. Der war schier räubermäßig finster und anstatt der Schneidler und Holzhauer hackten in den Wipfeln die Spechte. Der Weg ging jetzt durch kahlstämmigen Hochwald, jetzt durch jungen Anwachs von Fichten und Lärchen sachte die Bergeshöhe hinan und über dieselbe hinaus bis zur Blöße der „Härtelstuben", wo unter verwitterten Tannen eine verfallene Hütte stand. Hier sahen wir über die Welt hinaus. Unsere Gegend Alpel war tief eingesunken wie ein Pfannenmus, wenn's kühlt. Und weit um in durchsichtigem Grau standen fabelhafte Berge, wovon der allerentfernteste, wie wir glaubten, schon in der Türkei stehen mußte. Seither habe ich jenen „Berg in der Türkei" mehrmals bestiegen — der freundliche Kulm bei Weiz war's.

Nun ging auf der andern Seite unser Weg abwärts, durch Baumgruppen, Matten und Schläge, und steil bisweilen in den vertrockneten Rinnsalen der Wildbäche. In der neuen

Gegend, auf die wir hinabsahen, war es auch wieder stark buckelig, wohl Alles grün und mitten drinnen zwischen Halden und Holzzäunen lag ein weißes Dorf mit einem silbernschimmernden Kirchthurm. „Das ist Birkfeld?" fragten wir. „Das ist erst Fischbach, meine lieben Buben," belehrte der Firmpathe, „aber wir werden uns schon trösten."

Als ob er sich daran erinnert hätte, was die Fischbacher Bauern für ein Kirchenlied singen: „Mein einziger Trost ist der Wein und der Most." — Beim Staudenwirth alldort hat uns der Pathe so viel Trost gespendet, daß wir auf den eigentlichen Tröster, den wir doch zu suchen ausgegangen waren, allmiteinander schier vergaßen. Als wir hernach auf der schönen Straße dahintrippelten, die den großen Fischbacherwald durchzieht, waren wir so munter und übermüthig, daß wir mit Geschrei und Gelächter uns gegenseitig hin- und herzerrten und auch den Schmiedberger, der bestrebt war, in seiner jungen Schaar den Anstand aufrecht zu halten, in's tolle Treiben verstrickten. Der Lustigste war er und zettelte Schabernack an, bis wir zu jenem stillen Waldanger kamen, wo das hohe Christuskreuz steht. „Donnerwettersbuben, da henkt er und wir sind rauschig!" mit diesem Ausrufe stellte der Bauer die Ordnung her. Denn im Grunde waren wir Firmlinge mehr oder weniger alle in weihevoller Stimmung; bei Einigen mochte sie durch den Fischbacher Apfelmost momentan etwas geschädigt worden sein, bei mir ward sie durch ihn nur erhöht.

Recht still, ja fast armselig ging das Würzelein einher. Das war der bausbackige, aber noch sehr kleine Sohn einer armen Häuslerin, er hieß Franz Wurzel und wir änderten den Namen entsprechend seiner zwergenhaften Gestalt. Das Würzelein trabte meist ganz allein hinten d'rein, schaute zu Boden, als unterhalte es sich an dem Watscheln seiner Bein-

chen und sagte fast nie ein Wort, außer dem „Bitt' gar schön!" wenn es was essen oder trinken sollte und: „Vergelt's Gott!" wenn es damit fertig war. Anfangs wollten wir ihn zum besten halten und Späße mit ihm treiben, da er aber Alles ganz ruhig hinnahm, so kamen wir unter uns überein, das Würzelein wäre sehr dumm! Und ließen es gehen. Aber Einer war unter uns, der Rüsselbub, der war viel gescheiter, trieb seine Gescheitheit jedoch sehr arg. Er war weitaus der Größte von uns, und doch trug er Kleider, die ihm viel zu weit am Leibe schlotterten. Er war armer Leute Kind, und obwohl die Firmung nicht unerläßlich nothwendig ist, so sagte er doch, daß sie allen anderen tausend Sacramenten weit vorzuziehen sei. Ich machte ihn nebenbei aufmerksam, daß eigentlich nur sieben Sacramente wären, er behauptete, sein Vater zähle deren immer tausend, und blieb dabei. Daß der Rüsselbub ein ungewaschenes Maul hatte, war mir wohl bekannt, daß er aber fünf Schritte hinter dem Schmiedberger seinen Genossen zu sagen wagte, er lasse sich die Stirne nicht umsonst mit Chrisam bestreichen (oder wie er das in seiner Mundart ausdrückte), das hat mich empört. Allerdings lieh ich den Knaben nicht ungern mein Ohr, als sie flüsternd nun zu muthmaßen anfingen, was der „Göd" (Pathe) wohl für Jeden springen lassen werde.

„Wir kriegen was Lebendiges, paßt auf!" sagte der Heiden-Maxel.

„Wenn das ist, so soll er mir seine Tochter geben," sagte der Rüsselbub.

Wir Anderen meinten, das wäre zu viel verlangt, denn die Mirzel war eine allzu herzige Dirn.

„Oder soll mir sie leihen!" so der Rüssel. Das war mehr als zu viel verlangt. Hätte der Göd nur darauf ge-

achtet, daß die kleine Gruppe weiter zurückblieb und der Lärm in ein Flüstern übergegangen war, er hätte es ahnen müssen, welche Richtung das Gespräch genommen hatte. Der Rüsselbub mit seinem schleifenden Gang und mit seiner männlich-tiefen, fast gröhlenden Stimme, der sonst seiner Unmanierlichkeit wegen von uns gemieden wurde, war jetzt der Mittelpunkt der Unterhaltung, in der er aber auch ganz unglaublich gewandt seinen Mann stellte. Mit Entrüstung hörte ich zu, aber auch mit Angst, daß es der Göd hören und ihn unterbrechen könnte. Ein Hauptkerl war's, der Rüsselbub! Da hatten wir noch weit hin. Daß er aber auch schon auf Alles seinen Senf gab: auf die Baumwipfel, auf die Vögel, auf ein altes Weibsbild, das uns mit ihrem Eierkorbe begegnet, auf das Kreuzschusterhäusel selbst, das am Waldesrande stand und an dem wir vorbeikamen.

„Was thut Euch denn der Rüssel so viel erzählen?" fragte der Göd auf einmal und drehte sich gegen uns um.

„Die Firmung thu' ich ihnen auslegen," log der Rüsselbub, „weil ja Keiner was weiß von der Sach!"

Ob es der Schmiedberger geglaubt hat oder nicht, das weiß ich nicht, doch sagte er, er wolle auch was davon hören und mischte sich unter uns. Jetzt war der Unterricht aber gerade aus geworden.

Der Wald hatte endlich aufgehört, die Straße führte über kahle Anhöhen und Bauerngründe hinab in eine weite kesselartige Gegend, an deren fernen Bergen weiße Punkte von Dörfern und Kirchenthürmen schimmerten. Und weit draußen in der Niederung auf einem grünen Bühel lag das stattliche Birkfeld. Die Abendsonne schien darauf hin, und da schimmerten die Fenster und es funkelte der goldene Thurmknauf. Gerade als wir die Straße gegen den Markt hinan-

gingen, huben alle Glocken zu läuten an, so daß der Göd schmunzelnd sagte: „Ob das nicht etwan uns zu Ehren geschieht, Buben?"

„Freilich," lachten Etliche, „sie läuten, weil der Rüsselbub kommt!"

Während wir an der einen Seite des Berges hinangingen, zog an der andern Seite der Bischof herauf. Und oben auf dem Marktplatz, wo an dem Kirchenthor die Statuen der Apostel Petrus und Paulus stehen, trafen wir zusammen. Die Schaar der Geistlichen und der Bischof unter dem rothen Thronhimmel zogen feierlich in die Kirche und wir tappten hinten nach. In der kühlen großen Kirche strahlten alle Kerzen im Abenddämmern. Von dem hohen Schiff, wo goldene Sterne funkelten, hingen in weiten Bogen Tannenkränze nieder, und die festlichen Fahnen und das helle Klingen der Orgel und der vor dem mit Glanz und Rosen geschmückten Hochaltar aufwogende Weihrauch — Alles das erweckte in mir eine unbeschreibliche Feierstimmung. Leider saß im Kirchenstuhl hart neben mir der Rüsselbub. Als der Reigen der Kranzjungfrauen, die morgen auch gefirmt werden sollten, an uns vorbeizog, stieß mich der Rüssel mit dem Ellbogen und zischelte: „Bei der dort, die ihre Augen so niederschlägt und den Wachsstock so fest auf die Brust drückt, bei der möchte ich Bischof sein."

Er solle beten und nicht schwatzen, war mein Verweis. Aber er hat mit seinem ungebührlichen Ohrenblasen nicht nachgelassen, bis meine ganze Andacht zerstört war und bis er uns alle übrigen Sechse so sehr aus Rand und Band brachte, daß uns das verhaltene Lachen inwendig wie ein Bock stieß, bis es aus Einem und dem Andern mäckernd hervorbrach. Weil ich mir wohl die meiste Mühe gab, das Auflachen zu verwinden, so wurde bei mir die Spannung auch am größten;

während mir schon der Angstschweiß auf der Stirn stand und ich alle Heiligen anrief, daß sie mir beistehen möchten gegen die schrecklichen Späße des Rüsselbuben, platzte ich plötzlich aus.

Der Göd stürzte zu meinem Sitz, riß mich am Arme weg und zerrte mich rasch aus der Kirche hinaus. Er machte mir nur sanfte Vorwürfe, aber unter dem blühenden Hollunderstrauch der Kirchhofsmauer, bei einem Häuflein von Knochen und Todtenschädeln wand ich mich weinend.

„Dieser Rüssel wird's noch kriegen von mir," sagte der Schmiedberger und es zitterte in seiner Hand der Stock, „aber was hat er denn gesagt?"

„Weil eine Jungfrau so das Licht vor ihr Gesicht hat gehalten," erzählte ich, „so hat er gesagt: Du schau, Betschwester, daß Deine lange Nase brennend wird!" Dabei stieß es mich wieder so gewaltig, halb im Lachen, halb im Schluchzen, wie ja meine Mutter immer gesagt hat, ich hätte Weinen und Lachen in Einem Sackel beisammen.

„Steh' auf, Peterl, und laß' Zeit," tröstete der Göd, „ich will vor der Firmung keinen Unfried anheben, aber morgen auf dem Heimweg, da werde ich dem Rüsselbuben meine Meinung zu wissen thun. Und Du sei gescheit jetzt und denk', 's Lachen ist Sünd' und 's Röhren (Weinen) a Schand'."

So ist dieselbige Vesper, die so feierlich begonnen, zwischen Sünd' und Schand' zu Ende gegangen. Aber das Gericht war nahe.

Nach dem Gottesdienst schaarten wir Sieben uns um den Göden und er zog mit uns Markt auf Markt ab und suchte eine Nachtherberge. Alle Wirthshäuser waren schon vollgepfropft von Fuhr- und Krämersleuten, Wallfahrern, Firmlingen und Pathen. Es war in der Gegend lange keine Firmung mehr gewesen, daher sammelte und staute es sich nun, und wir

trippelten noch am späten Abend umher und suchten eine Ruhestatt für die müden Glieder. Abendbrot hatte uns jeder Wirth angetragen. „Schafbradel,“ „Speckfleck,“ „Eingemachtes,“ „Schöberl“ oder was zu Trinken!

Unser Pathe aber erklärte überall: „Habt's uns keine Liegerstatt, so laß ich Euch gar kein Geld da.“

Wir zogen aus dem Markt hinaus. Am Himmel flimmerten die Sterne, auf den thauenden Feldern sangen die Grillen und auf der Straße gröhlte der Rüsselbub herum. Wir verloren ihn zeitweilig, und auf einmal war er doch wieder da. Er kaute an etwas.

„Bei der Firmung Krautblotschen fressen,“ knurrte er, „das ist mir auch noch nicht passirt.“

Endlich hatten wir eine alte Scheune gefunden, an deren unterem Gelaß Schweine grunzten, deren Ueberboden aber Heu und Stroh barg. Der Göd ertheilte folgenden Unterricht: „Meine lieben Buben! Einwendig braucht der Mensch nichts wenn er liegt, aber auswendig braucht er was, sonst kann er nicht liegen. Er braucht unter sich was, daß er nicht durchfallt, und er braucht über sich was, daß nichts auf ihn d'rauffallt. Und da gibt's nicht leicht was Besseres als so einen Stadel. Schlupft's hinauf, Buben.“

Es war für den, der 's genau nahm, noch eine Jauche zu umgehen, ein Gestrüpp zu zertheilen, das Loch war nicht schwer zu finden. Wie Katzen krochen wir Einer über dem Andern hinauf; das Würzelein blieb der letzte unten und hatte tüchtig zu schnaufen, bis er sich auf den Heuboden wand, wo wir uns Alle miteinander heimisch machten. Der Göd ermahnte uns noch, den heiligen Geist anzurufen, erinnerte an die Bedeutung des morgigen Tages, als an dem wir vor dem Hochgottesdienste das heilige Sacrament empfangen würden.

Derlei Rede beförderte den Schlummer. Anders aber das, was der Heiden-Maxel sagte: „Wenn heut Nacht in diesem Stadl Feuer auskommt, sind wir hin.“

„Das ist wohl gut, daß Dieselbige mit der brennenden Nasen nicht bei uns ist,“ flüsterte ein Nachbar. „Wenn Feuer ist, ich spring' beim Dachthürl hinaus,“ that ein Anderer kund. Das wäre noch das Beste, meinten wir. Mittlerweile trieb der Rüssel heimlich allerlei Allotria.

„Wem gehört die Hand da?“ rief der Knittler-Natz, „es ist eine fremde Hand da, wem gehört sie?“

Keiner meldete sich. Der Natz hielt sie fest. „Will's bald sehen, wem sie gehört,“ sagte er und biß hinein. Da that der Rüsselbub einen Schrei.

„Du Großer!!“ sagte nun der Firmgöd, sonst sagte er nichts, aber es war mit einer unheimlichen Betonung gesprochen.

Die Thurmuhr schlug schon späte Stunde. Der Nachtwächter rief seinen Spruch aus. Ich war davor erschrocken, denn ich hatte früher den nächtlichen Ruf noch niemals gehört. Ich dachte an das Unheil, das den Menschen immerfort umlauert; ich dachte auch an die Todten in ihren Gräbern, die nicht aufwachen, wenn der Wächter schreit; die nicht aufwachen, wenn die Feuersbrunst wüthet; die nur aufwachen werden, wenn die Posaune ruft am jüngsten Tage.

Wenn die Todten nicht erwachen wollen, so sollen auch die Lebendigen einschlafen in Gottesnamen.

Mitten in der Ruh' erscholl draußen ein Horn.

Durch die Fugen herein drang heller Feuerschein. „Feuer!“

Wir fuhren empor, wir schrien durcheinander; Einige jammerten, der Göd ermahnte zur Besonnenheit; Einer sprang über unsere Glieder hin, tastete sich zum Dachthürl, riß es auf und sprang hinaus. Wir hörten ein Geplätscher, wie wenn Einer

in den Tümpel fällt, wir hörten ein Sprudeln und Abschütteln, wie wenn das langwollige Schaf dem Waschbottich entspringt.

„Was ist denn das Alles gewesen?" rief der Göd, „man hört nichts mehr. Das Posthorn hat vorbeigeblasen, der Mond ist aufgegangen und wer Feuer geschrien hat, ist ein Halbnarr. Aber welcher von diesen Sakermentsbuben ist denn hinausgesprungen?"

Alle waren da — bis auf den Rüssel. Jetzt, da er auf unser Rufen nicht zum Vorschein kam, kletterten mehrere von uns hinab und gingen ihn suchen.

Es war erbärmlich, er wälzte sich im Grase und sprudelte aus dem Mund und suchte sich zu reinigen. Er war gerade in die Jauche hineingesprungen. Endlich riß er die Kleider von sich herab und wollte sich im Strauchwerk abscheuern; das Strauchwerk bestand aus Nesseln und Dornhecken und so ging der Jammer erst an.

Das war keine Nacht zum Schlafen und als der Morgen kam, mußte der Rüsselbub bei den Bewohnern des unteren Gelasses Zuflucht suchen, um sich zu erwärmen. Und im Zustande seiner Kleider konnte an diesem Tage bei ihm von der Firmung keine Rede sein. Der Schmiedberger wollte Mittel finden, indem er in den Häusern herumging, bittend, man möge ein Christenwerk thun und seinem verunglückten Firmling für den Vormittag ein Gewand borgen.

„Ja recht gern, warum denn nicht, versteht sich!" Den Wachshofer hießen sie ihn, der's so freundlich zusagte. Er brachte Kleider von seinem Söhnlein. „Oh Narr! Ist denn der Lümmel so groß? — Den sollt' ich schier kennen. Bist Du nicht der Augustin Rüssel? Und Du willst Dich heut' zur Firmung führen lassen?" schrie der Wachshofer dem Burschen in's zuckende Gesicht hinein. „Lump, schlechter!"

„Was habt's denn mit ihm?" legte sich der Göd d'rein.

„Und den wollt's Ihr heut' firmen lassen?" fragte der Wachshofer und that seine vierschrötige Gestalt auseinander und schlug ein schallendes Gelächter auf. „Der Kerl ist ja schon gefirmt. Vor zwei Jahren oder drei, wie diese Leut' noch in der dasigen Pfarr' sind umhergestromert, hab' ich ihn selber geführt."

Eilends hat sich der Rüsselbub davon gemacht und es war auch hohe Zeit dazu gewesen, denn die beiden Firmpathen hätten ihm ein Angebinde versetzt, das er gewiß nimmer vergessen haben würde.

Jetzt, da der Bock dahin war, schien auf die sechs Schäflein der Segen zurückzukehren. Wir wuschen uns am eiskalten Bächlein, das aus dem Waldgraben hervorkam: Der Göd hatte einen Kamm bei sich, mit dem glättete er nun der Reihe nach unser Haarwerk, that mancherlei am Anzug in Ordnung und als wir leidlich beisammen waren, führte er uns in's Wirthshaus, und es wird damals bei mir das erstemal gewesen sein, daß ich Kaffee gegessen habe.

Als wir hernach durch das festliche Gewühl der Menge in die Kirche gingen, wurde Manchem von uns bange. Es war viel die Rede gewesen von einem Backenstreich, den der Bischof dem Firmling versetze. „Aber todtgeschlagen hätte er noch Keinen."

Als wir uns hernach in der Kirche allen anderen Firmlingen anreihten und vom Hochaltare her das Strahlen des silbernen Kreuzes, des goldenen Bischofstabes sahen, wie das immer näher heranschwankte und endlich die weiße Bischofsmütze sichtbar wurde, während Einer auf der Kanzel fortwährend das Vaterunser betete, bereiteten wir uns klopfenden Herzens vor. Wir steckten die Firmkarten, die uns daheim der Caplan als Befähigungszeugniß ausgestellt hatte, zwischen

die Finger der gefalteten Hände. Der Göd stand hinter uns und strich jedem der Seinen das Haar aus der Stirne. So warteten wir, bis sie herankamen.

Sie kamen heran, die Priester in Chorröcken, jeder mit dem Zeichen seiner Würde. Der Erste trug das Kreuz, der Zweite salbte mir die Stirne mit Chrisam, der Dritte nahm die Firmkarte aus den Fingern und nannte den Firmnamen: „Simon"; dann war er selber da, der Bischof! Er legte die Hände auf das Haupt, berührte mit zwei Fingern die Wange und war vorüber. Nun folgte Einer mit einem Zinnteller, worauf Brotstücke mit Salz lagen, damit rieb er mir das Chrisam wieder von der Stirne; ein Weiterer fuhr noch mit einem Tüchlein drüber und der Letzte gab mir den gedruckten Firmschein in die Hand, dann waren sie Alle dahin. Das Ganze dauerte nicht eine Minute — und das war Alles, das war die Firmung gewesen. Die Anderen athmeten auf, ich aber erschrak. Wo war die Weihe, die innere Beseligung, die ich erhofft hatte? Angsterfüllt betete ich dem Priester das Glaubensbekenntniß nach, es war aber wie immer, ich sagte die Formel wie immer, ohne dabei zu denken, daß man glauben oder nicht glauben könne, und empfand nichts. Während alle Anderen muntere Gesichter machten und sich des heiligen Geistes freuten, war ich tief unbefriedigt und fühlte eine schwere Traurigkeit. Und ich war doch auch mit frommem Herzen gekommen und hatte Sehnsucht gehabt nach dem heiligen Geiste. Was hatte ich denn gethan?

Aber so ist es mir ja immer ergangen in der Welt, wo ich am sehnlichsten gehofft, bin ich am tiefsten enttäuscht worden. Es mag meine Phantasie der Möglichkeit ja um ein Stück voraus sein, aber daß sie selbst den heiligen Geist überflügeln sollte —?

Ich habe es später meinem Katecheten gestanden, daß mir nach der Firmung so bange geworden wäre, und der sagte, das eben sei die Gnade des heiligen Geistes, daß ich mich nach dem heiligen Geiste sehne . . . .

Von unserer Firmreise ist weiter nicht mehr viel zu erzählen. Beim Mittagsmahl ließ sich unser Göd nicht spotten, und er schaute zufrieden auf die stattliche Reihe seiner Firmlinge, während Andere deren blos einen oder zwei bei sich hatten. Seine Firmlinge waren ihm ja wie eine öffentliche Auszeichnung; es thut immer wohl, wenn die Leute sehen, daß man der Erwählte von Vielen ist. Der Heimweg war genau so weit als der Ausweg, aber äußerst lustig, und so oft wir an einem Wirthshause vorbeikamen, fand es der Schmiedberger für nöthig, die heilige Taube trinken zu lassen.

So kamen wir in der That einigermaßen begeistert zu Hause an. Bevor uns der Firmgöd entließ, erhielt jeder von uns einen Silberzwanziger zum Andenken. „Vielleicht," sagte der Göd, „kommt auch einmal was Anderes nach."

Es vergingen kaum vier Wochen, so brachte der Jungknecht des Schmiedberger ein kohlschwarzes Lämmlein in mein Haus, und das Lämmlein gehöre mir, der Firmgöd ließe mich grüßen.

Auch die Anderen hatten ein Jeder ein Lamm bekommen, und mehreren von ihnen ist selbes zur Stammmutter eines fruchtbaren Geschlechtes geworden. Mir hat man von der Wolle des meinen nur ein einzig Paar Socken machen können; im zweiten Jahre habe ich mir beim Köhlerhans für das Schäflein das Buch der heiligen Pfalzgräfin Genovefa eingetauscht. Dieser Handel soll den Köhler überaus befriedigt haben, und das freute mich, denn ich hielt dafür, daß ich ihn weit übervortheilt hätte. Das Buch hat mich glücklich gemacht und nichts zu fressen gebraucht.

Was den Rüsselbuben anbelangt, ist derselbe so leicht nicht zu vergessen, und dürfte ich die rechten Worte gebrauchen, so wollte ich ihn beschreiben. Indeß sage ich nur Einiges. Weil er ein fleißiger Arbeiter geworden, so ist er bei unseren Bauern verblieben, hat sich aber zum unflätigsten Gesellen ausgewachsen. Wie er für die Firmung noch Kleider am Leibe gehabt hatte, die ihm viel zu groß und weit gewesen, so trug er später deren so enge, wie ein Reitknecht. Sein Bauer ließ ihm eine blaue Schürze machen, die er aber wie einen Strick um seinen Leib wand. Die Hosen gingen ihm kaum über die Waden, das Hemd hatte er am Halse mit einem rothen Tuch fetzenhaft zusammengebunden. Auf dem grünen Hute trug er struppige Hahnenfedern, sein schwarzes, stets feuchtverfilztes Haar, sein verwilderter Bart mit den krausen Ringlein an den eckigen Backen, und seine hervorgedrungenen Glotzaugen, all das hatte ein freches, widerliches Ansehen, daß man dem Rüssel am liebsten auswich. Und doch fand er seine Genossen; Solchen, die eine schamlose Seele haben und keinen rechten Ausdruck für sie finden, war er der Rechte. Alles Züchtige, Schöne, Erhabene wußte er nachgerade zündend lächerlich zu machen, zu verhöhnen, zu beschmutzen, er hatte hierin eine ganz eigenthümliche Fertigkeit. Er kauerte in der Kirche stets im dunkelsten Winkel, wo er seinen Hut oder die Zipfelmütze gern auf das Haupt eines Heiligen stülpte, die Formeln des Geistlichen gerne nach seiner Weise parodirte und sich Stellungen gab, die mit keinem Cultus der Welt in Einklang zu bringen gewesen wären. Er war bei Hochzeiten als Pöller-abbrenner thätig, bei Begräbnissen als Leichenträger — gebrauchen ließ er sich zu Allem, nahm auch keine Belohnung dafür, außer Wein oder Most im Wirthshause; er fand seine Ent-schädigung darin, daß er die derbsten Witze losließ, die zwei-

deutigsten, oder besser unzweideutigsten Liedlein sang, die unanständigsten Geberden machte. Drastische Namen erfand er für Dinge, die keinen brauchen. Zudem hatte er den Drang, derlei zu verewigen, und da er nicht schreiben konnte, so hielt er sich an's Zeichnen und Graviren. Viele Thorsäulen, Kreuzpfähle und Thürpfosten haben müssen verhobelt und verstümmelt werden, um die Illustrationen des Augustin Rüssel zu vertilgen. Selbst wenn er ernst war, konnte er endlich gar nicht mehr wie ein gewöhnlicher Mensch sprechen, Alles was er sagte, kam roh, wild und schamlos aus ihm hervor. Daß er eine Geliebte gehabt hätte wie andere Bursche, ich wüßte es nicht und ich glaube es nicht. Die Weiber wichen ihm von weitem aus oder verdeckten ihre Augen. Dieser Mensch starb in einem Alter von dreißig Jahren in einer Strohscheune, und zwar an einer Krankheit, die so widerwärtig war, daß sich Niemand ihm nähern wollte.

Nur das Würzelein, das nun aber eine tüchtige Wurzel geworden war, und braver Oberknecht bei unserem Großbauer, erinnerte sich daran, daß er ja mit dem Rüsselbuben kameradschaftlich dazumal zur Firmung gegangen sei und daß man den Gesellen in der Noth doch nicht ganz verlassen dürfe. Er suchte den Augustin auf; der lag auf schlechtem Stroh und seine weit offenen, starren Augen hatten kein Leben mehr. Der Oberknecht drückte sie zu und betete für seinen Frieden.

So hat sich von uns Sechsen — die wir einstmals mit Chrisam gesalbt worden sind — nur beim Würzelein der heilige Geist augenscheinlich gezeigt.



Kinder der Welt im Walde.

Klüger muß er sein, der entlegene Gebirgsbauer, vielseitiger gewandt und thätig muß er sein, als der Großdörfler, und vollends als der Städter — er muß! sonst kann er nicht leben.

Der Städter hat's leicht; wenn er schreiben kann, oder rechnen, wenn er z. B. die Lederfabrication versteht, oder eine Spezereihandlung leitet, oder gar, wenn er speculirt und sich auf das Couponschneiden verlegt — so hat er Alles, was er braucht; und was ein Stadtmensch alles braucht, das weiß Jeder, der einer ist. Was in den Städten durch die Theilung der Arbeit tausend Köpfe, Hände und Räder besorgen, nämlich das Bedürfniß des Lebens, das muß der entlegene Gebirgsbauer in seinem engen Kreise, mit seinen kleinen Mitteln für sich ganz allein machen. Er ist Naturproducent, Fabrikant, Vermittler und Consument. Zum Stück Brot, das er ißt, hat er vor einem Jahre mit eigener Hand das Korn in die Erde geworfen; für den Speck, den er zum Kraut genießt, hat er mit den Rüben, die er auf eigenem Boden gebaut, das Schwein gemästet. Der Schuh, den er trägt, ist aus der Kuhhaut, die er selbst dem Thiere vom Leib gezogen und gegerbt hat; die Wolle zum Lodenrock hat er seinen eigenen

Schafen abgeschoren, hat sie gesponnen, gewebert und gewalkt. Sein Hemd sah er im vorigen Sommer in der blauen Blüthe des Flachses schimmern auf sonnigem Felde, und der Melkzuber, in den seine Kuh die Milch rinnen läßt, hat vor einem Jahre noch in einem Fichtenstamm seines Waldes gesteckt. So könnte ich in langer Reihe Dinge aufzählen, an denen der Bauer sein eigener Züchter, Gärtner, Müller, Bäcker, Schmied, Sattler, Zimmermann, Weber, Wagner u. s. w. sein muß. Und eine Wirthschaft, in der das alles zusammen auszuüben ist, braucht noch gar nicht sehr groß zu sein, es ist das gewöhnliche Bauernhaus in den Bergthälern, in welche die tauschlustige Welt noch nicht so recht zu dringen vermochte.

Ob ein solcher Bauer nicht einen Kopf braucht? Wohl ist auch dieser Kopf Eigenbau, und das ist gut, denn der Hausirjude, der allzeit bereit ist, etwaigen Bedarf um gutes Geld aus den Städten zu vermitteln, könnte ihn kaum besorgen.

Heute wird auch das anders; aber seit zwischen Stadt- und Bauernhaus das baare Geld so wichtigthuerisch hin- und herrollt, hat der Bauer keine rechte Lust mehr an seiner Wirthschaft, in der er immer für Andere arbeiten soll. Dazu braucht er ja nicht in der Einöde zu sitzen, das kann er draußen auf Pachtgründen und in Fabriken ja viel besser, er verkauft oder verwirthschaftet seinen Besitz und zieht dem Gelde nach. Und jetzt erst ist der dumme Bauer da!

Es ist eigentlich gar nicht nöthig, daß man derlei sagt, weil es ja in unserer gesellschaftlichen Entwicklung der natürliche Lauf ist und nicht anders gemacht werden kann — auch wenn man wollte. Ich erwähnte die Dinge nur, weil auch das Haus meines Vaters — von dem ich etwas erzählen will — eine Wirthschaft gewesen ist, in der wir fast Alles,

was wir brauchten, selbst erzeugt haben. Und doch hat uns schon damals das Geld einen Streich gespielt. Mein Vater verstand sich besonders gut auf das Gerben der Häute, auf die Weberei, Müllerei und auf das Leinölpressen. Bei letzterem war ich als etwa zehnjähriger Knabe ihm oft recht wacker behilflich, indem ich mit einer Schnitte Weißbrot ins Oel tauchte, das aus der Kluft der Preßbäume rann, und dann mit der gelbglänzenden Schnitte in meinen Mund fuhr.

Während solcher Beschäftigung trat eines Tages der Holzhändler Clements in die Preßkammer. Der war einmal Waldmeister in Alpel gewesen, hatte sich aber im Holzhandel so heidenmäßig viel Geld erworben, daß es ihn in unseren Bergen nicht mehr litt, sondern in's breite Mürzthal hinausheßte, wo er ruhelos thätig war, sich mehr und noch mehr Geld zu erwerben. Er war bei dieser unerquicklichen Beschäftigung ganz mager geworden, im Uebrigen aber immer noch leidlich bei Humor. Der Clements fragte nun, als er in der Holzmulde das Rieseln hörte, ob der Most süß wäre?

Er sollte ihn verkosten, lud mein Vater ein; aber als der Clements die ganze Mulde hob und daraus einen Schluck machte, fuhr er zusammen, als ob ihm Einer einen Faustschlag in's Gesicht versetzt hätte, und machte den Schluck auf das lebhafteste wieder ungeschehen.

„Schaden kann's nicht, Clements," tröstete mein Vater, „es ist reines Leinöl."

„Waldbauer," sagte hierauf der Holzhändler, sich allmählich wieder in Ordnung stellend, „ich bringe Dir viel gute Sach' in's Haus und Du thust mir so was an!"

„Du bist mir auch der Erste, der den Flachswein nicht mag!" sagte hierauf mein Vater. „Ist ja richtig wie ein Wein, so goldfarbig und klar. Und für die liebe Gesundheit

kannst gar nichts Besseres finden. Ich bin den Aerzten ein paar Ochsen schuldig worden, und dennoch thät' ich heut' tief unter der Erden liegen, wenn der himmlisch' Vater das Leinöl nicht hätt' wachsen lassen."

„Und weil Du, Gottlob, noch über der Erden stehst, Waldbauer, so wirst halt Geld brauchen," fädelte der Clements ein, „schau, mich hat Dein Schutzengel hergeführt, ich bring'. Dir eins."

„O mein Du," versetzte hierauf der Vater und legte sich mit seiner ganzen Schwere über den Hebel, daß der Leinkuchen in der Presse noch seine letzten Tropfen lassen mußte, die aber in ein besonderes Töpflein kamen, weil solcher Rest nicht ganz so klar und milde war, als die erste Abrunne. „O mein Du," sagte er, „das Geld hätt' ich freilich wohl zu brauchen, aber trag's nur wieder fort, ich weiß, was Du dafür haben willst. Du willst die sechs alten Fichten haben, die bei meinem Haus stehen. Es geht mir heute um ein groß' Trumm schlechter, als vor einem Jahr, wo Du Dich der Bäume wegen hast angefragt, aber ich hab' Dir keine andere Antwort, als wie dazumal: die sechs Bäume neben dem Haus die sind ein Angedenken von Alters, und wenn ich Acker und Wiesen verkaufen muß und das Vieh aus dem Stall: die Bäume bleiben stehen, und wenn sie mich ohne Truhen in's Grab legen sollten müssen: die alten Bäume bleiben stehen, bis sie unser's Herrgott's Blitz spaltet oder der Sturmwind bricht."

Die letzten Worte waren schnaufend gesprochen, und mit denselben war nun auch der letzte Tropfen aus dem Leintreber.

Der Clements aber sagte: „Waldbauer, Du wirst keinen Acker verkaufen, und kein Stück Vieh aus dem Stall; Du wirst eine Truhen aus weißem Eschenholz kriegen, Gott geb',

daß Du sie noch lange nicht brauchest! Du wirst auf der Welt noch gute Tage haben. Du wirst nicht die alten Fichten, aber Du wirst aus Deinem Wald die schlagbaren Lärchen verkaufen, die drinnen stehen. Hast Deine Brieftasche bei Dir, so halte sie auf!"

Ich erschrak, als ich die Ziffer der Banknote sah, die der Versucher jetzt aus seinem Leder gezogen hatte und mit zwei Fingerspitzen wie ein Fähnlein vor den zuckenden Augen meines Vaters hin- und herflattern ließ. Das Mißgeschick hatte bei uns dem Holzhändler gut vorgearbeitet, wir konnten all' das, was wir unser zehn Köpfe und Mägen bedurften, nicht mehr aus den achtzig Jochen Berggrund herausziehen; der Arzt schickte uns Briefe, die ich nicht weich und sanft genug lesen konnte, daß sie dem Vater erträglich wurden: „Der Waldbauer wird hiermit aufgefordert, binnen vierzehn Tagen . . . widrigenfalls . . ." „Da meine Geduld endlich gerissen, so habe ich bewußte Angelegenheit dem k. k. Gerichte übergeben, und wird, wenn nicht innerhalb acht Tagen . . . . die Pfändung . . ." Derlei sind so ziemlich die ersten Sätze gewesen, die ich in unserer lieben hochdeutschen Sprache zu lesen bekam. Auch das „Stiftbüchel" mit seinem „Datum der Schuldigkeit" und „Datum der Abstattung" ließ mich ahnen, welche Kraft in der Sprache Schiller's und Goethe's verborgen liegt.

Es war ein leibhaftiger Hunderter, den nun der Holzhändler mit den zwei Fingern an der Ecke hielt. — Ob in demselben Augenblicke nicht ein kaltes Schauern durch's Gewipfel der Lärchen gegangen ist, die draußen einzeln zerstreut im Fichtenwalde standen! Ob nicht ein banges Ahnen die kleinen Vogelherzen angeweht hat, die in jenen Wipfeln ihre Nester gebaut! — Mein Vater streckte die Hand nicht aus

nach dem Gelde, aber er verbarg sie auch nicht im Kleide, er beschäftigte sie nicht mit dem Hebel, er ließ sie — wie er von der Arbeit erschöpft so da saß — halb offen, wie sie die Natur gebogen, auf seinem Schoße ruhen. Der Clements senkte das seltsame Papier hinein, da krümmten sich die hageren Finger sachte — instinctiv — und hielten es fest.

Die Lärchen waren verkauft.

„Nur muß ich mir noch eine Bedingung machen,“ sagte der Holzhändler, da er wußte, das arme Bäuerlein lag bereits im Banne des Geldes, „im Spätherbst, wenn der Schnee kommt, lasse ich die Bäume schlagen. Du wirst Dich verwundern, Waldbauer, wenn ich Dir sage: über Deine Lärchenbäume wird der Kaiser fahren! Ja, ja, zum Eisenbahnbaue brauchen wir sie. Meine Bedingung ist die, daß meine Holzknechte, so lange sie im Walde arbeiten, in Deinem Haus kochen und schlafen dürfen.“

„Warum denn nicht!“ meinte der Vater, „das ist ja recht brav, wenn's ihnen unter meinem Dach gut genug ist!“

Welch ein Unheil wurde mit diesen gutmüthigen Worten über unser sittsames Waldhaus heraufbeschworen!

Der Clements schenkte mir noch ein sehr glänzendes Gröschlein und ging dann munter davon.

Ich erinnere mich noch, daß ich mich darüber wunderte; die Munterkeit war doch offenbar unsere Sache, denn wir hatten das Geld. Der Vater trug das seine in den Dachboden hinauf und verbarg es im Gewandkasten; es wird ja bald wieder auswandern. Dann gingen die Tage hin, wie sonst, und im Walde standen die Lärchen und schaukelten im Winde ihre langen Aeste, wie sonst, und wurden im Herbste gelb, wie sonst, und setzten an den Zweigen für ein nächstes Frühjahr an, wie sonst.

„Die wissen's auch nicht, daß sie schon so bald sterben sollen!“ sagte mein Vater einmal zu mir, als wir von der Wiese herauf durch den Wald gingen. Ich tröstete mich aber mit der Hoffnung, daß der Holzhändler Clements, der draußen im lustigen Mürzzuschlag lebte und gar nicht mehr in unsere Gegend kam, auf die Lärchen vergessen würde. Meine Mutter, der ich das heimlich aussprach, rief laut:

„O, Kind, der vergißt auf seine Seel', aber nicht auf die Lärchen!“

Und eines Tages, als der Erdboden schon fest gefroren war, als das Moos unter den Füßen knisterte und brach, da hörten wir im Walde das Rauschen der Säge. Wie wir über die braunen Fichtenwipfel hinschauten, sahen wir aus denselben die gelbliche Spitzsäule eines hohen Lärchenbaumes ragen. Das Rauschen der Säge verstummte, die Keilschläge klangen, da neigte sich sachte die Spitzsäule, tauchte nieder und durch den Wald ging ein Donnern.

Am Abende darauf hatten wir die Holzknechte im Haus. Es waren nur zwei, und als wir sie sahen, gefielen sie uns Allen. Der Eine war schon betagt, hatte einen langen rothen Vollbart, eine Glatze und eine scharf krummgebogene Nase. Die Aeuglein des Mannes schienen sehr klein, weil die rothen Wimpern und Brauen von der Hautfarbe kaum abstachen, aber in den Aeuglein war viel Spaß und Schalkheit. Der Andere war wohl um zwanzig Jahre jünger, hatte ein braunes Bärtlein, war aber sonst im Gesicht etwas blaß und schmächtig; wer jedoch seinen strammen Nacken und seine breite Brust beachtete, der hielt ihn für einen echteren Holzknecht als den Rothen, der nur seines Bartes wegen so martialisch aussah, sonst aber weit kleinbeiniger war als der Blasse. Beide hatten steife Schurzfelle um und rochen nach Harz und Holzspänen.

Für uns war bald abgekocht, so überließ ihnen die Mutter den Herd. Und wahrlich, die verstanden ihn zu benützen! Was sie da kochten, war nicht das bekannte Holzknecht-Wildpret, als Hirschen, Fuchsen, Spatzen und dergleichen Nocken, wie man sie aus Mehl und Fett zubereitet; das war wirklich Fleisch und Speck und Braten, und das schmorte und knatterte in den Pfannen, daß unsere Mägen, welche mit einer Brotsuppe und Erdäpfeln abgethan worden, in höchste Aufregung geriethen. Aber der Rothe zerriß mit den Fingern ein ganzes Speckstück und wir sollten kosten. Einen mit Stroh umwundenen Zuber hatten sie bei sich, daraus that Einer und der Andere lange Züge. Der Rothe lud meinen Vater ein, ihren Wein zu versuchen. Er that's und dabei erging's ihm noch schlechter als dem Clements bei der Leinölmulde: im Zuber war höllischer Branntwein.

Jetzt war's Tag für Tag, daß die Holzhauer in unserem Hause praßten. Uns Kindern verging die Lust an unserer täglichen Kost, weil wir den Ueberfluß und das Wohlleben sahen. Wir wurden unzufrieden und unser Gesinde, das aus zwei halberwachsenen Dienstmägden und einer halbblinden Einlegerin bestand, that manchen tiefen Seufzer. Doch der Rothe wußte uns zu ergötzen. Er erzählte von den Städten und Ländern, denn die beiden Männer waren viel herumgekommen und hatten in großen Fabriken gearbeitet. Dann gab er Schwänke und Schalkheiten zum Besten; in den ersten Tagen auch Räthsel und drollige Wortspiele, bei denen die Mädchen viel kicherten, Vater und Mutter stillschwiegen und ich nicht recht wußte, was ich mir denken sollte. Dann kamen Liedchen, in welchen zum inneren Entzücken unseres Gesindes das ländliche Liebesleben in allen seinen Gestalten zu klarstem Ausdrucke kam. Für uns Kinder war's da allemal Zeit, in's

Bett zu gehen, aber unsere Strohschaube befanden sich eben in der Stube, in welcher die lustigen Dinge vorgingen. Wir schlossen wohl die Augen und ich hatte wirklich den festen Willen einzuschlafen, doch die Ohren blieben offen und je fester ich die Augen zudrückte, desto mehr sah ich im Geiste.

Der blasse Holzknecht war still und ordentlich, blieb des Abends auch nicht so lange in der Stube, sondern suchte stets bei Zeiten seine Schlafstelle auf, die draußen im Heustadl war. Diesem gesitteten Beispiele konnten doch auch die Mädchen nicht nachstehen, sie ließen den Rothen schwatzen und verloren sich. Mein Vater bemerkte einmal zum Rothen, daß der Junge gescheiter wäre als der Alte, worauf der Rothe fragte, ob dem Bauer etwa die lustigen Liedlein nicht recht wären? dann wolle er fromm sein und beten. Und hub an im Tone des Vaterunsers Spottsprüche herzusagen; stieg auf den Herd und verhöhnte in der Predigermanier eines Kapuziners die heiligen Apostel, Märtyrer und Jungfrauen, so daß meine Mutter mit aufgehobenen Händen vor meinen Vater trat: „Ich bitte Dich tausendmal, Lenzel, wenn Du mir diesen gottlosen Menschen nicht bei der Thür hinauswirfst, so thu' ich es selber!"

„Weibel, thu's selber!" rief der Rothe, sprang vom Herd herab und wollte die Mutter packen und liebkosen.

Das war unerhört. In unserem Hause, wo jahraus jahrein kein unanständiges Wort gesprochen wurde, plötzlich solche Sachen! Mein Vater war schier gelähmt vor Erstaunen, die Mutter aber faßte den frivolen Holzknecht am Arm und rief: „Jetzt gehst, Schandmaul! und in mein Haus kommst mir nimmer!"

Nicht einen Zoll ließ sich der Holzhauer vom Fleck rücken.

„Wenn die Waldbauernleut' schon so fromm sind," sagte er immer noch im Predigerton, „daß sie vergessen, was sie unserem Herrn versprochen haben, so geh' ich deswegen doch nicht aus diesem Dach hinaus. Weiber und nasse Fetzen jagen mich nicht."

„Vielleicht jagen Dich Männer und Ofenscheiter!" sagte jetzt mein Vater und riß mit einer Schnelligkeit und Entschlossenheit, die ich an dem sanftmüthigen Manne bisher nicht erlebt, ein Holzscheit von der Asen. Der rothe Holzknecht fiel ihm wüthend in die Arme, sie rangen. Die Mutter suchte den Vater zu schützen, meine Geschwister in Stroh und Windeln erhoben ein Zetergeschrei, ich sprang im bloßen Hemde zur Thür hinaus und rief die Mägde um Hilf' an, die wohl schon friedsam in ihren Nestern ruhen mußten. Die Blinde kam als die erste glücklich über den Hof gehumpelt, während eine der Sehenden über den Schweinetrog stolperte. Und die Jungmagd kletterte auf mein Geschrei und den Lärm im Hause, des Schreckens voll, die Sprossenleiter hernieder, die vom Heustadl in den Hof herabführte. Ohne damals die Tragweite dieser letzteren Thatsache zu erwägen, stürzte ich wieder in's Haus, wo die beiden Männer im heftigen Kampfe schnaufend und ächzend in der Stube von Wand zu Wand fuhren. Der lange Bart des Holzhauers hatte sich in wilden Fetzen um das Haupt meines Vaters geschlungen; dieser schien doch die Oberhand zu gewinnen; da kam der junge Holzknecht, blos in Hemd und blauer Unterhose zwar, aber mit der ganzen Wucht seines Körpers. Die Weiber thaten, was bei solchen Auftritten ihres Amtes ist, sie schlugen die Hände zusammen und jammerten. Meine Mutter nur, als sie sah, es wäre Alles verloren, erfaßte auf dem Herd einen lodernden Feuerbrand, rief: „Ich will Euch noch hinaustreiben, ihr

Raubersleut', das weiß ich gewiß!" und fuhr mit dem Brande an den Bretterverschlag.

„Die Furie will uns verbrennen! mitsammt dem Haus!" so kreischten die Holzknechte und stürzten durch den wirbelnden Rauch zur Thür hinaus.

Wir waren von den unflätigen Gesellen befreit, aber die Flammen züngelten lustig die Wand hinan. Mit heißer Noth — ich weiß heute in der That nicht mehr, durch welche Mittel — gelang es noch, die Feuersbrunst zu ersticken.

So ist derselbe Abend — der schrecklichste in meinem Leben — in eine stille bange Nacht übergegangen. Die Hausthür hatten wir verriegelt und verrammelt, und als wir das Kienspanlicht ausgelöscht, spähte der Vater noch an den Fenstern, ob sie etwa noch draußen.

Es blieb still, erst am nächsten Morgen kam der junge Holzknecht, um seine und seines Kameraden Geräthe mit sich zu nehmen. Sie haben sich dann im Walde aus Holzschwarten und Baumrinden eine Hütte gebaut, in welcher sie den halben Winter über wohnten, bis die Lärchenstämme verarbeitet waren.

Wir waren jedoch überzeugt, daß sie Böses gegen uns spinnen mußten, worauf aber die Jungmagd einmal ganz klug bemerkte, das Beste wäre doch, mit solchen Leuten sich stets in gütlicher Weise zu vertragen.

„Du hast leicht reden, Dirn, Du weißt nichts," entgegnete ihr mein Vater.

Auf ein Solches — schwieg sie.

Da hatte ich zur selben Zeit einen neuen Schreck. Aus Begierde, die gottlosen Gesellen doch noch einmal zu sehen und zu beobachten, ob ihnen bei ihrer Holzarbeit nicht etwa der Teufel knechtliche Arbeit leiste, lugte ich eines Tages vom

Waldwege aus durch das Dickicht auf ihren Arbeitsplatz hin. Da sah ich, daß sie Todtentruhen machten.

Ich berichtete das zu Hause und rief damit eine große Erregung hervor.

„Wie ich sag', sie haben noch was im Sinn!" sagte meine Mutter.

Der Vater vermuthete: „Bub, Du wirst wieder einmal beim helllichten Tag geträumt haben. Nachschauen will ich aber doch gehen."

Wir gingen in den Wald. Mein Vater guckte durch das Dickicht zu den Holzhauern hin — und da sah ich, wie er blaß wurde. „Uh Halbnarr!" lachte er ächzend, „die graben uns Bauern von ganz Alpel ein!"

In ganzen Stößen waren die Todtensärge aufgeschichtet und noch immer hackten sie mit ihren Beilen an neuen herum.— Wir schossen davon, um alsogleich dem Ortsrichter, der auf dem Berge jenseits des Engthales sein Haus hatte, die Mittheilung zu machen von dem, was wir gesehen. Unterwegs dahin begegnete uns der Zimmermann Michel, dem sagte mein Vater, er möge all seine Hacken und Messer bereithalten, es habe den Anschein auf schlimme Zeiten. Die fremden Männer, die in seinem Walde arbeiteten, thäten nichts, als Todtentruhen machen.

„Ja," antwortete der Michel, „ich hab's auch schon gesehen, ein Glück ist nur, daß diese Truhen nicht hohl sind." Hierauf belehrte uns der erfahrene Mann über die Form der Eisenbahnschwellen, die, gewöhnlich zu zweien aus dem Block gehauen, bevor sie auseinandergeschnitten wurden, mit ihren sechs Ecken einem Sarge glichen.

Wir kehrten alsogleich um und als wir auf dem Feldraine hingingen, wo der Rasenweg glatt und hübsch eben war,

sagte mein Vater zu mir: „Jetzt hätten wir schön Zeit, daß wir uns selber auslachen könnten, sonst thun's Andere. So geht's, wenn man wem feind ist, des Schlechtesten zeiht man ihn und ist so verblendet, als hätte Einem der bös' Feind die Hörner in die Augen gestoßen. Am Ende sind auch die zwei Holzhacker nicht so schlecht, als sie ausschauen. Wie der Will, ich werd' froh sein, wenn sie beim Loch draußen sind. Und das weiß ich: der Clements kauft mir keine Lärchen mehr ab."

„Weil Ihr keine mehr habt," war meine Weisheit drauf. Der Vater schien sie nicht gehört zu haben.

Die Holzknechte waren endlich fortgezogen und mit ihnen die Lärchenschwellen. Die röthlichen Baumstöcke blieben zurück und auf den Poren derselben standen helle Tröpflein des Harzes. „Daß sie keine Christen waren," bemerkte mein Vater einmal, „zeigt sich schon darin, daß sie nicht in einem einzigen Stock das Kreuzel eingehackt haben." Im Walde war's nämlich damals noch Sitte, daß die Holzknechte in jeden Stock, sobald der Baum gefallen war, mit dem Beil ein Kreuzlein eingruben. Warum, das habe ich nie recht erfahren können; es wird wohl aus demselben Grunde geschehen sein, aus welchem der Schmied beim Wegziehen des glühenden Eisens mit dem Hammer noch ein paar leere Schläge auf den Amboß thut. Man will mit solchen Dingen dem Teufel, der bekanntlich nie müßig ist und sich in alle Arbeiten der Menschen mischt, das Handwerk legen.

Mein Vater, dessen Leben stets so sehr mit dem Kreuze verwoben war, ging hinterdrein und hieb in die Lärchenstöcke Kreuze ein. Also war's wieder in Ordnung im Walde und voller Frieden, wie es ehedem gewesen.

Und das ist die Geschichte von den fremden Holzern, den Kindern der Welt, die wie ein erster Wellenschlag aus

dem hochbewegten Meere der Welt in unseren entlegenen Waldwinkel gedrungen waren. Wie klein war dieser Wellenschlag, und wie viel Unruhe, Unzufriedenheit und Aergerniß hatte er herangeschwemmt! Nach und nach waren die fremden Elemente wieder vergessen, selbst die Mutter war ihrer Entrüstung endlich Herr geworden. Unsere Jungmagd jedoch blieb — auch seit die Welle wieder zurückgeflossen — unruhig und schwermüthig und hatte oft verweinte Augen.

Wohl möglich, daß an ihr ein Tröpflein des Wellenschlags hängen geblieben ist.

Auf der Alm giebt's ka Sünd'.

Ich sag's ja immer, für einen zehnjährigen Hirtenknaben auf der Alm ist es schwer, Mensch zu sein. Ich meine nicht etwa mich, denn ich war damals zwölf oder dreizehn Jahre alt, oder vielleicht schon vierzehn, kurzum, in dem Alter, wo der Mensch am allergescheitesten ist.

Daher steckte ich an jenem heißen Sommertage beim Kornschneiden die Sichel in eine Garbe und versicherte den Oberknecht, daß es sehr nöthig sei, auf die Alm zu gehen und nachzusehen, ob bei einer solchen Hitze die Kühe nicht etwa schon die Klauenseuche hätten.

Der Oberknecht gab noch der Befürchtung Ausdruck, ob nicht etwa ich die Seuche an den Klauen hätte, weil mir in denselben die Sichel auf einmal so unbequem geworden wäre! Ich dachte: dumm ist auch unser Oberknecht nicht, und ging meines Weges.

Als ich hernach oben über die Almen hinging in der weichen, sonnigen Luft, da sah ich vor mir im Federgrase plötzlich den Giglgogg-Buben liegen. Er lag auf dem Rücken, reckte die Knie empor und sah in den Himmel hinein. Das war der mit den zehn Jahren.

„Giglgogg-Bub!" rief ich ihn an. Da schob er sich erschreckt über.

„Was hast Du denn jetzt gedacht?" fragte ich ihn.

„So!" entgegnete er träge, „habe ich was gedacht?"

„Ja, Halterbub, das müßte ganz ungefähr geschehen sein."

„Mein Lieber!" verbesserte er sich dann, „ich hab' zu denken genug. Vielleicht kannst Du mir sagen, was ich anfangen soll." Und indem er sich halb aufrichtete und mit einem Ruck des Hauptes das braune Haar aus der Stirn schnellte, daß man seine blauen, treuherzigen und gar schalkhaften Augen sehen konnte, sagte er: „Weißt, Lenzischer (vom Lenz der Sohn), daß ich eine Todsünd' haben muß?"

„Zu was brauchst denn Du, kleinwinziger Knirpsl, eine Todsünd'?" war mein Aufbegehren.

„Ja, bis morgen Früh brauch' ich eine Todsünd'! Ich werd' zur Firmung nicht angenommen, wenn ich nicht früher beichten geh'. Läßliche Sünden hab' ich mir schon einen Haufen zusamm'studirt, aber läßliche Sünden wären nur für Kinder was, sagt unser Michel, und ein ordentlicher Mensch — sagt der Michel — soll auch ein paar Todsünden darunter haben. So simulir' ich jetzt schon hin und her und bis morgen Früh muß ich Todsünden haben."

„Da ist noch eine ganze Nacht dazwischen," tröstete ich.

„Wo hernehmen und nicht stehlen!" rief der Junge, der ein besonderes, dreistes, fürwitziges und wiederum überaus einfältiges Bürschlein war. „Wie hast denn Du's angestellt?"

„Wie werd' ich's angestellt haben?" war meine Entgegnung, „ich hab' den Katechismus hergenommen und hab' mir für's Erste einmal die sieben Todsünden herausgelesen. Wenn man sie nur einmal beim Namen kennt, nachher geht's

schon; weißt, Giglgogg-Bub, das ist wie bei Deinen Kühen, wenn Du sie beim Namen lockst, so kommen sie."

„Gelt, Lenzischer," sagte er jetzt und berührte mit den Fingerspitzen meinen Arm, „gelt, Du hilfst mir ein wenig, schau, weil ich alleweil auf der Alm sein muß und nichts lernen kann. Und wenn ich schon einmal beichten geh', so will ich kein kleiner Bub nimmer sein. Und da hätt' ich ganz recht, sagt der Michel."

Da hat er ganz recht, dachte ich mir, und einen halberwachsenen Burschen muß man schon ein Bissel aufputzen — eine Feder auf den Hut und ein paar frische Todsündlein in der Haut. Ueber Nacht werden sie ihm wohl nicht schaden und morgen legt er sie ja doch wieder ab.

„Zum Beispiel die Hoffart," meinte ich; „was sagst denn dazu?"

„Du bist unten bei den Leuten und hast leicht reden," versetzte er mißmuthig, „vor wem soll ich denn da heroben hoffärtig sein?"

„Du kannst Dir's eben nicht anschicken," war meine Entgegnung, „so wollt' ich mich an Deiner Stell' doch einmal kerzengerad hinstemmen vor meine Kühe und sagen: Ihr Hascher, Ihr! Da habt Ihr einen so großen Schädel und keinen Verstand d'rin! Ich herentgegen hab' ein kleinwinziges Köpfel und treib' Euch hin, wo ich will und trink' Euch das Euter aus, wann ich will und bin ein Herrgottssakermenter gegen Euch Creaturen, weil ich ein Ebenbild Gottes bin und Ihr seid Vieher! — Das ist eine Hoffart, wie Du sie auch unten nicht schöner finden wirst."

„Ist mir zu dumm," sagte der Giglgogg-Bub.

„Oder der Geiz!" schlug ich vor, „was sagst Du denn zum Geiz?"

„Vom Geiz hab' ich schon was gehört," meinte der Bub, „aber das ist eine Sünd' so mehr für reiche Leut'."

„Da hast Du recht," gab ich zu, „bei einem Halterbuben möcht' der Geiz in der ersten Nacht schon verhungern. Diese Todsünd' frißt zu viel, die lassen wir den Reichen. Aber friß einmal Du, ist ein lustiges Geschäft und hast gleich Fraß und Völlerei beisammen — eine prächtige Todsünd'!"

„Du Narr!" sagte der Giglgogg-Bub, „das müßt nicht einmal eine Todsünd' sein; die thäte ich und wenn sie eine dreigöttliche Tugend wär'! Und hätt' sie schon lang gethan, wenn die Schwagerin den Schlüssel zur Butterkammer nicht allweil im Kittelsack hätt'."

„So nimm ihr den Schlüssel weg," rief ich, „kannst gleich raufen mit ihr, über und über wild werden, und kehr' die Hand um — hast den Zorn!"

„Der Zorn wäre auch wieder eine," überlegte mein Junge, „da hätte ich nachher gleich zwei auf einmal."

„Drei kannst haben auf einmal, wenn Du g'scheit bist, drei Stuck, wie sie Euer Michel nicht besser zuweg bringt."

„Drei sind mir zu viel," sagte der Bursche entschieden.

„Also willst Du mich in der Butterkammer mithalten lassen?" war meine etwas unredlich einlenkende Frage.

„Ja, Schnecken, wenn Du magst!" spottete mein Bürschlein, „wenn ich mit der Schwagerin schon einmal um den Schlüssel raufen muß, so will ich nachher das Butterschlecken auch allein haben und keinen Menschen mithalten lassen — gar keinen!"

„Was sag' ich denn? Dann hast die dritte schon — den Neid."

Der Giglgogg-Bub besann sich ein wenig, dann sagte er: „Nein, die Butterkammer erspar' ich mir auf ein andermal.

Der Michel sagt, wenn der Mensch einmal ausgewachsen ist, nachher braucht er um den Schlüssel nicht mehr zu raufen."

„Freilich nicht, weil die Schwagerin im voraus weiß, daß sie unterliegt."

Nach einer Weile, als er, mit einem abgerissenen Rispenhalm spielend, so ein wenig um seine Nase herumgefuchtelt hatte, bis er niesen mußte, sagte ich: „Helf' Gott, Giglgogg-Bub!"

Dagegen hatte er nichts einzuwenden.

„Was hast sonst noch für Sünden, Lenzischer?" fragte er.

„Ja mein Lieber, jetzt sind nicht mehr viel da. Etwan noch die Unkeuschheit?"

„Pfui!" rief der Giglgogg-Bub und spuckte in einem weiten Bogen vor sich hin.

„Weißt Du wohl auch, was damit gemeint ist?" gab ich ihm zu bedenken.

„Du wirst mir's nicht sagen müssen, Gott sei Dank!" versetzte er entrüstet. „Wie nachst Herbst die Christenlehr' ist gewesen, hab' ich's schon gelernt. Die Unkeuschheit ist das, wenn der Mensch an die Stalldirn denkt."

Nun begriff ich seinen Abscheu, denn die Stalldirn im Giglgogg-Hause war wohl sicherlich sechsmal so alt, als der Halterbub, war auch etwas unsäuberlich in ihrem Aussehen, trotzdem fand sie es nöthig, alljährlich am Frohnleichnamstag durch einen grünen Kranz auf dem Kopftüchel — denn Haar hatte sie keines mehr — öffentlich zu bezeugen, daß es ihr bislang noch gelungen sei, ihre Würde zu bewahren.

Also entschieden abgelehnt.

„Jetzt haben wir nur noch eine und das ist die — Faulheit."

„Auf die bin ich selber gekommen," antwortete der Bub, „deswegen hab' ich mich da in's Gras gelegt, und wenn Du mich nicht davon hättest aufgestört, kunnt ich jetzt die schönste Sünd' fertig haben. Bei der dummen Rederei kommt doch nichts heraus.—"

Dieses Gespräch ist an jenem heißen Sommertage auf der Alm thatsächlich geführt worden, von mir Altklugen halb im Spaß, vom Giglgogg-Buben halb im Ernst gemeint. Es ist zu nichts gekommen, weiß auch nicht, wie er sich die Nacht über auf die Beichte vorbereitet hat und vermuthe fast, daß bei der Sach' der Wille für's Werk hat gelten müssen.

Darum sage ich, für einen Hirtenjungen auf der Alm ist es schwer, Mensch zu sein, weil er nicht Schick und Gelegenheit dazu hat. Er wächst auf wie ein Tannling und bleibt so gottlos unschuldig, wie das liebe Vieh. Trotz aller Laster, die aus ihm hervorwachsen, kann er kein Gesetz übertreten, weil außer den einfältigen Aufträgen des Almbesitzers keines da ist. Also ist mir bei jener Begegnung mit dem Giglgogg-Buben das Wahrwort klar geworden, daß es „auf der Alm ka Sünd' giebt".

Keine schwere wenigstens, denn solche vermögen es nicht, in die Höhe zu steigen, sie bleiben in den Thälern und Ebenen und nisten sich in großen Städten ein. Unter vielen Menschen kommen sie am besten fort und wachsen sich oft zu wahren Prachtexemplaren aus. Bei den allermeisten Sünden ist es wie mit dem Heiraten: „Eins kann's nit richten, 's müssen Zwei dazu sein." Wenigstens Zwei, so beim Lügen und Betrügen, beim Stehlen und Morden u. s. w. Und erst gar bei den Cultursünden! Wie kann beim Börsenspiel Einer gewinnen, wenn nicht ein Zweiter ist, der verliert! Und wenn Einer dummtolle Operetten componirt, was schadet's, wenn kein

Zweiter da ist, der sie sieht und hört? Und wenn Einer frivole Capitel über Todsünden schreibt, was verschlägt's, wenn kein Zweiter ist, der sie liest? Es müssen Zwei dazu sein. „Der A—dam war ein Gerechter, als die Eva kam, wurde es schlechter!" dichtete ein alter Dorfschulmeister, und dieses Gedicht, welches unser gottbegnadetes Geschlecht ein- für allemal von A bis zum Z behandelt, schließt mit dem letzten Menschen: „Der Vorletzte mag auf der Hut sein, der Z—dam wird wieder gut sein."

Das wäre gewiß sehr bedenklich, wenn wir nicht wüßten, daß es auch zwischen A und Z, besonders da oben auf der Alm, manch einsamen Spatzen giebt, der keine süßen Niederträchtigkeiten aufzuweisen hat. Wenn der Italiener sagt, das Glück sei die Polenta des Herzens, so setze ich dazu: Und die Sünde ist auf die Polenta das Speckfett.

Es ist traurig! — Und doch!

Ich will in einer so gefährlichen Sache nicht weiter dociren; kein Mensch glaubt's, wie schwer es ist, sich zwischen lauter Sünden durchzuwinden, ohne sich das Röcklein unschön zu machen. Aber noch erzählen muß ich, daß ich erst vor wenigen Monaten meinen Giglgogg-Buben wieder gesehen habe.

Das war aber kein dummer Giglgogg mehr, das war ein kräftiger hübscher Mann, der neun Jahre bei den Soldaten gewesen und jetzt Förster in den Graf Meran'schen Revieren ist. Seine blauen, munteren Augen hat er immer noch. Wir wurden bei einem Glase Wein bald wieder gut Freund und ergötzten uns an den Erinnerungen, „wie es dazumal halt so viel lustig gewesen". Unsere Stimmung war endlich so weit gekommen, daß ich ihn fragen zu dürfen glaubte, ob er seither draußen in der Welt das wohl gefunden, woran er damals auf der Alm so großen Mangel gelitten?

„Todsünden, meinst!" lachte er. „Wie die Maikäfer fliegen sie da draußen herum; 's mag wohl sein, daß mir eine oder die andere bisweilen anbumst (angeprallt) ist. Wie das schon geht, Du weißt es ja."

„Ich weiß es," war meine Antwort, „sie bumsen nur an, und wenn man sie nicht selber fängt, so fahren sie wieder zurück. Accurat wie die Maikäfer."

„Und eine habe ich doch gefangen," vertraute er mir schelmisch, „das ist Dir aber schon eine ganz absonderliche, eine picksüße Todsünde!"

„So? — Ei, Kamerad, wo wachsen denn die?"

Beugte er sich zu mir vor, machte mit dem Finger einen kurzen Deuter so ein wenig über die Achsel zurück und schmunzelte: „Da oben auf der Alm!"

Der Christian mit der göttlichen Phantasie.

Das war der lange Christian. Das war der gewaltige Auf-Schneidergeselle, das ritterliche Fechtergenie, das sich uns eines Tages unbedacht in's Haus gebettelt hatte und das der Meister in Arbeit nahm! Schmerzlich berührt war Christian, so plötzlich die Elle mit dem ehrwürdigen Bettelstab vertauschen zu müssen, aber die Philosophie stand ihm bei in seiner Bedrängniß; der Mensch — und demnach sozusagen auch der Handwerksbursche — muß sich in Alles fügen, selbst in's Arbeiten! Alten Freunden ist der Mann nicht ganz unbekannt, wenn sie sich an den reisenden Handwerksburschen erinnern, dem sie im II. Band der „Waldheimat" auf Seite 29 begegnet sind.

Der Christian war kein schlechter Schneider! Mein Meister vertraute ihm und mir manche Ster an, an der ihm nicht viel gelegen war, und wir thaten dann gewöhnlich auch unsere Schuldigkeit, ihn wirklich um die Ster zu bringen. Unser Nebenbuhler jenseits des Baches, der „ungarische Schneider", soll insgeheim ein Gelübde zu Maria in Zell gethan haben: er opfere einen wächsernen Handwerksburschen, halb so lang als der Christian, wenn dieser bewußte Christian Jahr und Tag beim Schneider Natzl — wie mein Meister

benamset war — verbleiben sollte; und der Christian verblieb trotz seiner angebornen Neigung zum Länderpassiren und zum Fechten, und trotz manches zweideutigen Achtungserfolges in den Bauernhäusern bei uns, als ob er vom „Ungarischen" heimlich dafür bezahlt worden wäre.

Da war's einmal, daß der Christian und ich auf die Ster beim Stixenbrunner einrückten. Das Stixenbrunnerhaus war keine gesuchte Kundschaft, da hüpften die Katzen auf dem Herd, die Hühner auf dem Tisch und die Ratten im Bett um. Dem Christian war das nicht übel; so große Thiere, meinte er, genirten ihn nicht. Um so mehr die Katzen aus der Schüssel fräßen, um so mehr brächten die Hühner anderartig auf den Tisch, und die Ratten wären — so lange sie nicht durch ein Nadelöhr zu kriechen vermöchten — im Bett ziemlich unschuldig. Das weitaus Schlimmste war: das Stixenbrunnerhaus hatte keine Hausfrau. Wer je einmal Schneider war, der weiß, was das heißt: eine Ster ohne Hausfrau. Das ist wie ein Baum ohne Frucht, wie eine Kirche ohne Gott, wie eine Nacht ohne Stern, kurzum — wie ein hungeriger Schneider.

Der Stixenbrunner, ein Mann in den Jahren, wo man den besten Appetit hat, empfand ihn auch, den Mangel eines hegenden, kochenden Wesens im Hause, und eben darum ließ er eilends die Schneider kommen, daß sie ihm das Bräutigamsgewand machten.

„So geh' her, Bauer, und laß Dich einmal messen," forderte ihn der Christian und drehte den ersten Knoten in den Maßfaden. Er verstand es gut, sich als Meister zu gehaben.

Der Stixenbrunner stellte sich mit gespannten Gliedern auf, und während der Christian die stattliche Wesenheit nach allen Richtungen abmaß, fragte ihn der leutselige Bauer:

„Ehevor wir zum Schneider-Natzl kommen sind, wo haben wir denn gearbeitet?"

„In Amerika!" antwortete der Schneider, denn das war ja der Christian mit der göttlichen Phantasie.

„So so, gar in Amerika," versetzte der Bauer, ohne weiters überrascht zu sein, denn es muß doch auch das Amerika seine Schneider haben. „Wie tragen sich denn dort die Leute?"

„Lauter häutene Hosen," berichtete der Christian. „Braucht Keiner sein Lebtag mehr als ein Paar."

„Du lugst leicht doch, Schneider!" warf der Bauer lächelnd ein und zog mit beiden Fäusten sein Beinkleid stramm.

„Wer lugt?" fragte der Christian. „Ich? — Willst sie länger haben die Hosen, als die? — Lugen meinst, daß ich thät'? — Und einen doppelten Träger dazu, daß sie Dein Weib nicht so bald abkriegt. — Weißt, das ist das Gute in Amerika, haben dort auch die Weiber ihre häutenen Hosen, daß sie denen der Männer nicht nachstreben."

„Ja, was sind denn das nachher für Leute?" rief der Bauer aus.

„Wilde sind's!" sagte der Christian.

„Und die brauchen Schneider?"

„Wieso?" fragte der Christian.

„Ja, weil Du bei ihnen gearbeitet hast!"

„Als Schneider," entgegnete der Christian — „aber was Du schon für ein Bäuchlein hast, Stixenbrunner! Rein die ganze Hosenläng'! 's ist die höchste Zeit. — Als Schneider werde ich dort nicht gearbeitet haben, das kannst Dir wohl denken. — Hast die Säckel gern tief? Ist im heiligen Ehestand nicht nöthig, bleibt so wie so nichts drinnen. — Porträtmaler bin ich gewesen in Amerika. Dort, muß ich Dir sagen, malt man nicht auf die Leinwand, herentgegen auf die lebendige Haut."

„Wie sich bei uns in Europa die Weiber selber anmalen," rief ich erläuternd dazwischen.

„Schau Du auf Dein Zwirnabhaspeln, Lehrbub', und sei still," wies mich der Geselle zurecht. — „Den Brustfleck doch ein wenig ausbandeln, Bauer? Nicht? — Leutanfarbeln heißt man's. Wie bei uns jeder Stand sein Gewand hat, so hat in Amerika jeder seine Farb'. Das Kind wird schwarz angestrichen; junge Männer, die vor den Feind müssen, karminroth, weil diese Farbe schießt; die alten Jungfrauen grün und gelb, die Ehemänner blau. — Brauchst auch einen Uhrsäckel, Bauer?"

Der Stixenbrunner zog seine dickleibige Taschenuhr heraus, um zu sehen, wie lange der Schneider an ihm schon herumthue.

„Die kenne ich," sagte der Christian, „diese Uhr kenne ich. Ist's nicht der Adam-Rosel ihre?"

„Kennt er sie, der Schneider, die Rosel?"

„Mag schon sein, daß er sie kennt, der Schneider, die Rosel."

„Ist recht gescheit, nachher ist auf's Jahr, wenn der Schneider mit Gottes Willen wiederum kommt, die Bekanntschaft mit der Stixenbrunnerin schon da." —

Auf diese freundliche Bemerkung war mein Christian verstummt. Und als der Bauer endlich die Stube verlassen hatte und der Christian auf dem Haustisch das schwarze Tuch ausbreitete und auf demselben mit der Kreide die Formen zu zeichnen begann, sah ich, daß letzteres ganz ohne Beihilfe des Maßfadens geschah. Er zeichnete das Haupt eines sehr gutmüthigen Wiederkäuers mit langen Ohren.

„Was macht denn der Christian?" fragte ich beklommen.

„Porträtmalen," antwortete er.

Plötzlich schleuderte er die Kreide auf den Fußboden, daß sie in mehrere Stücke auseinandersprang, schritt rasch an mich heran, der ich auf einem Dreifuß hockte und über meinen ausgespreiteten Knien den Zwirn abhaspelte, und zischelte mir sehr leise und sehr nachdrücklich in's Gesicht: „Jetzt heiratet mir dieser erz-kreuz-sakermentische Bauer meine Schöne weg!"

Mir glitt vor Schreck der Strähn vom Knie, daß in den Fäden eine arge Verwirrung entstand.

„Aber!" hauchte er und sprang einen Schritt zurück, daß er auf die knisternde Kreide trat, „ich räche mich, wie sich vor mir noch kein Schneider gerächt hat!"

„Wir schleichen uns davon!" rieth ich, um Schlimmerem vorzubeugen.

„Nein, Du einfältigster aller Lehrbuben! Wir bleiben da, wir machen dem Nebenbuhler das Bräutigamsgewand — aber wie!"

Es war eine bange Stunde. Der Christian zeigte mir — mich gleichsam zum Mitschuldigen machend — den Maßfaden mit den vielen Knoten.

„Er ist schön gewachsen, das läßt sich nicht leugnen," sagte der fürchterliche Geselle, „aber an diesem Faden hängt seine Schönheit! Die innere Hosenlänge mache ich zur äußeren, die Bauchweite zur Knieweite, die —"

„Christian!" rief ich empört drein, „denk', daß ein Gott im Himmel lebt!"

„Der wollt' mir nicht bange machen," sagte der Heide, „aber der Meister auf Erden! Den Wochenlohn abziehen, das Gesellenbüchel verschandiren — oh nein, meine schöne Rosel! So hoch Dich estimiren, die Freud' thu' ich Dir nicht an."

Er begann zu arbeiten, und zwar ganz regelmäßig, d. h. ein wenig flink und ein wenig flott und ein wenig schlampig.

„Der Christian," so fuhr er nun halb für sich, und ich denke doch auch halb für mich, fort, „der Christian, meine Schöne, der hat schon ganz Andere fahren lassen, als Du bist! — Im Sachsenland ist's gewesen, auf der Länderpassir, daß ich auf der Landstraße dahermaschirt bin, fein und aufrecht, wie mich Gott erschaffen hat, und ein Liedel dazu. Fährt eine Herrschaftskalesch daher. Vier Rösser, zwei Diener und eine Frau. Eine Frau! Ich sag' nichts weiter, als daß ich mir im Augenblick gewunschen hab': Wär ich der Kaiser Napoleon, die müßt' ich haben! — Die Frau, mich sehen und die Kutsche halten lassen, ist Eins. Ein so ein schöner Mann! sagt sie und zu ihrer Seiten thäte Platz sein, wann ich wollt' mitfahren. — Gnädige Frau Gräfin, sage ich, oder was Ihr seid! und mach' meine höfliche Verbeugung. Wie wir in's G'schloß kommen, ein sehr ein schönes G'schloß! muß ich mit ihr Nachtmahl essen und die Lakeln (Lakaien meinte er) haben nur einmal Augen gemacht. — Ich sollt' nur zum Trinken schauen! sagt sie, und der Wein! Ein sehr ein guter Wein! Und das verliebte Gesichtel von ihr! — Durchlauchtigste Fürstin, sag' ich, oder was Du bist. Und nach dem Essen, da zieht sie das Seidenmantill aus und ich sollt' —"

„Aber thu' der Christian doch nicht gar so stark lügen!" war an dieser Stelle mein Einwand.

„— und ich sollt', sagt sie, dran das Futter anheften, das sich losgetrennt hätt'! — So, sage ich, zum Flicken hast mich mitgenommen, Majestät, Frau Königin, oder was Du bist! — Auf der Stell hab' ich zusammengepackt und bin auf und davon in der kohlrabenschwarzen Nacht. Eine sehr eine finstere Nacht!"

„Langer Christian!“ versetzte ich und legte den aufgewickelten Zwirnknäuel auf den Tisch, „daß ich mich selber so anlügen wollt', das thäte ich nicht.“

„Ich lüge ja nur Dich an!“ rief er lachend, „und jetzt, da hast ein Vordertheil, kannst die auswendige Naht machen.“

Auf solche Weise ist dieselbige Ster angegangen. Und sie hat sich alsbald zur schönsten Poesie entfaltet, denn der Stixenbrunner hatte ein großes Faß mit gut gegohrenem Holzapfelwein im Keller, und davon brachte er uns jeden Vor- und Nachmittag einen großen Krug voll auf den Tisch.

„Den Holzäpfeln,“ sagte da der Christian einmal, während er sich nach einem Zug, der so lang war als er selber, den Mund wischte, „den Holzäpfeln, wie sie höllisch hart und sauer auf dem Schlehenbaum wachsen —“

„Auf dem Holzapfelbaum, will der Christian sagen.“

„Das mag bei Deinem Vater daheim der Fall sein,“ entgegnete er entrüstet, „anderswo, wenn Du in der Welt herumgekommen wärest —! Kurz und gut, den Holzäpfeln möchte man's nicht ansehen, daß so viel süße Teufelei drin steckt. — Die vordere Naht wird gesteppt. Keine Seiden ist nicht da? Nachher paspulir mit Spagatschnüren!“

Ich merkte, der Wein hatte seine Feindseligkeit gegen unsern Arbeitgeber noch nicht ganz ertränkt. Wie konnte das noch werden? Und wie wurde es?

Eines Abends war der Stixenbrunner im Sterben! Bei Bräutigamen ist der Brauch, daß sie während ihres Brautstandes täglich eine Messe hören. Man trifft da mit der Braut zusammen, führt sie in's Wirthshaus, wo ihre Zeche mitunter schon auf's Kerbholz der Hochzeitsgäste kommt, begleitet sie ein Stück Weges nach Hause und übt sich ein wenig auf den heiligen Ehestand ein.

Von einem solchen Kirchgange war der Stixenbrunner krank nach Hause gekommen. Er mußte sich in's Bett legen, klagte über Kopfschmerz, Durst, Frost und Hitze, und am Abende war er im Delirium. Mein langer Christian war überaus aufgeregt, trug Crucifix, Weihwasser und Sterbekerze zusammen und war unermüdlich in Aufzählung der Personen, denen er bereits sterben geholfen. Der Bauer wollte aus dem Bette springen, und da man ihn in demselben festhielt, schrie er mit heller Stimme: „Schneider Christian, Du bist ein Ochs!"

„Gottlob!" sagte der Christian, „kennen thut er mich noch."

Hierauf lief er um's Bügeleisen, das er an der Herdgluth heiß machte; er wollte Essig drauftropfen und verdampfen lassen. „Der Essigdampf," sagte er, „ist das allerbeste Mittel, hat auch dem Kirchberger Bader geholfen, wie ihm das Hirn im Kopf ist schimmelig worden."

Aber die Magd, welche die Haushälterin machte, beklagte es, daß kein Tropfen Essig im Hause sei.

„Holzapfelwein thut's auch!" rief der Schneider.

Als der Kranke das Wort hörte, klagte er über Durst.

Doch der Christian versteckte das Trinkglas und trug den Hausleuten mit heiligem Ernste auf: „Nur keinen Wein geben! Das wäre Scheidewasser — scheidet Leib und Seel' augenblicklich auseinander."

Als Schlafenszeit war, stand der Christian noch lange im Stübel des Bauers und blickte tiefster Wehmuth voll den blassen schlummernden Kranken an.

Als wir, der Christian und ich, hernach in der Vorstube in unserem gemeinsamen Bette lagen, vertraute mir der Geselle: „Ich habe schon Abschied genommen vom Stixenbrunner für diese Welt. Das Bräutigamsgewand legen sie ihm morgen

an für die Reise in die Ewigkeit. — Mich gefreut bei der ganzen Geschicht' nur meine Rosel."

Und in solcher Freude und Trauer ist er sanft eingeschlummert. Ich befahl in meinem Nachtgebet Alles, was da lebt und liebt und leidet und stirbt nach gewohnter Weise der Gnade Gottes, und dann war auch ich nicht mehr.

Ich weiß den Traum nicht, der mich in derselbigen Nacht geängstigt; es war diesmal auch nicht der Arm des Christian, der, mich beklemmend, sich sonst so gern über meine Brust schmiegte, weil der Traum dem Gesellen im Schlafe das that, was er im Wachen Anderen — er log ihm was vor. Mir war's diesmal doch ein Anderes, das mich plötzlich aufweckte und noch im Wachen unbeschreiblich ängstigte. Es mochte um Mitternacht sein, in der großen Stube war ein seltsamer Schein und an der Wand glitt langsam ein Schatten hin. — Ich wollte den Christian wecken, aber ich vermochte keinen Laut von mir zu geben. Und siehe — jetzt schwebte im blassen Gewand eine schlanke Gestalt, in der rechten Hand eine Urne tragend, durch die Stube — deutlich sah ich das fahle Antlitz des Stixenbrunner. Bevor mir's noch gelang, mich zu einem Lebenszeichen zu ermannen, war die Erscheinung wieder verschwunden.

Schauernd und schluchzend weckte ich jetzt den Genossen.

„Kränken thut's mich, Rosel, daß Du mir nicht willst glauben," lallte er noch im Traume.

„Wach' auf, Christian! Der Bauer ist gestorben!"

Da war er munter.

„Wer hat's gesagt?" fragte er.

„Ich," war meine Antwort.

„Nachher kann's wahr sein."

Wir machten Licht. Die Stube war wie sonst.

„So werden wir ihn nu halt einmal auf die Bank legen gehen," sagte der Geselle, „aber nicht so, wie der ungarische Stuhlrichter seinen Mann — auf den Bauch. Dieselbige Stellung ist sonst immer noch beliebter, als die entgegengesetzte, wo die meisten nicht mehr aufstehen können, wie ein Hirschkäfer, der auf den Rücken fällt. Und just so wollen wir den Stixenbrunner legen. — Wo hab' ich denn meine Socken?"

„Auf den Füßen, Tollpatsch."

„Du hast recht, Jüngling. Und jetzt hübsch traurig sein, wir gehen zum Todten."

Hierauf zogen wir uns an und weckten ein paar Hausleute.

Gingen dann an die Thür des Sterbezimmers und öffneten sie leise. Da saß er mitten in seinem Bette aufrecht und hielt mit beiden Händen den großen Schneiderkrug an den Mund und trank. Und trank unaufhörlich.

Er bemerkte uns nicht und der Christian zog die Thür zu und murmelte etwas eintönig: „Jetzt können wir wieder schlafen gehen."

Die Geistererscheinung war nun auch erklärt: Der Bauer hatte sich aus dem Keller den Krug Wein geholt und der Weg hatte ihn durch unsere Stube geführt.

Am nächsten Morgen ging er nicht in die Kirche, aber gegen Mittag kam er aus seinem Stüblein hervor, setzte sich zu uns an den Tisch, schaute dem Christian zu, der den Mitteltheil der Hose auf eine Tischecke stülpte, stopfte eine Pfeife an und rief: „Einen solchen Herrn hab' ich mir schon lang nicht heimgetragen, als wie gestern."

„Bist ihn jetzt los?" fragte der Christian, ohne ihn anzublicken, hieb dabei aber mit dem heißen Bügeleisen so derb auf die Kreuznaht, daß das Haus erbebte.

„Die größten Räusche," sagte der Bauer mit der Würde des Spruches, „die größten muß man sich wieder heraussaufen."

„Mein größter," erzählte der lange Christian, „hat siebenundzwanzig Tage gedauert. Und noch zur Sommerszeit, wo die Tage lang sind."

„Und in den Nächten?"

„Hab' ich mir ihn allemal nachgebessert, so lange, bis die väterliche Erbschaft nach der Vaterlehre bis auf den Pfennig verwendet war. — Mein Sohn, hat er gesagt, mein guter Vater, viel ist's nicht, was ich Dir hinterlassen kann. Vergeude es nicht, auf geistige Genüsse verwende es, das ist der beste Gebrauch. Ich bin ein höllisch leichtsinniger Mensch, aber das kann ich mir in der Sterbstunde sagen: Des Vaters letzten Willen habe ich redlich vollführt."

„Ich meine, Schneider, von Dir läßt sich was lernen," versetzte der Bauer und ging nun langsam seiner Arbeit nach.

Der Christian bügelte weiter und war nachdenklich. Mehrmals legte er den Finger an die Nase, kraute sich hinter dem Ohr, sann und bügelte.

„Ein bayrisches Gröschel wollte ich geben," murmelte er endlich, „wenn ich wüßte, ob das mit dem siebenundzwanzigtägigen Rausch auch wahr ist!"

„Das wird wohl der Christian selber am besten wissen," meinte ich.

„Gehört," sagte er und warf das fertige Kleidungsstück auf die Bank hin, „gehört habe ich's schon sehr oft, und aus meinem eigenen Munde gehört! Ich sehe auch Alles so klar vor mir, das Wirthshaus, das Liegen im Stall bei den Rössern, das Kopfweh und wieder das Trinken und das Hinausfliegen bei der Thür, wie der Wirth mit dem rechten

Fuß nachhilft — das Alles sehe ich bumfest vor mir stehen. Aber wenn ich anderseits halt bedenke, mein Freund, wie mancher Mensch aufschneiden thut . . .!"

So log der Christian denn mitunter so lange, bis er's selber glaubte, und glaubte es so lange, bis er sich's zu Gemüthe führte, daß es Niemand als er selber gesagt habe. Als der Stixenbrunner Hochzeit hielt und die Braut den Christian, der seines überschlichten Anzuges wegen hinter den Musikanten stand, im Vorübergehen so wunderlich anlächelte, schlug er die flachen Hände zusammen und rief: „So ist's doch wahr, daß wir Zwei einmal in einander verliebt gewesen sind! Mir selber hätt' ich's nicht geglaubt."

Vom heiratslustigen Schneider.

Mein Lehrmeister hatte fast immer unglückliche Schneidergesellen. Sie waren sonst zumeist gesund, wohl gewachsen und nicht ohne Fähigkeiten, aber jeder — wollte heiraten.

Zumeist, wenn der reisende Handwerksbursche bei uns Arbeit nahm, stand sein Entschluß fest: In dieser Gegend setze ich mich an, werde Meister — es ging damals gerade die neue Gewerbefreiheit an — und heirate eine Dasige. Als ob Einer ohne Eheweib nicht Meister werden könnte! „Ja freilich nicht," belehrte der Schuster Simon, „mit einem Eheweib auszukommen, das ist eben das Meisterstück!" Kaum so Einem aber etwas über die Leber lief — war's nun ein nachdrückliches Wort vom Meister oder ein unausgekochter Knödel von der Sterbäuerin oder auch nur ein „kropfiger" Zwirn in der Arbeit — alsogleich machte er sich fremd, packte seine sieben Sachen, wenn er deren soviel hatte, zusammen und athmete auf: Gott sei Dank, daß ich dahier nicht verheiratet bin!

Nichtsdestoweniger wollte Jeder, so lange er festsaß, sich auch einwurzeln. Und sie machten Ansprüche. „Jung und schön muß sie sein," sagte der Eine, „denn alt und häßlich machen, das kann ich schon selber." Ein Anderer wollte das Heiraten

als Nebenerwerb betrachten und forderte daher Eine mit Geld. Ein Dritter machte auf Bildung Anspruch, damit er gleich gebildete Kinder kriege. Just Einer war dabei, der jüngste unter den Handwerksgesellen, die auf dem Kirchweg derlei einmal erörterten; dieser Jüngste sagte gar nichts; er wurde daher schief befragt, was denn er zu den Weibern meine?

„Ei, schwatzen wir von was Gescheiterm!" war von dem die Antwort. Es ging nicht ein Jahr um, so war der Junge verheiratet — und die Anderen alle noch ledig.

Da hatte mein Meister einmal einen Gesellen, den hießen die Leute den Mehreren. Er war eigentlich weniger als manch Anderer, denn er war blos ein Gehilfe, war niedlich und etwas zartknochig, bewahrte aber stets eine feine Haltung seines Körpers und trug sich in der Kleidung, in der Frisur seines Haares und Bartes und im ganzen Gehaben so, daß, wenn er nicht in der Schneiderbude saß, ihn Jeder für was „Mehreres" halten konnte, als für einen Schneider. Uebrigens nannten wir ihn den „Mehreren" vorzüglich deshalb, weil er aus Mähren gebürtig war.

Dieser Mehrere nahm die Welt wissenschaftlich. Er betrachtete Alles von einem höheren Standpunkte aus, wußte über Alles zu sprechen, daß es seine Art hatte, und in der Geschichte der edlen Schneiderzunft konnte er geradezu als Professor gelten. Das Erste in der Cultur der Menschheit ist der Schneider, pflegte er zu sagen, und das Letzte ist wiederum der Schneider, wenn er strikt. Er führte den Schneider vom Feigenblatte der ersten Eltern aus durch die Geschichte der Juden, der Assyrer, Perser, Egypter, Griechen und Römer. Da fragte ihn der Meister einmal, ob in der alten Geschichte der Zunft ein Schneider bekannt sei, der einen unteren Hosenrand ins Armelloch der Joppe geworfen? worauf der Mehrere

frech entgegnete, in der alten Geschichte stehe in der That kein solcher, wohl aber in der neuen! Denn der in der neuen stand, das war er selber, weil es ihm mitunter wohl passirte, daß er vor lauter Nachdenken seine Handarbeit vergaß und Mancherlei verkehrt machte.

„Ihr Zwei könnt's miteinandergehen!" sagte der Meister. Der Zweite mit den tiefen Gedanken und der unendlichen Zerstreutheit im Handwerk —?

„Und wir werden auch miteinandergehen," sprach hierauf der Geselle zu mir, „Du bist im vorigen Monate frei geworden und ein Ehrenmann, reden kannst auch, schweigen ebenfalls. Dich kann ich brauchen."

Damit hatte der Mehrere aber was Besonderes im Sinne. Es muß erzählt werden, daß nicht gar weit von uns ein kaiserlicher Gutsverwalter und Oberförster haushielt, der fünf erwachsene Töchter hatte. Diese Töchter waren jede einmal auf längere Zeit bei einer Tante in Wien gewesen und so fürnehm geartet, daß sich kein Mensch an sie herangetraute. Bei Einer kam zur Würde der Stellung und Erscheinung auch schon die des Alters in Betracht.

Da sagte nun aber der Mehrere zu mir: „Junggeselle, mit dem kaiserlichen Verwalter wag' ich's! Eine nehm' ich ihm ab. Ich bin des ewigen Simulirens über's Heiraten satt, und ob man wohl die Rechte erwischt, und wie's nachher sein wird, und das häusliche Elend und wieder die Neugier dabei — ich trag's nimmer länger, sein muß es doch einmal, weil's menschliche Bestimmung ist. Ich laß Dir's gelten, man kann's bereuen, wenn's geschehen ist; aber so lang' Du ledig bist, hast auch keine Rast und Ruh, heißt's: Hätt' ich ein Weiberl, wie schön kunnt's sein! Seit die weibliche Menschheit auf der Welt, ist halt die männliche schlecht dran —

man kann's wenden wie man will. Darum mach' ich's wie Jener, der aus lauter Angst vor dem Naßwerden in's Wasser gesprungen ist. Ich pack' frischweg an und heirate eine kaiserliche Verwalterstochter."

Ueber eine solche gut kaiserliche Gesinnung war ich erfreut, und doch mußte ich Zweifel hegen, die der Mehrere aber folgendermaßen behob: „Der Herr Verwalter, mein vielgetreuer Bruder, der Verwalter hat zwei Gattungen von Töchtern; einmal solche, die ich gern nehme, und dann solche, die er gern gäbe. Kriege ich von der ersteren Gattung keine, mein Gott, so werde ich eben von der letzteren eine aufheben. Aber daß Du ihm's nicht gleich sagst! Denn Du wirst mir morgen brautwerben helfen."

Nach einigem Wortwechsel sah ich, daß es wirklich sein Ernst war, und ich fühlte mich getragen von meiner Aufgabe, zu der ich mich voreilig genug verpflichtet hatte.

Am selben Abend um die „Lichtfeier" gingen wir Beide den Bachesrand entlang und führten fast schreiend ein Gespräch, das man sonst nur flüsternd zu halten pflegt — denn es rauschte der Bach. Der Mehrere theilte mir mit, daß er fürderhin bei seinem Schwiegervater im Schloß wohnen werde, daß er überhaupt nicht die Absicht habe, den kaiserlichen Verwalter und Oberförster zum Vater eines Schneiders zu machen, daß er dem wackeren Mann jedoch einen Gelehrten oder gar Politiker, der sich später um ein Mandat bewerben werde, zum Tochtermann geben wolle. Vorläufig befasse er sich, und das reime sich für einen jungen schwärmerischen Ehemann am besten, mit Botanik: Veilchen, Vergißmeinnicht, Himmelschlüssel, brennende Liebe, Herzenstreu und derlei Zeugs, wie es die Weiber gern hätten. Geblümel, meinte ich, das wäre schon das Rechte, und später, wenn Eins dem Andern, oder die

Schwiegereltern ein Stein des Anstoßes würden, könne er zur Mineralogie greifen.

„Der Witz ist gut, aber ich lache nicht," sagte mein Genosse, „in meinem Haupte gehen ehrwürdige Dinge vor, mein Lieber! Du wirst mich morgen kennen lernen, Du wirst staunen, wie ich mich verhalten werde. Er wird Manches fragen und mir auf die Zähne fühlen, ob da drinnen wer zu Hause ist?" er klopfte auf die Stirne. „Ich werde nicht viel reden, aber ich werde viel sagen! Verstehst mich?"

Da ich ihn verstand, so wollte er meine Meinung darüber wissen, welche Fragen derlei Leute bei solcher Gelegenheit zu stellen pflegten.

„Ich hätte," so beiläufig gab ich darauf zur Antwort, „all meiner Tage noch keinen Menschen um die Tochter angegangen, also könne ich den Hergang nicht wissen, dächte aber mindestens, daß folgende zwei Cardinalfragen gestellt werden würden. Erstens: Was haben Sie für einen Erwerb und sind Sie im Stande, Weib und Kind zu ernähren? Denn — mußt Dir denken — da ist allemal auch schon vom Kind die Red'. Und zweitens: Haben Sie schon mit meiner Tochter gesprochen?"

„Die erste Frage fürchte ich nicht," sagte der Mehrere, „wohl aber die letztere. Und wenn erst die Rede davon sein sollte, welche von den fünf Töchtern ich haben möchte? Ich kenne keine einzige mit Namen. Ich verlange auf gut Glück die jüngste. Die Aelteren, werde ich sagen, finden immer noch leicht ihre Verehrer, weil sie die Gescheiteren sind."

„Ein solches Brautwerben ist gefährlich," war mein Bedenken. Ich war klüger, als es für einen zwanzigjährigen Springinsfeld anständig ist und doch nicht so klug, um mich von dem Unternehmen des unbedachten fürwitzigen Gesellen

abzusondern. Er brachte, als der Bach leiser wurde und der gewöhnliche Stimmenaufwand auch einen gewöhnlicheren Gedankengang erzeugte, ganz vernünftige Dinge vor und ich dachte, wenn er sich fein zusammenstiefelt und sehr wenig spricht, so wäre es wohl immerhin möglich, daß bei einem leichten Schütteln der Baum die reifste Birne abwürfe. Ich habe hernach den Mehreren allein gelassen, damit er sich für den wichtigen Schritt gebührend vorbereiten konnte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Nach dem Gottesdienst begaben wir uns in's Schloß, das auf seinem Berge ruinenhaft dasteht und in dessen Wirthschaftsgebäuden der Verwalter wohnte. Der Mehrere hatte eine Nelke im Knopfloch, ich eine Kornblume, die damals an der Weltgeschichte noch so unschuldig war, als ich es heute bin. Wir sprachen nicht viel miteinander und ich vermuthe, daß uns Beiden verflucht schneiderhaft zu Muthe war.

Wer der Redner sein sollte, war ausgemacht. Selbst ist der Mann. Ich sollte nur neben stehen als feierliche Zeugenschaft, daß er's wirklich selbst ist. Ich sollte in meinem Festgewand wohl auch einen Schmuckgegenstand bilden; der Freier hat seine rothe Seidenschleife am Hals, seine goldenen Ringlein im Ohr und seinen zierlichen Schneider an der Seite. Für den Nothfall mußte aber meine Geistesgegenwart bereitstehen, um zu bestätigen: Keinen Bessern für die Tochter kunnt der Herr nit kriegen . . . ! So war's ausgemacht.

Als wir in den Schloßhof eintraten, kam eine Meute von Hunden auf uns los; wir standen regungslos wie zwei Zaunstecken, denn „sich nicht rühren, das ist das Beste!" So ließen wir, arg für unsere unteren Partien bangend, das drohende Gebelle über uns ergehen, bis eine hochaufgebaute Dame in himmelblauem Schleppkleid und mit langen, gelösten

Locken im schönsten Feuerroth, aus der Thür trat und den Bestien Ruhe gebot.

Der Mehrere trat rasch an sie hin, und da ich sah, wie er zu ihr emporblickte, war mein Gedanke: Schneider, wie ihr Zwei nebeneinandersteht, ist sie die Mehrere!

Trotz des wahrhaft stattlichen Wuchses der Dame war ihr Angesicht derart, daß ich zuversichtlich wurde. Nicht so sehr weil es huldreich lächelte, als vielmehr weil es — nichts weniger als schön war. Ich könnte das näher beschreiben, ich thue es aber nicht; die seelischen Häßlichkeiten eines Menschen darf man lächerlich machen, die körperlichen nicht, denn für solche kann Niemand.

Der Schneider wußte ihr auf einem Athem viel Reizendes zu sagen und als sie nun gar ihr weißes Taschentüchlein fallen ließ, hielt ich Alles für gewonnen. Er hob es rasch auf, und an der Ecke die eingewirkten Buchstaben bemerkend, flüsterte er: „Das ist wohl der werthe Namenszug!"

Als wir hernach die Stiege hinaufgingen, raunte mir der Mehrere zu: „Ich weiß genug, das Ungeheuer heißt Thusnelda. Ihre jüngeren Schwestern Sophie und Hermine."

„Wenn wir sie nur schon gesehen hätten!" seufzte ich.

„Ich bin gefeit," war seine Antwort.

Bald darauf standen wir in der großen Stube. Wir gaben uns eine dem Freier gebührende Stellung, vereinigend die bittende Demuth mit dem begehrenden Stolze.

„Wenn man abergläubisch wäre!" flüsterte ich, auf die vielen Hirschgeweihe rings an der Wand deutend.

Nun trat der kaiserliche Verwalter ein. Das war ein alter Recke mit rother Stumpfnase und grauem Vollbart. Er knurrte uns lachend an, was wir wünschten?

Jetzt begann mein Mehrerer ein Gemenge von Redensarten, Sprüchwörtern, Titulaturen und dergleichen herzusagen, in denen ihn der Verwalter nach einer Weile unterbrach: „Ah Ihr wollt Gefällholz! Gar keinen Anstand weiters, nur auf die frischen Bäume Acht haben!"

Da glotzten einmal ihrer Zwei jämmerlich drein.

„Jesus Maria!" sagte endlich der Mehrere, „jetzt haben wir uns nicht verstanden." Und weil er entgleist war und doch in heiliger Noth was gesprochen werden mußte, so ergriff er das Nächstliegende, nämlich die nackte Wahrheit und sagte, daß er Jaroslaw Votschka heiße, annoch das Schneidergewerbe ausübe, übrigens zu was Besserem geboren sei und in Ehren um die Hand der Tochter Hermine bitte.

„Ah ja so!" rief der Verwalter lachend, „meine Tochter! Na, da müssen wir doch ein Glas Wein miteinander trinken."

Ich erschrak ordentlich über die unheimliche Leichtigkeit, mit der das ging. Mein Genosse kneipte mich heimlich in den Arm. Auf den Wein schien das Haus gut eingerichtet zu sein, rasch war er zuwege mit allem Zubehör und wir saßen dabei.

„Also die Tochter!" knüpfte der Verwalter das Gespräch wieder an, dann drohte er mit dem Finger: „Haben hinter meinem Rücken wohl schon Alles mit ihr abgemacht! — Nicht? Na, thut nichts. Es plangt Jeder schon um einen Mann, und ein so netter Bursche da —!"

Der Mehrere trat mir vor Wonne auf die Zehen.

„Daß Sie in Ihrem Gewerbe sehr tüchtig sind —" der alte Herr würzte die Bemerkung, indem er uns frischen Wein nachschenkte, „das ist wohl ohne Zweifel."

„Man befleißigt sich stets auf der Höhe der Zeit zu stehen," sagte nun der Mehrere, sich leicht verneigend, „denn unser Gewerbe hat in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich

große Fortschritte gemacht. Ich will von den Nähmaschinen nicht sprechen, nicht von dem neuen amerikanischen Repasseur, welcher im Stande ist, in dreißig Minuten die Pantalons einer halben Armee zu glätten; ich rede vielmehr erstens von den großartigen Dimensionen, welche besonders in Holland die Tuchfabrication genommen, mithin unserer Kunst durch Hunderte von Fabriken stets feinster Stoff zugeführt wird, sowie von der unbehinderten Entwicklung derselben durch die Gewerbefreiheit und viele neue technische Einführungen auf dem Gebiete des Messens, Taillirens und Coudrirens, welche besonders in der französischen Hauptstadt Paris —"

„Und können Sie auch lodenriffeln?" unterbrach ihn der Verwalter schnarrend.

„Ah, Sie meinen das Drapiren des Stoffes?"

„Ich meine das Lodenriffeln."

„Das allerdings — liegt einem wissenschaftlich gebildeten Kleiderkünstler — wenn ich mich so ausdrücken darf — etwas ab, weil solcherlei ordinäre —"

So der Mehrere und das war gefehlt.

„Sie sind Schneider und können nicht lodenriffeln!" rief der Verwalter, „alsdann kann ich Ihnen meine Tochter nicht anvertrauen. Ich bitte schon um Entschuldigung, ich bin nicht besoffen, aber das muß ich sagen, ein Schuster, der nicht lederklopfen und ein Schneider, der nicht lodenriffeln kann, der ist nicht weit her, und selbst wenn er von Mähren wär'."

„Aber kaiserlicher Herr Verwalter und Oberförster!" stotterte der Mißhandelte.

„Es ist noch Vormittag und ich weiß, was ich sage!" fuhr der Verwalter fort, „ich habe meinen Töchtern oftmals vorgehalten: Wenn eine von Euch einen fleißigen Handwerker kriegt, so kann sie sich alle zehn Finger ablecken. Jetzt kommt

Einer und kann schön reden. Aber mit der Zungen verdient der Handwerker sein Brot nicht, sondern mit der Hand. Weiter geht's mich nichts an. — Was gibt's Neues, meine Herren!"

Der Mehrere stieß mich mit dem Ellbogen: „Weißt was, so sag' ihm's Du, ich gehe zum Kukuk!"

Wir trollten uns Beide davon. Im Hofgarten an den Blumenbeeten standen in hellen Farben und reizvollem Geflüster miteinander fünf Frauengestalten. Wir schossen an ihnen vorüber, und erst draußen, weit draußen im Buchenwalde blieb mein Genosse stehen, trocknete sich die Stirn und sagte: „So, das wär' auch vorbei."

Mich dauerte das zerrissene Herz, ich sann nach Balsam.

„Richtig für Ernst hat er's gehalten, der Alte!" rief ich und brach in ein unbändiges Lachen aus.

Der Mehrere verstand mich und haben wir es in unserer Niederträchtigkeit so verdreht, als hätten wir den Verwalter mit der Brautwerbung nur gefoppt. Aber innerlich verwand er's doch nicht, der gute Jaroslaw. Er ließ wohl das Großsprechen sein, aber seine Arbeiten wurden nicht besser, sondern begannen in der stummen Sprache ihrer Wesenheit nachgerade das Handwerk zu verhöhnen. Und eines Tages sagte ihm der Meister, während er ihm in den glänzendsten Silberzwanzigern, die ich je gesehen, den Wochenlohn auszahlte: „Mein lieber Jaroslaw, man kann Dir nicht feind sein, denn Du bist soweit brav und alleweil bei Humor, aber Dein Arbeiten ist nicht viel nutz. Probir's einmal wo anders."

Der Mehrere war fremd. Er warf sich in sein elegantes Gewand und machte bei allen Bekannten die höflichsten Abschiedsbesuche und hat als manierlicher Mensch überall den besten Eindruck zurückgelassen.

Vier Jahre später sahen wir uns in Wien. Er lief mir nach und hatte tüchtig zu thun, sich mir wehmüthig lachend als der Mehrere vorzustellen, denn er war überaus verändert — herabgekommen. Er erzählte mir sein Unglück und daß auf der Welt keine Gerechtigkeit sei. Trotz all seiner Talente und seines höheren Strebens, das Gewerbe zu veredeln, stehe er da, wo er stehe!

Weil Du Eins übersehen hast: Die einfache Arbeit! — Das wollte ich ihm sagen. Da mahnte mich eine innere Stimme: „Sag's nicht, sondern zahle ihm ein Mittagmahl."

Bei demselben wurden wir Beide lustig und er erkundigte sich nach dem kaiserlichen Verwalter und Oberförster.

„Den zieht's schon arg in die Krumme, und seine fünf Töchter haben ein so gutes Herz, daß noch keine den mühseligen Vater verlassen hat."

„Kommst einmal zum Herrn Verwalter," sprach nun der Mehrere und faßte meine Hand mit der seinen, die ganz kühl war, „kommst zu ihm, so sag', ich ließe ihn grüßen, und er hätte schon Recht gehabt, daß er seine Tochter keinem Taugenichts gegeben hat."

Er goß den Rest des Weines in seine Gurgel und verließ mich.



Die Geschichte von der Wunderlampe.

Ja, beim Kaufmann in Sanct Kathrein ging's uns freilich gut! Es war kein großer Kaufmann, aber Millykerzen, oder wie wir auf gut deutsch sagten: „Milchkerzen" hatte er doch zur Auswahl. Bei den Bauern oben in den Bergen wurden wir für die langen Winterabende zumeist mit Spanlicht bedient; das war ein ehrliches, gesundes Licht, welches sich gegen ein landläufiges Kerzenfunzlein ausnahm, wie eine rothwangige Bauerndirne gegen einen blassen, schwindsüchtigen Studenten. Wenn wir aber bei solchen Unschlittschwänzlein, wovon zwölf auf ein Pfund gingen, den ganzen langen Abend nadeln sollten, da sagte mein guter Meister wohl manchmal: „Hausfrau! Wie Dein Licht da, ist mir das ewige Amperl in der Kathreinerkirchen lieber."

Antwortete die Hausfrau vielleicht: „Mein Model ist nicht größer," denn sie goß die Kerzen selber.

„Den Docht nimm größer," rieth der Meister, aber da ging ihr zu viel Unschlitt dran, weil es sich schneller verzehrte.

Beim Kaufmann jedoch brannten wir Achter oder gar Sechser, heißt das, solche Kerzen, wovon acht oder sechs Stück ein Pfund ausmachten. Die gaben freilich einen fürnehmen Schein, wenn sie ordentlich „geschneuzt" wurden oder wenn

kein „Rauber“, wie der niederhängende glimmende Docht hieß, das Fett wegfraß. Und die Millykerzen, die, wie unser Geselle Christian zu berichten wußte, aus Elefantenmili gemacht wurden, gaben also selbstverständlich einen noch viel größeren Schein. Trotzdem besorgten wir alle feineren Arbeiten, als: Steppen, Knopflochpassepoiliren, Stückeln u. s. w., beim lieben Tagesschein und verschoben die gröberen Sachen auf das Elefantenmili-Kerzenlicht.

Einmal nun im Advent, als wir beim Kaufmann arbeiteten und der Hausherr — es war ja der liebe Schenker-Karl, von dem ich schon manchmal erzählt — spät Abends weit von Graz heimkehrte und uns um das matte Kerzenlicht kauern und lugen sah, klopfte er den Schnee von seinen Schuhen, blinzelte uns an und sagte: „Na, Schneider, heut' werd' ich wohl brav sein!“

„So!“ antwortete mein Meister, „warum meinst das?“

„Weil ich für Euch die Gas mit heimgebracht hab.“

„Fangst Du auch an, Karl!“ rief der Meister entrüstet, „Dich hätt' ich für gescheiter gehalten, als daß Du mit dem dummen Spaß ehrsame Handwerker spotten könntest.“

„Geh, Meister, das ist ja nicht so gemeint,“ beschwichtigte der Karl, „ich hab' ja nicht die Gas, die der Mensch melken kann, ich hab' die brennende Gas, wie sie in den Städten ist.“

„So redet man deutsch,“ brummte mein Meister, „einestheils sagt man nicht die Gas, sondern die Gais, oder was noch besser ist, die Ziege, und anderstheils heißen die Stadtleute ihren brennenden Dunst das Gas. Bist einmal Schulmeister gewesen, Karl, und weißt das nicht!“

„Brumm' nur, brumm', Schneider!“ rief der Kaufmann lustig, „bis ich erst das neue Licht anzünde, wirst schon wieder gut werden, darauf wett' ich.“

Und als die neuen Waaren ausgepackt wurden, da kam denn eine stattliche Oellampe zum Vorschein und ein langes Rohr aus Glas dazu und ein grüner Papierschirm, und ein Zwilchstreifen und ein feuchtes Fäßlein.

„Was Du alles für Sachen hast!" sagte der Meister.

„Das Alles miteinander," berichtete der Karl, „gehört zum neuen Licht, das aus Amerika gekommen ist — das Petroleum. (Damals wurde die Betonung auf das zweite e gelegt.) Es brennt so hell, wie der Tag. Wirst es schon sehen."

Und begann, die Lampe aus dem Fäßchen zu füllen und den „Zwilchstreifen" durch das wie eitel Gold glänzende Ding mit der eichelförmigen, sonderbar geschlitzten Kapsel zu ziehen. Dann setzte er die Bestandtheile zusammen, zündete das hervorstehende Ende des Dochtstreifens an, stülpte das bauchige Glasrohr auf, daß wir meinten so eng um's Feuer müsse es zerspringen — und nun sollten wir einmal sehen.

Und wir sahen es. Es war ein trübes Licht, das mit seinem schwarzen stinkenden Rauch alsogleich das ganze Glasrohr schwärzte und wir Schneider einstimmig: „Pfui Teufel!" riefen.

Der Karl drehte an dem feinen Schräublein den Docht weiter auf, da rauchte es noch mehr; er drehte ihn tiefer nieder, da wurde es finster, und wie wir toll zu lachen begannen, knurrte der Karl während seiner fieberhaft hastigen Versuche: „Na, mir scheint, dieser vertrackte Lampenhändler hat mich sauber angeschmiert! Aber ich hab's ja gesehen in der Stadt, wie das Zeug wunderschön brennt!"

„Probiren's einmal und thun das Glasröhrl weg," meinte mein Meister, riß seine Finger aber mit einem hellen Auwehschrei vom heißen Cylinder zurück. Dem Karl gelang es, mit einem Lappen, das Glas zu entfernen, und nun

brannte die Flamme noch trüber und das Millykerzenlicht daneben zuckte nicht ohne Schadenfreude hin und her.

Als wir mit der neuen Lampe noch Allerlei versucht hatten und als die Stube endlich voll Rauch und Gestank geworden war, schalt der Karl dieser höllischen Flamme ein Schimpfwort zu und blies sie aus.

Die Kerze brannte mit stiller Würde fort und der Meister sagte: „Ja, ja, die Ganzgescheiten heutzutag, bisweilen schmiert sie's halt doch an. Die alten Leut' sind auch keine Esel gewesen."

„Was ist denn das nachher für ein Oel, das Petroleum?" fragte jetzt der Geselle Christian.

„Das soll aus der Erden herausrinnen," erklärte der Karl.

„Ja so!" rief der Geselle, „nachher wird's freilich nichts taugen, nachher ist's das helle Wasser."

„Sei mir still, ich mag nichts mehr hören davon!" sagte der Karl und stellte die so vornehm dastehende und so untaugliche Lampe in den Winkel.

Nun vergingen zwei Tage. Da kam der Thomastag und der Karl und mein Meister gingen früh Morgens in die Kirche zur Rorate. Der Christian war bereits auf die nahen Feiertage in seine Heimat abgereist. So saß ich allein bei der Millykerze und schneiderte. Nun war aber Eine im Hause, die vorhin im Stalle die Kühe gemolken hatte und sich nach dieser Arbeit auch an meinen Tisch setzte, um an ihr Christtagskleid ein seidenes Schleiflein zu nähen. Sie war siebzehn, ich war neunzehn, und da geht's ohne Uebermuth nicht ab.

„Was stellen wir jetzt an, Hannerl, weil wir so schön allein sind?" das war für's Erste meine bescheidene Anfrage.

„Ich weiß schon was," antwortete sie, „weil wir so schön allein sind und die Leute alle in der Kirche sind und es

noch eine Weile finster bleibt, so zünden wir jetzt die neue Lampe an."

Wir stellten das Zeug mitten auf den Tisch, wir zündeten den Docht an, stülpten das Glas darüber und es war das trübe rußende Licht wie das erstemal. Doch war der Schein so hübsch rosenfarbig, daß er uns fast besser gefiel als das wässerige Kerzenlicht, welches ich denn auch auslöschte.

„Jetzt geben wir's nobel, jetzt haben wir ein Stadtlicht," bemerkte das Mädchen, hastig nadelnd.

„Ja," antwortete ich, „was machst denn Du eigentlich da?" Und rückte ihr näher. Dabei fand ich, daß man die Lampe etwas mehr abdrehen könnte, um das Rußen zu vermindern. Ich that's und die Hannerl beklagte sich, daß sie zu ihrer Arbeit nicht genug sehe.

„Setz' aus," rieth ich ihr, „mußt Dir nicht die Augen verderben. Ich will Dir was sagen, Hannerl."

„Wenn's nur auch was Gescheites ist."

„Dumm ist es nicht. Schau, Dirndl, wir haben jetzt schön Zeit, daß wir uns ein Bussel geben."

„Ja, was nicht noch!" hauchte sie und nadelte an ihrer Schleife, ohne aufzublicken.

„'s ist ja zu finster!" sagte ich und dachte an's Nähen.

„'s ist ja zu licht," flüsterte sie und dachte gewißlich an's Küssen.

„Dem ist abzuhelfen," meinte ich und drehte die Lampe noch tiefer nieder, so daß der Docht ganz in die eichelförmige Hülse zurückging. Und jetzt war's Licht. Anstatt dem Dunkel, das ich anstrebte, strahlte aus der Spalte eine breite, blendend weiße, rauchlose Flamme hervor. Beide erschraken wir vor dem hellen Schein, der auf Tisch und Wand und auf unseren Gesichtern lag.

„Das Licht!“ riefen wir aus, „das Licht!“ und haben vor Verwunderung auf alles Andere vergessen.

So sind wir dem Geheimniß der Wunderlampe auf die Spur gekommen, daß man den Docht nicht in die freie Luft hinein stehen lassen, sondern ganz in die Spalte versenken müsse, wenn er brennen soll.

Als die Väter von der Kirche zurückkehrten und in der Stube die lichte Herrlichkeit sahen, rief der Karl freudig aus:

„Da haben wir's ja! Wer hat's denn zuweg gebracht?“

„Der Peter,“ war ihre Antwort.

„Es ist richtig wahr,“ bemerkte mein Meister und schaute uns scharf an, „wenn man so zwei junge Leute allein laßt, da geht Einem nachher gewiß ein Licht auf.“

Noch einmal ist die Kerze neben der neuen Lampe angezündet worden — ach, wie armselig, wie todtenblaß. „Schäm Dich!“ rief der Meister und blies sie undankbar aus.

Ich wüßte keine Neuerung, welche im Landvolke so rasch Eingang gefunden, als vor zwanzig Jahren die Petroleumlampe. Doch für die Bauern war das ein viel zu helles Licht — rasch den doppelten Steuerbogen darüber. So, jetzt ist's wieder gut munkeln. Aber ach, der doppelte Steuerbogen kam zu spät, das Hannerl ist einstweilen alt geworden.



Noch Eins vom alten Meister.

Im Sommer 1882 kam eines Tages eine muntere Stadtgesellschaft in mein Landhäuschen geschwirrt und lud mich ein zu einer Gebirgspartie in die heimatlichen Wälder.

„Mit Vergnügen!" sagte ich.

„Aber Sie seufzen ja!" rief ein ältliches, doch rührsames Fräulein, das sie Comtesse nannten.

„Ich habe nur aufgeathmet," war meine Entgegnung.

Die Partie war reich an hübschen Naturbildern, zu denen ich den mündlichen Text zu liefern hatte. Ich that's nach bestem Wissen und Dichten. Die Herren waren theils übermüthig, theils gelehrt und theils geistreich. Die Damen waren überaus gefühlsselig und poetisch gestimmt; erst als auf dem Rückwege ein großer Durst in sie kam und wir kein Wasser fanden, trat die Natur in ihre Rechte und etliche der Hübschesten und Liebenswürdigsten wurden launenhaft. Nur das ätherische, alte Comteßchen blieb in seiner schwärmerisch bonhomen Stimmung und ließ das Herz ausfließen über die lieben, guten Leute, so oft ein zerzauster Hirtenjunge vorüberhüpfte oder ein altes, keifendes Weib vorbeihumpelte. Ich hatte tüchtig zu thun, die fortwährenden Reminiscenzen und

Vergleiche der Dame zwischen meiner Vergangenheit und den gegenwärtigen Waldleuten zu schlichten.

Nun kamen wir zu einem kleinen, gar einsam im Walde stehenden Hause. Eine Schüssel Milch oder Trinkwasser heischend traten wir in die dunkle Stube, und da drinnen saß ganz allein und still niemand Anderer, als mein alter Meister Natz beim Schneidertisch.

Ich war unbesinnt genug, in der ersten Freude des Wiedersehens seinen Namen auszurufen und den guten Alten als meinen voreinstigen Lehrmeister der Gesellschaft vorzustellen. Da hatte ich denn was Schönes angerichtet! Der Natz hatte sich anfangs gestellt, als sehe und kenne er mich nicht und hatte sein Haupt mit dem dünnen Silberkranze der weißen Haarreste tief auf sein Lodentuch niedergebeugt; als er nun aber doch auf die alte Bekanntschaft eingehen mußte und mir treuherzig die Hand reichte: „Grüß' Gott, Peter! Er ist halt wieder gewachsen!" da brach auf ihn der Ansturm der Frauen los. Sie überhäuften ihn mit Schmeicheleien und Fragen; sie gaben ihm Blumensträuße, die sie im Walde gepflückt hatten, und die Eine wollte dafür von ihm eine Nadel geschenkt haben, die Andere einen Faden; die Comtesse fahndete gar nach einer Haarlocke und legte hingegen Semmel und Zwieback und Chocolade auf den Tisch zu seinen Gunsten. Der Natz wußte sich vor Verlegenheit nicht zu helfen; so viel Unschickliches auf einmal war noch niemals über den alten Mann gekommen, als jetzt, da der Rudel Städter sein ärmliches, bescheidenes Wesen umgaukelte. — Was denn das für Leute sind, die mir Der in's Haus bringt! mochte er sich denken, was diese stockfremden Herrlichkeiten doch mit mir für ein spaßiges Gethue haben! Das Leben kunnt ich ihnen gerettet haben, just so treiben sie's. Man weiß nicht, wie

man's nehmen soll, ist's ihr Ernst oder wollen sie mich foppen. — Ich wußte es freilich, es war ein wenig Neugierde, und ein wenig Koketterie, und ein wenig Duselei, und ein wenig Fopperei, und ein wenig wirkliche Herzlichkeit — aber in dieser Fassung nimmt sie der Bauersmann nicht. Er nadelte und sagte kein Wort.

Ableitend that ich nun die Frage, ob die Frauen nicht was zu trinken haben könnten?

„Die Hausleute sind halt auf der Wiesen," sagte jetzt der Natz, „und ich bin nur auf der Ster da und fremd und darf nichts hergeben. In einer schwachen Stund' krieg' ich meine Jausenmilch; wenn Ihr wollt, dann kann ich schon damit aufwarten."

Die Comtesse hatte über ein solches Anerbieten schon Thränen im Auge, aber die Uebrigen entschieden sich für das Wasser, das in einem großen Kübel neben dem kalten Feuerherde stand.

Und als sie getrunken hatten, setzten sie sich um den Tisch, so daß der Meister mit seinem Arbeitszeug eng zusammenrücken mußte, und betasteten und beschauten Scheere, Pfrieme, Nadelkissen und fragten, ob er im letzteren etwa nicht noch eine von dem poetischen Schneidergesellen stecken habe? Und beguckten das Bügeleisen, ob es noch jenes wäre, das der Waldbauernbub geschleppt? Und betrachteten die Elle, ob mit derselbigen der Lehrling —?

Jetzt ließ der Meister das Nähzeug auf dem Knie ruhen, erhob sein Haupt und sagte sehr ernst und ruhig: „Ich habe mehr als ein halb' Dutzend Lehrlinge gehabt, aber geschlagen habe ich keinen."

Da hatten sie denn einmal was Neues gehört, die klugen Städter, die sich keinen Lehrling ohne Prügel denken können.

Plötzlich fiel es jetzt einer Dame ein, ich sollte mich spaßeshalber einmal neben den Meister hinsetzen und versuchen, ob ich noch schneidern könnte. Heller Beifallsjubel der Anderen, und ich wollte mich schon anschicken, ihnen ein possirliches Schaustücklein zu bieten, erstens des Spaßes halber und zweitens, um zu zeigen, daß ich das Handwerk noch nicht vergessen hätte. Der Mittelfinger meiner rechten Hand dehnte sich schon nach einem Fingerhut und in die übrigen Finger kam sogleich die Bewegung und Empfindung des Nadeleinfädelns, als wären nicht siebzehn Stunden, geschweige siebzehn Jahre verflossen, seit ich das Zeug aus der Hand gelegt. Plötzlich aber und fast unwillkürlich zog sich mein Arm zurück. „Nein, ich thu's nicht, ich kann's nicht mehr."

Der Meister rieb sich die Augen; es wollte nicht mehr recht gehen mit dem feinen Zwirn, auch zitterte seine Hand schon, so daß es nicht ganz mehr die glatten, gleichen Stiche wurden, die einst dem Lehrbuben so anstrebenswerth erschienen waren. Ja freilich, mit siebzig Jahren!

„Es ist Zeit zum Aufbruch!" gab ich nun zu bedenken und half den Damen, daß sie wieder wanderfertig wurden. Mit Mühe gelang es mir nach vielem Drängen, den Meister zu befreien, und so führte ich hernach meine Truppe waldabwärts gegen das Thal der Mürz. Als ich sie auf die breite Straße des Alpsteiges gelenkt hatte, stellte ich ihr vor, daß sie sich jetzt nicht mehr verirren könne, daß sie dieser Weg ganz sicherlich zum Bahnhof leiten würde; ich müsse mich hier verabschieden, da ich im Walde noch Verwandte aufzusuchen hätte. Da die Comtesse sofort wünschte, auch diese kennen zu lernen, so verlegte ich das Haus der Verwandten rasch auf einen so unwirthlichen Berg, daß die Besteigung desselben den Füßchen einer zarten Dame unmöglich zugemuthet werden konnte.

Endlich war ich allein und eilte nun in das Haus zurück, wo mein alter Meister arbeitete, um mich für meine wunderliche Gesellschaft zu entschuldigen und ihm vielleicht sonst irgendwie zu zeigen, daß ein braver Geselle — er sei wo und was immer auf Erden — seines Meisters nimmer vergißt. Er saß noch allein dort, denn die Hausleute hatten sich draußen auf der Wiese so sehr in das Heu verbissen, daß sie des alten Schneiders vergaßen, der in der dunkelnden Stube seiner Jausenmilch wohl mit Geduld, aber gewißlich auch mit Verlangen entgegensah.

Ich setzte mich nun zu ihm und auf meine Bemerkung sagte der Meister: „Ah na, den Stadtleuten ist das nicht aufzumessen, aber Du hättest gescheiter sein können, Peter, und d'rauf eingehen, wie ich gethan hab', als thäte ich Dich nicht kennen. Aber Du bist halt schon doch über Deinen Namenspatron, der hat seinen Meister verleugnet, Du hast es nicht gethan, schau, und das freut mich doch wieder. — Und noch mehr hat es mich gefreut, daß Du — ich sag' halt gleich noch alleweil Du zu Dir, ich mag Dich nicht anders heißen — daß Du, sag' ich, vorhin, wie sie Dich haben schneidern sehen wollen, nicht gleich zur Nadel hast g'riffen. Du bist sonst jetzt schon stark mit den Stadtleuten und habe ich wohl etwelches von Dir gehört, was mir nicht gefallen. Aber Eins hast Gottlob doch noch: Die Arbeit hast noch in Ehren, mit dem Handwerk, das Dir vorzeit Dein Brot gegeben, treibst keinen Spaß. Das gefreut mich von Dir. Sie hätten woltern gelacht dazu und ihre Ergötzlichkeit gehabt und ich hätt's nimmer vergessen können, daß ich einmal Einem das Handwerk gelernt, der nachher damit für Andere den Lustigmacher gespielt!"

„Wissen möchte ich's aber doch, ob ich noch was kann," meinte ich nun und machte mich bereit zum Nähen, denn mich

dünkte, daß es weder mir noch dem Meister schaden könne, wenn ich ihm die paar Stunden etliche Nähte besorgte, während sich seine alten Augen und Finger ein wenig ausruhen möchten.

„Ist recht," sagte er, „probir's mit dem Aermling da. Schau, greifst es nicht schlecht an; flink bist alleweil gewesen bei der Arbeit. Ich weiß es recht gut, just in dieser Woche wird es zweiundzwanzig Jahr, seit Du bei mir eingestanden bist. Was ich Dir im Handwerk gelernt hab', heut' kann ich's schier selber nimmer. Wer fünfzig Jahr Meister ist, der verlernt's wieder. Und ich kann bei keinem Meister mehr einstehen als Lehrling, mich verlassen die Augen schon. Bei den jungen Leuten ist das ein ganz neumodisches Tragen heutzutag, das ich nicht versteh'. Den alten Leuten in der Hinter (in der Einöde), die es nicht heikel raiten, denen bin ich noch recht. — Peter, Du hast jetzt den Loden verkehrt auf dem Knie liegen; auf solche Weis' kriegt die Naht gern Falten; und nur fest anziehen, sag' ich alleweil, der Bauernzwirn reißt nicht."

So war ich auf einmal wieder mitten in der Schneiderschaft — in der Lehrzeit. Fast überkam mich ein Gefühl, wie beim Erwachen nach einem lebhaften, phantastischen Traume. Eine lichte Welt versunken mit Qualen und Freuden, ein Leben mit bunten Dingen versunken und nichts mehr um mich, als der kleine, kümmerliche Alltagskreis des bäuerlichen Handwerkerlebens. Aber den Weltbrauch, das Reflexiren, konnte ich doch nicht mehr lassen. Und so berechnete ich nun, da ich den Greis im langen Tagwerk vor mir sitzen sah, wie viel dem fleißigen und tüchtigen Natz seine fünfzigjährige Meisterschaft eingebracht haben könne. Wenn's gut ging, im Jahre hundertfünfzig Gulden Arbeitslohn, wobei der Meisterprofit von Gesellen und Lehrlingen schon mitgerechnet ist! Wenn ich's jetzt dem Meister

gesagt hätte, daß er sich in seiner Lebenszeit mehr als siebentausend Gulden verdient habe — er würde seine runzeligen Hände zusammengeschlagen haben über das viele Geld und sich für einen Verschwender ausrufen, der in fünfzig Jahren mehr als siebentausend Gulden verzehrt und verbraucht! Alle Sonntage ein Seitel Wein beim Haufteinerwirth oder sonst wo, wenn er schon einmal eine besonders lustige Welt im Kopfe haben wollte. Er würde sich darob bittere Vorwürfe machen, denn sein Alter, das bereitet ihm Kummer.

Sind das nicht saubere Zustände, wo der tüchtige und fleißige Handwerker nach fünfzigjähriger Arbeit auf diesem Punkte steht!

„Dir ist ja mein Fingerhut zu groß worden!“ rief der Meister, indem er sah, daß das Messingkäppchen auf meinem Finger allzu locker war, um der Nadel in den festen Loden hinein den nöthigen Nachdruck zu versetzen. „Doch nicht etwan, daß es Dir schlecht geht, Peter?“

„Mager wird der Poet, aber Gottlob, fünfzig Jahre dauert's bei ihm nicht.“

„Meinst, daß Dir das Handwerk besser anschlagt, zu jeder Stund' kannst bei mir einstehen. — Geh, zeig' her Deine Arbeit ein wenig.“

Er nahm den Rockärmel, den ich zusammengenäht hatte, zog die Naht auseinander, hielt sie mir vor die Augen und sagte ganz leise: „Schau her da!“

Die Naht klaffte, die Stiche des grauen Fadens grinsten hervor.

„Vergessen,“ sagte er mit seinem guten Lächeln, „vergessen hast das Handwerk noch nicht, das sehe ich, Du machst noch Deine alten Fehler. Da hast ein Messer. Wenn Du Acht giebst, daß Du mir den Loden nicht zerschneidest, so kannst die Naht auftrennen, sonst thu' ich's.“

„Auf das möchte ich nur wissen, ob der Meister sein Wort noch anhält — wegen meinem Einstehen!“ so sagte ich nun mit einer ganz merkwürdigen Mischung von Aerger und guter Laune.

„Warum denn nicht?“ versetzte er, „Du bist noch jung, und wenn ich dort anheben darf, wo wir vor siebzehn Jahren aufgehört haben, so getraue ich mich einen richtigen Schneider aus Dir zu machen.“

Die Verhandlung wurde unterbrochen, es kam die Bäuerin nach Hause, und als sie mit der Schüssel in die Stube trat und meiner ansichtig wurde, rief sie aus: „Uh Halbesel! jetzt sind zwei Schneider da! Nachher hab' ich zu wenig Milch!“

Alsogleich versicherte der gute Meister, er trinke heute keine, er sei noch rechtschaffen satt vom Mittag her. Gott möge es vergelten, wie er noch satt sei! — Hierauf stritten wir eine Weile um das Recht, wer dem Andern die Jausenmilch überlassen dürfe, bis wir uns endlich dahin einigten: Wir nehmen Jeder einen Löffel beim Stiel und essen zusammen, so lange was da ist. Das war ein langweiliges Essen! Der Meister machte sich dabei mit dem Loden, dem Zwirn, dem Nadelkissen zu schaffen, fuhr heute und morgen einmal in die Schüssel, füllte den Löffel kaum halbvoll und kaute und biß nach jedem Löffelzug derart lange, als ob die saure Kuhmilch aus eitel Zwieback wäre. Mich verdroß es, daß er mich überlisten wollte, ich warf den Löffel weg und rief: „Vorhin da draußen auf dem Rain Wildkirschen essen und jetzt saure Milch d'rauf — das kunnt eine hübsche Metten geben!“

„Ja, wenn sie sonst Niemand ißt,“ meinte er, „Gottesgab' soll der Mensch nicht verschmähen.“ Und machte sich über die Schüssel her.

So habe ich's doch endlich erreicht, daß er zu seiner Jause kam.

Nun hatte ich aber noch ein Anliegen. Es war wohl Zeit, daß ich mich auf den Weg machte, wenn ich noch vor der Finsterniß mein trautes Nest im Thale erreichen wollte. So mußte ich endlich hervorrücken.

„Meister,“ sagte ich und machte mir mit meinem Hutband zu schaffen, das ich löste, um es wieder knüpfen zu können, denn es giebt Augenblicke im Leben, wo man dem Nächsten nicht offen in's Gesicht schauen mag. „Meister,“ sagte ich, „hat sich der Meister das kleine magere Fräulein angesehen, das vorhin bei der Gesellschaft war?“

„Die ihre Haare wie ein Mannsbild geschnitten gehabt hat?“

„Dieselbige. Das ist ein merkwürdiges Weibsbild gewesen. Wenn sie in einem Buche stünde, man müßte sagen, sie wäre erdichtet. Eine steinreiche Gräfin ist sie und ihr Vater soll sich des Geldes wegen dem Teufel verschrieben haben. Jetzt will aber die Tochter dem Teufel die Seele wieder abspielen und giebt auf diese Meinung alle und alle Tage, die Gott vom Himmel fallen läßt, einem armen Menschen was Goldenes. Und wie sie heute den Meister gesehen, hat sie mir aufgetragen, ihm das, was in dies Papier gewickelt ist, zu übergeben. Ich richt's aus — da wär's.“

Damit schob ich das kleine Ding über den Tisch hin, er schob es aber mit dem Zeigefinger zurück und sagte: Ihm gehöre es nicht, er sei kein armer Mensch.

„Habe ich gesagt ein armer Mensch?“ wollte ich mich verbessern, „dann weiß ich nicht, wo ich heute meine Gedanken habe, einem arbeitenden Menschen, sagte die Gräfin, muß sie alle Tage was geben.“

„Der braucht's nicht," entgegnete der Meister kurz. „Peter, vor lauter Gutheit unredlich sein, das mußt ein andersmal nicht thun. Schau, wenn Du mir offen sagst: Meister, Er ist schon ein alter Mann, ich will Ihm was schenken, so werde ich offen antworten: Dank' Dir Gott, Peter, so lang' ich arbeiten kann, ist's nicht vonnöthen. Geht's einmal nicht und Du hast mehr als ich, dann wird's für Keinen eine Schand' sein, wenn Du mir einmal was Gutes thun willst — und brauchen wir keine merkwürdige Gräfin dazu." —

Fast gedrückt verließ ich das einsame Haus, das ich so selbstbewußt betreten hatte. Was er leistete, konnte ich nicht; was ich konnte, brauchte er nicht. — Was ich sein mag und was er ist, das muß ich mir sagen: Er ist trotz Allem und Allem bis auf den heutigen Tag mein Meister geblieben.

Die Zuflucht.

(Ein Stimmungsbild.)

Also nur noch diese Nacht und dann — heim.

Schlaflos lag ich in meinem Bette und schaute auf die Zimmerwände hin, die stellenweise durch die Gaslaternen von der Straße herein beleuchtet waren. Ich sah die Umrisse des schimmernden, staubigen Wustes, den ein siebzehnjähriges Verhältniß mit Stadt und Welt um mich aufgehäuft. Ich hatte genug, ich hatte tausend verschiedene Dinge um mich, die mein Eigenthum waren, und jedes hatte mich ärmer gemacht, als es kam, um zum Bedürfniß zu werden. Tausend Wünsche sind mir erfüllt worden in diesen Mauern, der Drang nach Wissen und Kunstgenuß, die Wünsche der Liebe, des Ehrgeizes erfüllt, und jede Erfüllung hat mir etwas von der Schwungkraft des Herzens geraubt. Von dem großen Triebwerke der Welt hat sich eine Kruste lähmenden Staubes um meine Seele gelegt. Nun will ich gehen und mich baden in der Luft der stillen Berge.

Als es Morgen ward, trug mich der Dampfwagen davon; als es Mittag ward, ging ich die Waldstraße des Alpsteiges hinan, ohne auch nur ein einzigesmal umzuschauen. Hinter mir ging mein Bursche; was der auf dem Rücken tragen

konnte, das nahm ich mit, das war jetzt mein Besitz. Ich fühlte, daß hinter uns die ganze Welt wie eine große Seifenblase zergangen war.

Oben und hinten im Gebirge, wo mein Morgen war, sollte nun auch die Ruhe sein. — Etwa sechshundert Schritte von meinem Geburtshause über die Matten hinan, wo der Hang sich sanft dem Scheitel des Berges zuzuflachen beginnt, ist der Waldrand. Es stehen hier alte, aber kleine, verkrüppelte Fichtenbäume, zwischen welche die warme Sonne sich niederlegt auf das graue Moos des Sandbodens, oder auf das kümmerliche Heidekraut, oder zwischen welchen in trüben Tagen der Nebel hinkriecht, oder welche Bäume an ihren spröden Aesten oder Flechtenbärten vom Winde gezaust werden, ohne daß sie sich weiters viel biegen und beugen. Auch auf der flachen Matte, über die seit Jahren weder Pflugschar noch Sense gegangen, stehen schon kleine Lärchenbäumlein auf, wie sie eben wachsen, wo Niemand als Gott Heger ist.

Auf diesem Flecke, zwischen dem alten verkümmerten Walde und der ansprossenden Matte ist mir das Haus gebaut worden. Es führte kein Weg dahin, als der, welchen die Zimmerleute getreten, denn es fällt sonst Niemandem ein, dort etwas zu suchen. Das Haus stand so, daß es, vor Nord- und Weststürmen geschützt, gegen Sonnenaufgang schaute und gegen Mittag. Alle Berge und alle Waldrücken, die hinausgehen bis in's fernste Blau, scheinen niedriger zu liegen als meine Hochmatte, und es ist ein großes, stilles Reich ringsum und das Echo dieser Wälder dichtet den Gesang der Drossel und den Schlag des Donners und den Schrei des Hirsches nach. Aber Kirchenglocken haben hier niemals geklungen und der Pfiff des Dampfwagens wird niemals gehört werden in diesen reinen Lüften.

Das Haus ist aus zwölf wohlgetrockneten Waldstämmen gezimmert gewesen. Meine Landsleute, die mich einst als Knaben mißachteten, weil ich sozusagen ein Fremder war unter ihnen, hatten ihre schönsten Bäume gefällt, um dem „Heimkehrenden" eine Ruhestatt zu bauen. Das Haus hatte drei Gelasse. Durch die äußere Thür kam man in die Küche, von dieser in die Kammer des Burschen und endlich in meine Stube, die zwei freundlich blinkende, viereckige Fenster hatte. Und war es, wenn die Morgensonne zu dem einen Fenster herein, zu dem andern schräg wieder hinausstrahlte, daß die zwei jungen Lärchenbäumlein, die vor dem letzteren im blauen Schatten des Hauses standen, gleichsam von der Stube aus rothgolden beleuchtet wurden. In der Stube war die Comfortfrage, die in der Welt Tausende von Werkstätten beschäftigt, Tausende von Köpfen verwirrt, auf das einfachste gelöst: ein Stuhl, ein Tisch, ein Schrank, ein Bett. Und Alles so stark und fest gefügt, als sei es für einen Unsterblichen gezimmert.

Um das Haus war keine Planke und kein Gärtlein; nichts als der grüne Rasen und die jungen Bäume, wovon einige schon bis an das vorspringende Dach hinanragten, die anderen aber noch klein und weich waren, wie einjährige Kindlein, die zum erstenmal das Stehen versuchen. An der Hausthür stand kein Spruch geschrieben, denn hier wollte ich nicht in mich hinein, sondern aus mir heraus lesen.

Dieses Waldhaus war meine Zuflucht in den Tagen, da die Welt mich verletzte oder in den falschen Wirbel ihres heißen Begehrens und ihrer vermeintlichen Ziele ziehen wollte. Ich strich durch den Wald, und das weiche Lärchengezweige des jungen Anwachses fegte von meiner Seele den städtischen Staub. Wie freute ich mich zu sehen, daß die jungen Bäume sachte emporwuchsen über das Haus und es einwoben, so daß

die Sonne nur mehr in goldenen Fäden und Sternen zwischen den Stämmen zum Fenster hereinleuchten konnte und so, daß es in stürmischen Nächten, wenn über dem Dache die Wipfel rauschten, war, als sei ich mit meinem Heim in den Grund eines fluthenden Meeres gesunken. In solchen Stunden wurde ich inne, was die wenigsten Leute wissen, nämlich, daß in dem zweibeinigen Wirbelthiere eigentlich doch ein Mensch steckt, ja mehr noch, das ganze Menschenthum mit seinen inneren Kämpfen und Zweifeln und Siegen und Freuden. Der Frieden der Ursprünglichkeit, der Segen der Bedürfnißlosigkeit, dem Weltkinde sind sie verächtliche Dinge; aber wahr ist das: die wildesten Conflicte des Herzens lösen sich nicht in Thränen und nicht in Blut, sondern nur im reinen Thaue des Waldes.

Vom Morgenfenster aus sah ich die Gebäude meines Geburtshauses, die mit ihren Stroh- und Bretterdächern da unten am Berghange kauerten. Ich bin der Erste gewesen, der einst das Haus verlassen hat; Vater und Mutter, Bruder und Schwester schauten mir traurig nach. Jetzt bin ich wieder da und sie sind Alle fort. Sie sind mir nachgegangen, nur die Mutter ist mir vorausgegangen; sie ist zum Himmel emporgestiegen, um von oben auf die Erde zu schauen und ihr Kind zu suchen. Die Anderen sind zerstreut in der weiten Welt. Das Haus ist leer. —

Mein Bursche war ein ausgedienter Soldat, anstellig, scharf und pünktlich wie eine Uhr, die man wöchentlich mit einem Silberstück aufzieht. Dreimal die Woche mußte er in das Mürzthal hinaus wandern, um die Lebensmittel zu holen. Er kehrte einmal mit der Nachricht zurück, der Herrgott säße schon wieder in den Wolken und thäte Seifenblasen machen.

„Soll's. Ich bleibe im jungen, grünen Wald, bis er über mich zusammenwächst."

Mein Bursche meinte zwar einmal, das Ding, im Walde zu lungern, hätte an sommerheißen Tagen und wenn die Erdbeeren und Heidelbeeren reif wären, allerdings sein Hübsches, wäre im Großen und Ganzen aber doch ein wenig langweilig. Er träume nächtlicherweile dann freilich etwas stark von der lustigen Welt.

Er möge es doch nicht so ernst nehmen, tröstete ich, die Welt sei eigentlich eben nur ein Spaß.

„Aber ein guter!" meinte der Bursche.

„Wer ihn versteht," sagte ich. In diesem Gespräche unterbrach uns ein Pochen an der Wand. Am Fenster wurde das gehörnte Haupt eines Rehbockes sichtbar, das an's Glas schnupperte und dieses wunderliche Menschennest wohl auch für nichts Anderes als einen guten Spaß halten mochte.

„Ob das Gewehr geladen wäre?" flüsterte mir der Bursche zu.

„Du bist Einer von Denen," gab ich ihm zur Antwort, „geh', Hans, geh' in Deine Welt hinaus, für den Wald bist Du zu wild."

Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und nun war ich allein.

Bisweilen ging ich hinab in das dämmerige Haus. Die Luft darin war schwer und die Schritte tönten hohl in der alten Zimmerung. Ich setzte mich an den dicken Ahorntisch, wo die Mutter und der Vater gesessen waren. — Sie kommen Alle wieder. Ich mache nur die Augen zu, da heben die Thüren an zu gehen, ich höre die langsamen Schritte des Vaters, die treue, traute Stimme der Mutter. Ich höre das Lärmen der kleineren Kinder, das Lachen der Mägde und zwischen Allem durch das muntere Ticken der Schwarzwälderuhr — Alles ist da und mitten drinnen ich, der dumme Junge, und

darüber das leuchtende Himmelsgewölbe mit seinen seligen Geheimnissen.

Da klopft es an's Fenster, es ist der Wind. — Vorbei. Aber ich weiß für den Einzelnen und ich weiß für die fieberhaft hastende und doch todesmüde Menschheit keine erquickendere Rast, als das Wiederträumen längstvergangener Kindschaft. Die Geschichte der Menschheit ist blutig und rostig, wie ein altes Kriegsschwert. Aber es ist das Schwert eines Königs, an seinem Griffe geschmückt mit Perlen und Diamanten. Diese Edelsteine breche ich aus und reihe sie an ein artig Kettlein und hänge sie als ein holdes Erbe aller Vorzeit mir oder der Liebsten um den Hals.

Mit solchem Talisman durchstreifte ich die Wälder und es war eine Freude in mir, die ich nicht beschreiben kann. Bisweilen begegnete mir ein Bauersmann, so steif, so alltäglich, so inhaltslos, wie ein altes Stück Holz. — Der ist arm, dem möchte ich was schenken.

„Guter Freund, setzt Euch ein wenig zu mir in den Schatten; ich vertraue Euch einen Gedanken an."

Er hat nicht Zeit, er muß Geld erwerben. Es ist einer von Denen.

Ein Anderer, dem ich eine Perle geben will aus dem Idyllen- und Märchenschatze der Vorfahren, höhnt mich, ein Stück Koth sei seinem Felde nützlicher, als ein Tropfen Thau. Nützlicher! Das ist einer von Denen.

In der kühlen Waldschlucht begegnet mir ein munteres Mädchen. In der Tiefe rieselt der Bach, über dem Haupte weht der Blüthenschnee eines wilden Apfelbaumes.

„Halt' still, mein Kind, und schau," sage ich, „der vor Dir steht, das ist ein Weber, der Dir jetzt aus diesem Blüthenflaum ein Hochzeitspfaidlein weben will."

„Und wirst mich auch heiraten?“ sagt sie. Heiraten! Das ist eine von Denen.

Heb' Dich weg, Ungeheuer, Du erinnerst mich mit Deiner Zumuthung an die moderne Welt. Weißt Du denn nicht, daß sowohl die neuen Roman- als auch Schauspielschreiber und andere daran Betheiligte die Ehe zu einem Prostitutions-Institut gemacht haben? Heiraten! Ei, Kind, schlag' Dir solche Gedanken aus dem Kopf und bleibe brav. — Wenn mich jetzt auf einmal derlei weltliche Gedanken und gesellschaftliche Erinnerungen anflogen, wie ein Bremsenschwarm das Reh, fuhr ich in's Jungtannicht hinein, in das dichteste Gesträuche, als sollte mir das scharfe und das weiche Reisig die lästigen Anflüge wegfegen.

Und wenn ich in solch tiefem Schatten einmal ein Veilchen fand, so kniete ich zu ihm nieder und schaute es an — mich lockt nur die keusche Natur. O je! wird man sagen, das ist einer von Denen!

Gern ging ich hinüber auf den Platz, wo, anstatt Bäume und Preißelbeerkraut, graue Steine aus dem Erdboden quellen, und setzte mich auf einen der warmbesonnten Blöcke und schaute den Eidechsen und kleinen Nattern zu, die sich dort herumtummelten. 's ist doch ein Gezücht, weil der Rücken fröstelt, wenn man ihnen nahekommt! Wie es in allen Gräsern und Moosen und Zweigen lebendig ist! Schlage an den Strauch des Heidekrautes, lockere die Rinde des Baumstammes, rücke den Stein aus dem Erdreich, allüberall wirst Du Welten von kleinen und kleinsten Thierchen entdecken, und die Steinnelke und die Enziane und das wilde Veilchen lächeln Dir zu: leben! Und auf hohen Wipfeln die Finken, die Meisen, die Falken im Himmelsblau jauchzen Dir zu: leben! —

Ich ging in die Schlucht hinab, aus der Wasserrauschen drang, ohne daß man auch nur einen Tropfen sehen konnte.

Wie viele tausend Jahre das nur schon so rauschen mag! Wieso die Luft nicht müde wird, allimmer und immer diesen Schall durch die Schlucht zu zittern! Und wieso nun auf einmal ein Wesen daher steigt, das nach derlei fragen kann!

Am Hange stehen finstere Tannen, die graben ihre breiten Wurzelklauen krampfig in's lockere Erdreich; 's ist ein mählicher, aber gewaltiger Streit, den sie um ihre Existenz führen; in den Tiefen wühlen die Wässer, vom Hange gleiten die Lawinen, hoch in den Kronen rütteln die unsteten Lüfte. Von diesen Kronen flattert jetzt, wie Schneegeflocke, zartes, buntgeflecktes Gefieder herab. Oben ringen zwei Häher auf Leben und Tod.

Ist denn auch im Walde kein Rasten und kein Frieden zu finden? — Ei doch. Lerne einen Unterschied erkennen, Mensch, zwischen dem, was die rohen Elemente thun und was Du Dir selber thust in Deiner hohen Entwicklung. Die Sünden der Jahrtausende Deines Geschlechts mögen Dir den äußeren Frieden verderben, den inneren mordest Du durch persönliche Schuld.

Gegen Sonnenniedergang hin breitet sich das Berggelände zu einer Hochebene, die ganz von Legföhren und Wachholderbüschen bewachsen ist und im Aether der Sonne wie ein dunkelblauer See daliegt, der in weiter Entfernung von Almen und stumpfen Felsriffen begrenzt wird. Wenn man von der Gegend meines Hauses hinschaute auf diesen blauen Niederwald, so sah man aus demselben ein hochzinniges Schloß emporragen in die Stille der Einsamkeit.

In den Vormittagsstunden schimmerte es herüber wie eitel Silber, am Abend, wenn die Sonne hinter ihm stand, ragte es als dunkle, viereckige Masse auf, und in der Nacht war es, als hauche diese Burg in bläulichem Schimmer die Sonnenstrahlen aus, die sie über Tags eingesogen hatte. —

Es war aber kein Menschenbau, sondern ein einzelnstehender Fels, der wie ein Würfel unvermittelt auf den Waldplan hingelegt schien. Das Merkwürdige an diesem Stein war, daß sich trotz seiner auffallenden Lage und Gestalt weder Mythe noch Sage an ihn knüpfte. Die Leute nannten ihn den Stein und sahen ihn, ohne ihn zu sehen. Nur an eine einzige verklungene Mär erinnerte ich mich, die sich auf ihn bezog: Auf diesem Stein würde am jüngsten Tage der Richter sitzen. Aber den Leuten mußte solche Kunde nicht heimlich genug sein, sie trugen sie nicht von Mund zu Munde.

Ich sah an diesem Steine, wenn ich vorbeiging und ihn betrachtete, mehrmals einen kleinen alten Mann hocken und sich sonnen und an dem Röhrchen einer Tabakspfeife saugen. Wir sprachen mehrmals miteinander, er verwunderte sich, daß ein feiner Herr, wie ich geworden sei, so viel im finsteren Wald umhersteige, und wenn er an meiner Klause vorbeigehe, da denke er allemal: Dem wachsen die Baumäste jetzt schon zum Fenster hinein, und wenn sie in der Stube drinnen sind, wird er sich daraufsetzen.

Dann wieder bedauerte er meine Füße, die für den Tanzboden angethan wären und nun den steinigen Weg wandeln müßten, der durch die Schlucht heraufführe. Aber er werde mir den Weg ebnen.

Das zusammengeschrumpfte Greislein war sonst ein wenig einfältig und blöde, aber es hatte die Gabe, Jedem, dem es begegnen mochte, ein gutes Wort zu schenken — oder vielmehr zu verkaufen, denn man griff in den Sack und reichte ihm eine kleine Gabe, allemal eine Spende, die den Geber reicher macht, als den Nehmer. — Wenn die Armuth nicht wäre, o mein Gott, woher nähme der Besitzende Labniß und Befriedigung für sein Herz! —

In diesem sommerlichen Waldfrieden blieb ich so lange, bis er in mir jene Unruhe zu erzeugen begann, die den Menschen überall verfolgt und gerade in den scheinbar sorglosesten und glücklichsten Zeiten am lebhaftesten antritt. Für Viele ist es eben ein Bedürfniß, ja vielleicht ein Genuß, unstet zu sein; der Mensch ist ein ewiger Wanderer, nicht für das Ziel geschaffen, sondern für den Weg.

So stieg ich denn endlich gerne meinem Burschen nach. Ich hätte mich erholt und gekräftigt, sagten die Leute und begannen die Waldfrische an mir so rasch als möglich wieder abzunutzen. —

Im nächsten Jahre zur hohen Sonnenwende schnürte ich wieder das Bündel und stieg ruhebedürftigen Herzens hinan gegen mein Waldland. Heiß dürstete ich nach dem Schatten und Odem meines grünen Lärchenwuchses.

Dort, wo die Wiesen zu Ende gehen und das Beständе anhebt, an der Zaunthorsäule traf ich das Greislein vom Stein. Es zeigte ein großes Behagen und sagte, es hätte wohl gewußt, daß ich bald kommen müsse, und darum wäre es die letzten Tage her fleißig gewesen. Ich würde schon sehen.

Der gute Alte hat mir oben in der Schlucht gewiß die Steine aus dem Weg geschafft! Das war mein erster Gedanke; dann ist ein blinkend Münzlein von mir ihm zugegangen.

Als ich zur Schlucht kam, sah ich, daß sich auf dem steilen Wege seit einem Jahre die Steine nicht vermindert, sondern stark vermehrt hatten. Ein Wildwasser war dagewesen im Lenz und hatte wieder einmal seines Amtes gewaltet. Als ich weiter emporkam, fiel es mir auf, daß Alles so licht und frei war. Und dort, auf der kahlen Höhe, nackend und bloß ragte mein Haus. Jetzt sah ich's, wie der alte Bettler fleißig gewesen: der junge Lärchenwald, der auf dem Hochgrunde gestanden und das Haus umfriedet hatte, war weg, umgehauen

Baum für Baum — zerstört. Da lagen sie in Kreuz und Quer, einer über dem andern, und lebten nimmer. Ihre Seele strömte aus in einem starken Harzgeruch, und fliegende Käfer und wilde Hummeln summten hin und her und wußten so wenig als ich, was da anzufangen.

Ja, da war wieder einmal eine Bauernthorheit zur That geworden. Nur keinen Wald! Im Wald ist's langweilig, da sind die wilden Thiere und die Räuber. Einen weiten Ausblick muß man haben, und daß die Sonne herscheinen kann. Wenn der Stadtherr schon so weit heraufsteigt, so soll er wenigstens nicht im öden Baumwerk hocken müssen wie ein Wildhase. Weg mit dem Zeug! — Gewiß, er hat mir's gut gemeint, der alte Mann. Und ich war jetzt mit meiner Freude fertig.

War mir doch heilig nicht anders zu Muthe, als hätte mir Einer die Haut abgezogen. — Soll ich mich nun in Armseligkeit hier niederlassen und auf das Schlachtfeld hinausblicken? Soll ich weichmüthig der Zeiten gedenken, da es anders gewesen? Soll ich die Todten wegschaffen und ein junges Geschlecht pflanzen und warten, bis es dereinst dem Greisenhaupte Schatten giebt? Oder fortziehen und das Berghaus verfallen lassen und einen Schmerz haben, so oft ich daran denke?

All das taugt nicht. Diese Zuflucht im Walde ist zu schön, als daß ich sie absiechen sehen könnte, es muß ein anderes, ein würdiges Ende sein. — Als ich noch Knabe war, kam eines Tages die Katze in unsere Kammer und erhaschte das Amulet, ein auf rothe Leinwand gezogenes Bildniß der Wunden Christi, ein uraltes Erbstück der Familie. Großmutter, Mutter und Tochter hatten es fromm unter dem Hemd verborgen an der Brust getragen. Jetzt hatte es auf einmal die Katze und zerrte daran mit den Tatzen und

mit der Schnauze und spielte damit, wie mit einer Maus, und als wir dazukamen, war das Heiligthum in Fetzen zerrissen.

Ich wollte mir die Stücke noch betrachten und eigentlich dort anheben, wo die Katze aufgehört hatte, allein meine Mutter sagte: „Das ist keine Sach' zum Gespiel, das muß man in Ehren dem Herrgott zurückgeben!" Nahm die Fetzen des Amulets, küßte sie und warf sie in das Herdfeuer. —

Diese Erinnerung war in mir wach, als ich langsam auf den Höhen umherging und den Abend erwartete. Er kam. Aus dem schwarzen Waldgrund dort ragte rothglühend im Abendschein der „Stein" auf. — Der Richter, wenn er wird erscheinen, ob er auf dieser Erde nicht mehr Kluge denn Gute, nicht mehr Thoren denn Böse finden wird?! — Der Schein verlosch, und das weite Hochland des Waldes lag um mich hingesenkt, wie eine ungeheure schwarze Scheibe. Ueber den fernen Fischbacher Wäldern glimmte das erste Sternlein; bald unweit davon ein zweites, über dem „Stein" war auch eins; hoch im Zenith zuckten mehrere, und an jedem Fleck des Himmels, wohin das Auge blickte, glühten, wie von diesem entzündet, die Sternlein auf. Jetzt war mir's wie einst in Kindeszeit, wenn ich abendlich auf diesen Höhen stand: die Sternlein klangen. Als zuckten sie bisweilen an die Himmelsglocke an, so klangen sie leise und zart — und mir war selig zum Vergehen.

Nun schritt ich dem Hause zu, das wie ein schwarzer Klumpen dastand, und ging hinein und zündete einen Kienspan an, den ich in eine Spalte der Wand steckte. Hierauf nahm ich einige Dinge zu mir und verließ das Haus und setzte mich unterhalb desselben auf einen Baumstrunk. Mein Herz war warm und lebendig, als entsteige demselben ein Gedicht. Aus den Fenstern grüßte der Schein, der allmählich

lebhafter zu wogen begann und schön war. — Endlich klingelte eine Scheibe, und die Flamme lohte heraus. Sie züngelte die Wand hinan in das Dach und der Rauch wallte in rosigen Qualmen dem Himmel zu. Mir graute. Und doch, was ich gethan, es war das Beste. Zeitweilig zur Rast ein Zelt baue Dir im Walde, aber ein Haus nimmer.

Kaum eine Stunde, und es war vorbei wie ein Traum.

Ich wendete mich zu Thale. Wieder einmal bei lieben Menschenherzen will ich meine Zuflucht suchen. Wenn hier oben die erschlagenen Bäume vermodert sind, und aus der Asche von neuem junger Wald aufsteht mit seinem heiligen Leben und Weben, dann mag mein Sohn emporsteigen, um das Gegengewicht der Welt und damit das Gleichgewicht des Herzens im Walde zu suchen, wo ich es gefunden habe.

Aber im Walde verbleiben — nein.

Wer von den Menschen und ihrem Jammer einmal weiß, den duldet's nimmer im stillen Lärchenwald, der muß zu ihnen. Nicht ihre Freuden werden ihn locken, denn diese sind der Lerche Morgenlied auf einsamer Au nicht werth; ihr urewiger Streit, ihr glühendes Weh, ihr klägliches Weinen, ihr heiseres Lachen oder ihr lautloses Ertragen werden ihn rufen, an seinem Herzen fassen, wieder hineinziehen in den wirbelnden, taumelnden Menschenkreis, daß er mit zu Grunde gehe.

Manchen haben sie von den Höhen herabgetragen im weißen, harzduftigen Schrein; ich stieg noch immer mit meinen Füßen nieder in das weite Thal, dem entlang die kupfernen Saiten gespannt sind, in welchem die Finger der Zeit das große Schicksalslied des Menschengeschlechtes spielen.



Von Weit und Breit.

Der Baumnarr.

Heraus damit! — Der Racker wär' im Stand, mir eine russische Bärenwildnuß um's Haus zu zügeln, daß Eins hocken müßt', wie in einem wilden Hundloch — und keinen fadenscheinigen Sunnstrahl nit hätt' — Winter und Sommer nit. — Mit Dir auch heraus!"

So knurrte der alte Paulhuber und riß mit beiden Händen junge Tannlinge aus der Erde, die am Angerzaun vor dem Hause standen. Riß sie zornig aus und schleuderte sie mitsammt ihrem Wurzelstock über den Zaun, daß die Erde auseinanderflog. Einer aber stand, ein ganz kleiner Dingling, der hielt sich so tapfer an seinem ihm einmal zuerkannten Boden, daß der alte Bauer die ganze Kraft dransetzen mußte, bis das Bäumlein wich. Das nun mochte meinen: soll ich nicht sitzen, so sitz' Du! und lag der Paulhuber auch schon auf dem Hintertheil und schlug die beiden Beine empor.

Der Nachbar, der ihm bei dem löblichen Geschäfte zugeschaut hatte, rief: „Oha, Paul! Schau Du, der Mensch, wär's auch gut, wenn er auf einer Wurzel thät stehen. — Seit wann treibt er's denn, Dein Veitel!"

Der Paulhuber trachtete wieder in seine menschenwürdige Stellung zu kommen, trat dann mit den mächtigen Schuhen

die aufgelockerte Erde fest und antwortete: „Schon als Bub' hat er die Dummheit gehabt, hat mir beim Schafhalten die Lärchenwipfel abgeschnitten und hat sie auf der Weid' in die Erden gesteckt. Zum hellen Glück, daß sie nicht gewachsen sind, sonst wär' heut' ein Gegrässe (Dickicht) da unten auf der Leiten, daß Einer nicht schliefen kunnt. Hab' ihm's dazumal hübsch abgewöhnt, zwei=, dreimal scharf gezeigt, wozu so Lärchenwipfel gut sind, und sein hat er's lassen. Seit er mir aber vom Militär heimkommen ist — man sagt wohl eh, sie lernen nichts Gescheites dabei — seither setzt mir der dumme Bursch das Grässer (junge Bäumchen) mitsammt der Wurzen ein, daß sie über und über Boden fassen."

„Ist halt so ein Herrnbrauch," meinte der Nachbar, „die Herr'n auch, wenn sie nur Bäum' haben und recht viel Stauden und Strupp um's Haus herum, so wie der Baron unten um sein Gschloß, daß es in den Zimmern finster ist, wie in einer Räuberhöhlen — vor lauter Bäum' um die Fenster."

„Ist schon recht, ein Wald, wo er hingehört," sagte der Paulhuber und nahm einen Grashalm in den Mund, weil er nicht rauchte, „der Wald ist zum Niederschlagen und nicht zum Zügeln da, hat mein Vater gern gesagt."

„Und ist er niedergeschlagen!" wendete der Nachbar nicht ganz ohne Bedenken ein, „ist er niedergeschlagen?"

„Ist er niedergeschlagen," antwortete der Paul, „so wachst er selber wieder auf. Geh einmal hinaus auf Deinen Edgart vom rothen Kreuz hinauf, hast schon zehn Jahr' kein Korn d'rauf anbaut — was wachst?"

„Futter wachst."

„Ist schon recht, Futter. Aber frag' einmal Deine Mähder, wesweg sie die Sensen so oft dengeln? Weil sie fortweg in's jung' Grässer hauen, das unter dem Gras aufwachst. Laß sie

stehen, langen sie Dir in etlichen Jahren über den Kopf. Der Acker ist hin, die Wiesen ist hin, kannst Eichkatzel jagen auf Deinem Grund, wenn Du schon zum Essen was haben willst."

„Ist eh wahr," gab der Nachbar bei und lachte, „umbrachen thu' ich ihn heuer, den Edgart, ist gescheiter. Thät's mir nur nicht allemal verwintern, das Treid, auf diesem Schandboden!"

„Weil die Jahr' her über den Riegel allweil ein höllisch kalter Wind geht." — Das war hierauf der letzte Einwand des Paulhuber, der bei allen Dingen den Ursprung und Grund zu sehen glaubte, nur von seiner eigenen Gescheitheit nicht, denn die hielt er für grund- und grenzenlos.

Wäre er in seiner Weisheit nur um einen Schritt — nur um ein Kinderschrittlein — weitergegangen, oder wäre es dem Nachbar eingefallen zu fragen, warum denn eigentlich „die Jahr' her über den Riegel allweil ein so höllisch kalter Wind geht?" sie hätten sich antworten müssen: „Weil auf dem Riegel der Wald niedergeschlagen worden ist!" — Aber wer ist so müßig und fragt nach dem Wind! Den Wind laßt unser Herrgott gehen — und gut ist's.

Aber gut ist's nicht, daß die Burschen vom Militär allemal ganz anders zurückkommen, als sie von heim fortgegangen. Das Demüthige und Folgsame ist dahin, als wie wenn sie beim Militär was Anderes zu thun hätten, als demüthig und folgsam sein. Dorten müssen sie froh sein, wenn sie der Corporal oder der Feldwebel nicht zum Kraut frißt, und kommen sie heim, sind sie bockbeinig, starr und hochgeschossen wie ein Zaunstecken, die Büffel, und wissen Alles besser und wollen vom guten, alten Brauch nichts mehr hören. Weltändern, auf der Stell' weltändern! Der alte Herrgott ist auf's Ausgeding gesetzt, in's Alteleuthäusel, kann sich mit

Körbelflechten sein Tabakgeld verdienen, von der Welt versteht er nichts mehr, hat nichts dreinzureden. Die Soldatenurlauber thun sie regieren. Ist nur ein Wunder vom Veit, daß er nicht auch die andere Reservisten-Untugend hat und die Arbeit scheut, wie der Teufel den Weihbrunn! Das nicht, beim Veitel, das nicht, arbeiten thut er, das muß ihm sein Vater nachsagen. Freilich, ohne Fleiß und Arbeitsamkeit wäre es nicht menschenmöglich, auf dem Paulhuberhaus auch nur eine Nacht sorgenlos zu schlafen.

Ja wohl, als der Veit vom Militär zurückkam, da schauten sie so drein. Seine Gescheitheit sahen nur Wenige, die ist ja unsichtbar, bevor sie in der That und Arbeit Gestalt wird, und unhörbar, wenn Einer die „Red' nit kann setzen", wie das dem Veit schier so gegeben war. Aber seine Schönheit sahen die Weiber alle, selbst die halbblinde Vikta im Streidlhof, die sich schon seit Jahren den Staar stechen lassen will, aber vor dem „Augauslassen" bang hat, selbst diese Vikta rief aus, als der Veit einmal am Streidlhof vorbeiging: „Jesses und Josses, ist aber das ein schöner Mensch geworden bei den Soldaten, gstrams (schlank und fest) gewachsen auf und auf und das gschlachte (feine) G'sicht! Wenn er nur den Bart nit gar so sündhaft thät spitzen und nit das Haar so hoffärtig kampeln! 's wird halt so der Brauch sein bei den Soldaten, rait ich mir's. Und was der Mensch für einen Brustkorb hat!" Ja freilich, das wird gewiß schon so ein Korb sein, wie sie der Herrgott im Ausnahmsstübel flicht! Daran sieht man's wohl, daß er noch was kann, der alte Schöpfer Himmels und der Erden.

Wenn das sogar die Vikta durch ihren Staar sehen kann — 's ist noch dazu der graue — dann mag man sich's denken, daß der Veit seine geraden Glieder mit heimgebracht hat. Die

junge Magd Cäcil vom Paulhuberhof hat's gehört, was die Blinde gesagt, und sie, die sonst ganz still und geschamig zu Boden geblickt hatte, wenn vom Veit die Rede gewesen, sie rief jetzt aus: „Ist aber schon ein Unsinn, das!"

So hat der Soldat bald nach seiner Heimkehr das doppelte Wunder gewirkt, den Blinden sehend und den Stummen redend zu machen.

Dem Veit handelte es sich vorläufig nur um das Eine, daß der Taube hörend werde. Aber der alte Paulhuber blieb taub gegen manche Vorschläge und Vorstellungen, die der Sohn in Bezug auf die Wirthschaft machte; besonders in Sachen der Waldcultur hätte der junge angehende Besitzer gerne was durchgeführt, doch der Alte entgegnete: „Den Wald baut der Herrgott an, aber das Feld müssen die Leut' anbauen," oder: „Willst Tannenzapfen fressen?" oder: „Der Herr kann warten, bis ein Baum was tragt, der Bauer nicht!"

Der Veit ließ sich nicht irre machen. So oft er ein Eichtlein freie Zeit fand, pflanzte er einen jungen Baum; wo er ein geeignetes Plätzchen fand, im lieben Frühjahr oder im stillen Spätherbst pflanzte er einen Baum. An den Feldrainen pflanzte er, doch sein Vater rief: „Das taugt nicht, die Baumwurzeln saugen dem Korn den Saft weg!" An den Wegen pflanzte er, aber sein Vater rief: „Nichts da, der Besen macht zu viel Schatten, kann der Weg nicht austrocknen!" Um Haus und Hof pflanzte der Veit schöne frische Fichten- und Lindensprößlinge, auch Obstbäume und Fruchtsträucher; jedoch der Alte ging als Verderber hintendrein und fragte den Veit, ob ihm die freie Aussicht auf Feld und Wiesen nicht lieber sei, als das finstere Waldwerk, und ob's nicht lustiger wäre bei einem Bauerhaus, wenn's schön frei dastünde, als wie wenn's gleich einem Marderneſt im Busch versteckt sei?

Wenn er überall so gerne Licht hätte, der gute Bauer im Oberland, als um sein Haus! — Doch, das gehört in ein anderes Capitel. Wir erzählen hier vom Veit und was er erreicht hat. Nun hatte er, dem sonst das Mundwerk nicht allzu gelenkig war, wie das häufig ist bei Leuten, die lieber thaten als rathen, nun hatte er Gelegenheit, sich in den Redekünsten zu üben. Er sagte, daß man's heutzutage in allen Schulen hören könne, was der Wald für den Menschen bedeute, daß man, wenn Einer sein Auge nicht absichtlich dagegen verschließe, es bei allen größeren Wirthschaften sehen könne, was der Wald in Feldbau, Viehzucht und allen anderen Zweigen für unberechenbaren Nutzen stifte. „Auf den ersten Blick sieht man's: Ein Bauer, der seine Wälder niedergeschlagen hat, bei dem ist's Matthäi am Letzten."

„So," versetzte der alte Paul, „und wenn er zeitig ist, der Wald, und wenn er morsch wird und selber zusammenbricht? Hinwerden lassen? Nicht nutzen?"

„Vater," sagte der Veit, „wenn es reif ist, schneidet Ihr das Korn, aber Ihr baut wieder eins an. Wenn er feist ist, schlachtet Ihr den Hammel, aber Ihr züchtet wieder einen nach."

„Oho!" rief der alte Bauer, „ich schlachte den feisten Hammel nicht, ich verkaufe ihn an den Fleischhacker."

„Ihr macht's wie alle Streiter, wenn sie in der Klemme sind," versetzte der Veit, „jetzt wollt' Ihr abspringen, weil Ihr keinen Ausgang wißt, wenn ich frage: warum zügelt Ihr den Wald nicht nach, wenn der alte fällt?"

„Gott ist der beste Förster. Die alten Urwälder, von denen Du heute noch in den alten Häusern die Zimmerbäume sehen kannst, die noch hart wie Eisen sind, die hat kein Mensch gezügelt, mein lieber Veitel, die hat Gott gepflanzt."

„Ist eine ehrwürdige Red', Vater, eine ehrwürdige Red'. Aber ich sage Euch: Nicht deswegen stellt' Ihr den lieben Gott als Förster an, weil er die kräftigsten Wälder pflanzt, sondern weil er am billigsten arbeitet und keinen Taglohn rechnet. Daß Ihr zweihundert Jahre warten müßtet, bis auf der Steppe von sich selber ein kräftiger Hochwald dasteht, das wisset Ihr gleichwohl. Und daß Ihr darauf nicht warten könnt, das wißt Ihr auch, d'rum schlagt Ihr, trotz aller Forstgesetze, die Junglinge weg, als wären es Grashalme. Die Nachkommen sollen nur selber sehen, wie sie nachkommen."

„Was weißt Du!" sagte der Paul, „wer selber alle Tag von Sorg' und Hunger gejagt wird, wie ein Kalb vom Fleischerhund, der hat nicht Zeit, auf seine Nachkommen zu denken. Die Herren hätten nur einmal das Steueramt fragen sollen, bevor sie das schöne Forstgesetz gemacht haben. Abgetrennt wird der Kleinbauer, wenn er seinen Wald nicht schlägt. Die alten Großbauern haben es leichter gehabt, die haben für Alles Grund gehabt, auch für den Wald, und allerlei andere Hilfsmittel, daß sie den Wald haben in Ruh' lassen können. Seit die Bauerngründe zerstückelt werden, dürfen —"

„Ihr habt Recht, Vater, das Grundzerstücklungssystem ist der Waldtod. Weil aber die Welt auf Einem Fuß nicht stehen kann, so ist auch schon der zweite da. Reiche Leute kommen und kaufen die Bauerngründe zusammen und reißen die Häuser ab und auf den Feldern und Heiden pflanzen sie Wald. Die schönsten Wälder in unserem Lande sind solche gepflanzte Herrenwälder. Da ist kein Eigennutz und keine Geldsucht dabei — die sonst schon überall grassirt — der junge Wald trägt keine Interessen für heute, er ist ein Schatz für die Zukunft, eine Gabe für die Nachwelt. Der Waldpflanzer ist zu verehren, mein lieber Vater! Und ein Mensch,

der die Dinge anschauen gelernt hat, der muß den Wald lieben, er kann gar nicht anders, er muß ihn lieben. Ihr liebt ihn auch, Vater, Ihr wißt es nur nicht. Weil der Wald so schön und weil er nützlich ist! Nützlich nicht erst, wenn er Holz giebt und Kohlen und gutes Geld, sondern schon, und zu allermeist, so lange er steht und das Wetter regelt, daß heute nicht die Dürre ist und morgen nicht die Ueberschwemmung. Daß nicht die Stürme wachsen, nicht die Winterfröste und nicht die Sommergluth, und daß nicht die Seuchen kommen, daß nicht die Berge in Lawinen niedergehen, daß nicht das Erdreich verweht wird und verschwemmt und endlich der nackte Felsen daliegt, auf dem die Menschen nimmer leben können. — Vater, ich bin über den Karst maschirt, mein Regiment ist in Dalmatien und in der Herzegowina gelegen, da habe ich erfahren, was das heißt: ein Baum! Die Bosniaken habe ich nicht gefürchtet, aber das baumlose Felsenland ist mein Schrecken gewesen. Und ein sehr alter Mann ist mir dort begegnet, der hat gesagt: So wie da, wird's auch einmal bei Euch sein, wenn Ihr die Wälder nicht schont! Wir lesen in der Bibel vom gelobten Land, vom fruchtbaren Kanaan. Heute ist eine baumlose Sand- und Felsenwildniß dort, weil die Leute mit ihrer Gewinngier gekommen sind und die Wälder verzehrt haben. Auf das habe ich angefangen nachzudenken, und einmal auf heißem Sand im Verschmachten, da hab' ich mir's vorgenommen — wie manch anderer von meinen Kameraden gelobt hat, wenn er noch einmal glücklich heimkomme, so wolle er eine Wallfahrt thun, oder sein liebes Heimatland nimmer schmähen, oder seinen in's Unglück gekommenen Schatz heiraten — so habe ich mir gelobt, wenn ich noch einmal heimkomme in's grüne Steirerland, ich nehme mich an um den Wald und wo Andere stehen bleiben und

ein Vaterunser beten, einen guten Gedanken fassen, ein Almosen geben, da bleibe ich stehen und pflanze einen Baum. Und das laß ich nicht!"

* * *

Ueberzeugend genug für den alten Paulhuber war das allmiteinander nicht und konnte es nicht sein, weil der Veit nicht als Kleinbauer gesprochen hatte, sondern „als ein Mensch, der in die Welt hineinschaut und recht viele Bäume sehen will". Aber von diesem Gespräche an hat der Alte doch keinen Setzling mehr vernichtet. Er sagte es und Andere sagten es in der Gegend: „So wie es Vieh- und Sackuhrennarren, Hunde- und Blumennarren giebt, so giebt es auch Baumnarren, da läßt sich nichts machen. Der Paulhubergrund wird ohnehin bald ganz sein eigen sein, so mag er d'rauf Besen setzen, was Platz hat."

Und mit dem Kreuz-Kruzl wurde der Veit verglichen. Der Kreuz-Kruzl war ein alter Häusler, der sich im Viehhandel ein kleines Vermögen erworben hatte und die sonderbare Eigenheit besaß, in der Gegend recht viele Kreuze und Heiligenbilder aufzustellen. Als einst auf der Alm der „Donnerkeil" einen Halter mit seinem Rind erschlagen hatte, soll der Kruzl an derselben Stelle das erste Kreuz gesetzt haben und der berühmte Spruch: „Hier erschlug der Donner einen Halter und eine Kuh, Gott gieb ihnen die ewige Ruh'" rührt vom Kreuz-Kruzl her. Als er hernach merkte, wie das Gefallen erwecke und er sich selber höllisch fromm vorkam, und als ihm das taugte und in seinen Viehhandel Vertrauen schuf, da trieb er's flinker und wurde ihm das Kreuzsetzen nach und nach zur Passion. Wo sich irgend zwei Wege theilen, baute er ein Kreuz, auf jedem Bergsattel, über welchen ein

Weg führte, stellte er ein Christuskreuz auf oder nagelte ein Kästlein mit Muttergottesbild an den Baum. Wo an der Straße die Aussicht auf eine Kirche — ein Kreuz; wo irgend ein Unglück geschehen oder eine Rettung geglückt — ein Kreuz. Dann hatte er Traumgesichte und himmlische Bestellungen: Oben auf dem Kogel müsse ein Wetterkreuz sein, draußen bei den Schanzgräben müsse das Pestkreuz wieder neu aufgerichtet werden. Und dort neben dem Ochsenwirthshaus solle auch noch eins stehen, ein Kreuz! In jenem Walde, auf diesem Felde, an diesem Steinhaufen müsse er auch noch eins gründen, ein Kreuz! — Und der Kreuz-Kruzl gründete.

Ueberall, wo es nur anging, ließ er über oder unter dem Christus- oder Heiligenbild seinen Namen schreiben: Erbaut oder renovirt von Chrysostomus Nagerlein, im Jahre so und so. Dergleichen war allemal das Wichtigste. Ueber den sonstigen Geschmack, der bei solchen Objecten zu Tage trat, wollen wir nicht Worte verlieren; Jeder kann das selber sehen, der im Lande wandert.

Also, das war der Kruzl.

Fragte ihn richtig eines Tages ein armes Steinbäuerlein: „Kruzl, warum läßt denn Du beim Reithofer-Schachenthörl kein Kreuz aufrichten?"

„Hat's dort was?" fragte der Kruzl.

„Freilich, dort ist einmal ein Unglück geschehen. Daß Du nicht d'ran denkst, wundert mich."

„Kunnt mich nicht erinnern."

„Ja, dort beim Schachenthörl hat einmal ein Viehhändler ein armes Steinbäuerlein mit einer galten (unfruchtbaren) Kuh angeschmiert."

Der ehemalige Viehhändler sagte kein Wort d'rauf und das Thörl hat noch heute kein Kreuz.

Aber dort am Wegrain bei den Hagebutten, wo einstmals der junge Waldhegger Franzl die junge Tochter des Kruzl um den Leib genommen, dort hat der alte Kruzl zum Andenken ein Kreuz setzen lassen. Hat nämlich sein Töchterlein dem Franzl scharf anheiraten lassen, und hat nun der Waldhegger für sein Lebtag das Kreuz.

Allerhand so liebliche Geschichten werden erzählt vom Kreuz-Kruzl; sie gehen uns weiter nichts an, wir sagen nur, daß der Paulhuber-Veit mit diesem Kruzl verglichen wurde. Der Eine setzt Kreuze, der Andere Bäume in den Boden ein.

„Aber gefallen lassen wollt' ich mir's doch nicht, wenn ich der Veitel wär'!" so sagte zum Burschen eines Abends die junge Magd Cäcil im Paulhuberhause.

Daß sie's wagt, die Kleine, dem Kaiserlichen und ehbaldigen Hausherrn so ein Wort zu sagen! Sie ist schön und das ist die Auflösung; sie ist auch munter und weiß es schon: vor Dem kann sie reden, was sie will. Vielleicht auch ist ihm die Cäcil gar so verdammt nichts! — Nun zwar im Gegentheil.

Also — daß er sich's nicht sollte gefallen lassen, wenn man ihn mit dem Kruzl vergleiche, war ihre Meinung.

„Ich kann mir's," sagte hierauf der Veit, „der Schimpf kommt ja auf den Kruzl. Wenn Einer Kreuzel setzt und der Andere Bäumel, so bleibt doch gar keine Frag', wer der Narr ist. Natürlich, der Bäumelsetzer, denn der Andere arbeitet für das Seelenheil."

„Ich verstehe Dich nicht, Veitel."

„Das verlang' ich nicht, Cäcil."

„Was ich Dir sag', Veitel," versetzte jetzt das Mädel und sprach's treuherzig wie eine sorgende Schwester oder wie eine süße Verführerin, „das närrische Bäumelsetzen, das laß

sein. Wie viel jetzt schon stehen: gieb acht, daß sie keinen umhauen, hast Bäume genug auf der Welt."

„Jetzt hast wieder einmal eine so herzige Dummheit gesagt, daß ich Dir dafür schon wieder ein Bussel geben muß."

„Meinetwegen. Aber auf solche Weis' kann sich eine Dirn das Dummheitsagen recht angewöhnen." So der kleine Schalk.

Das ist diesmal gesprochen worden, nicht mehr, nicht weniger.

Die Zeit ging hin. Der Veit pflanzte Bäumchen und der Regen säugte sie und der Sonnenschein hegte sie. Manches wurde ihm gewaltsamerweise vernichtet, manches verdorrte von selbst; der Veit füllte die Lücken aus und die Junglinge gediehen und schauten so munter drein, als wären es junge, glückliche Menschen. Des Alten Brummen und der Leute Spotten wurde seltener und verstummte allmählich, die schöne Cäcil sagte manchmal eine herzige Dummheit, die in gewohnter Weise corrigirt wurde, und der Veit setzte seine frischen Stämmchen in das Erdreich.

Nach ein paar Jahren war der Unterschied schon von weitem merkbar; der Paulhubergrund lag frisch, grün und buschig da; die Gründe der Nachbarn waren kahl und fahl und wurden das immer noch mehr. Die Bäume, die noch standen, wurden durch das Herabschlagen der Aeste von Jahr zu Jahr verstümmelt, man brauchte ja Streu, man brauchte Zaunbänder, man brauchte für die Gärten Schutzreisig gegen Nachtfröste, man brauchte sonst Alles, nur den Wald nicht. Sie bauten manchmal gutes Korn, aber häufiger versengte es ihnen der Frost, zerschlug es ihnen der Hagel, verdarb es ihnen die Dürre. Der Veit, der endlich benannter Eigenthümer des Huberhofes geworden war, begab sich zwischen seinen jungen Bäumen mehr als früher der Viehzucht. Die Wirthschaft schien

aber nicht recht vorwärts zu gehen, besonders mußte er viel Korn kaufen, und deß freuten sich die Nachbarn. Das Korn wächst in Ungarn, das Fleisch in Steiermark, sagte er; Andere fügten bei: „Und die Baumnarren wachsen auf dem Huberhofe.“

Die Setzlinge nahm der Veit nicht mehr im eigenen Walde, wo sie oft in Gruppen und Büschen nebeneinander standen und ein Heim der Spatzen waren, sondern er bezog sie aus Baumschulen und gab noch Geld dafür weg. Trotzdem ließ man ihn in Ruh' nur fiel ihm auf, daß gerade mitten in den Anlagen, wo Leute nicht leicht dazukamen, oft die schönsten Junglinge geknickt waren. Zumeist die Wipfel gebrochen oder gar mit dem Messer abgeschnitten.

Wer thut das? Sein Gesinde verrichtet die aufgetragene Arbeit und kümmert sich nicht weiter d'rum, ob's gut oder schlecht; das sind die, welche die Bäume in den Himmel hineinwachsen lassen möchten, wenn sie dann alle Viere von sich gestreckt unter denselben faullenzen könnten. Der Vater Paul ist schon unter der Erde, mit dem war's so weit gekommen, daß er endlich seinem Sohn beilegte, vielleicht nicht so sehr aus Liebe zum Wald, als vielmehr aus Liebe zum einzigen Kind, das ja die Freuden und Leiden vom Geschlechte der Paulhuber in der Welt weiterflechten soll. So hatte der Alte auf dem Todtenbette folgende Worte gesagt: „Veit! mein Veit! Weil Du schon die Bäume so gern hast, so setz' mir in Gottesnamen einen Lärchenjungling auf mein Grab.“

Sollte er in den Träumen seiner Todeskrankheit dem Liede nachempfunden haben?

A Kreuzl auf's Grob, na ih mogs nit,
As bricht ma zfrüa noch, as holt't nit,
Mir setzts auf mei Rua a jungs Bamerl,
Däs wochst schön hoch auf und folt nit.

Däs wochst schön hoch auf zan blown Himel,
Und d Mailuft spielt lusti in Aestel,
Und d Vögerla hupfn und singen
Und baun aufn Bam eahna Nestel.
— Und rast scha da Leib in küahln Schottn,
Steigt d Seel aufn Bam, mocht an Treibon
Zan Schuadln (Schaukeln) und setzt sih in's Nestel,
Unds Vögerl bruat ihr an neugn Leib on.

— — 's mag wohl schier so sein. Aber siehe, eines Tages war auch auf des Vaters Grab der Lärchbaum geknickt.

Veit gerieth in Zorn. „Ich bin ein friedfertiger Mensch!" rief er einmal, „ich habe in den bosnischen Scharmützeln manchmal zu Fleiß das Loch in die Luft geschossen, anstatt in die Brust des Mordbrenners, der sein Land schützen wollte; aber wenn ich so eine Creatur, die es nur aus Bosheit thut, bei einem Baumverstümmeln erwische, ich schlag' sie todt wie eine Kröte."

Und an einem sommerlichen Samstag-Abend, als er hinausschritt zu dem jungen Anwuchs, um sich an den frisch keimenden und aufstrebenden Setzlingen zu freuen, huschte plötzlich vor ihm die junge Cäcil in das Dickicht. — Die ist heute ja scheu, wie ein Reh! Das nimmt ihn wunder. Sie wäre ihm ganz gelegen gekommen, hier im Wald, denn im Hof ist nicht viel Schick, einmal ernster Weis' mit ihr zu reden.

Er muß doch jetzt endlich an's Heiraten denken; sie wird wohl mit ihm einverstanden sein. — Er will ihr durch den Anwuchs nacheilen, da sieht er vor sich ein Fichtenstämmchen geknickt. Ganz frisch mit einem Messer der Wipfel abgeschnitten; nicht weit davon ein zweites in derselben Verstümmelung.

Als der Veit später in's Haus zurückkam, stand die Cäcil an dem Butterrührkübel und butterte.

„Bist Du nicht vorhin im Wald gewesen?" fragte er sie, indem er sich daneben auf einen Holzklotz niederließ und die Knie auseinander spreitete, so daß er seine Ellbogen d'rauf stützen konnte.

„Mag schon sein," antwortete sie und heftete ihre schattigen Augen fest auf den Rührstab.

„So wirst es gesehen haben, daß mir wieder wer über die jungen Bäume gekommen ist!"

Das überhörte sie.

„Wer mir so was anthut, das ist mein größter Feind!" rief er und stampfte den Fuß auf den Boden, daß er dröhnte.

„Wenn Eins keinen größeren Feind hätt' auf der Welt!" murmelte sie.

„Was sagst?"

„Wenn Du Dich mit den Leuten so viel wolltest abgeben, wie mit den Bäumen!"

„Da schaut's ja völlig aus, als ob Eine eifersüchtig wäre auf die Bäume," versetzte er und stand auf, „und als ob Selbige mir die Wipfel abschnitte!"

Sie schwieg und rührte. Und wie sie dabei so glühte im Gesicht und wie aus den Augenwimpern hervor ein helles Tröpflein zitterte, da drückte er das gallige Wort, welches er auf der Zunge hatte, hinab und ging davon.

* * *

Schon an einem der nächsten Tage hatte er Gelegenheit, den Gegenstand mit ihr wieder aufzunehmen. Drüben im Hofe that ein Knecht Holz spalten, und als des Paulhuber's Leute

von der Wiese heim an ihm vorbeigingen, that die Cäcil mit Einemmal einen Aufschrei.

Was sie denn erschreckt habe? fragte der Veit.

„Schau hin!“ rief sie und zeigte mit beiden Händen nach dem Holzspalter, „der hackt ja unsern Herrgott auseinander!“

Und in der That! Der Kreuz-Kruzl hatte an der Linde ein neues Kreuz gesetzt, und da war das alte, morsche weggerissen und der ungestalte, hölzerne Christus, dem ohnehin schon einige Theile seines Leibes fehlten, war in die Brennholzkammer geworfen worden. Dieses Bild hatte der gedankenlose Knecht nun auf den Anstock gelegt und spaltete ihm mit einem scharfen Hiebe die Brust, daß nach rechts und links die Stücke flogen.

Die weichmüthige Cäcil war bei solchem Anblicke einer Ohnmacht nahe.

„Dirndl,“ sagte nun der Veit, und da sie von den anderen Leuten ein wenig zurückgeblieben waren, nahm er ihre Hand unter seinen Arm und streichelte sie, „schau, das todte Stück Holz, wenn es gespalten wird, stoßt Dir an's Herz und der lebendige Baum, wenn er enthauptet wird, nicht!“

„O Narr, da ist ja die heilige Weih' d'ran!“ rief das Mädchen empört.

„Und dort am jungen Baum ist der Segen Gottes d'ran. Meinst, Cäcil, daß es unserm Herrgott nicht wehe thut, wenn ein Geschöpf, das er mit seinem Sonnenschein und Regen so liebreich aufwachsen laßt, muthwillig verstümmelt wird? — Ich habe in einem alten Buche einmal eine Geschichte gelesen und die will ich Dir jetzt erzählen. Halt' Dich nur an bei mir, der Weg ist breit genug für Zwei. Und jetzt los' (horche) mir zu. — Wie der Herr Jesus und der Apostel Petrus einmal auf dem Berge Libanon spazieren gegangen

sind, bleibt der Petrus einmal vor einem jungen Cedernbaum stehen und zieht sein Messer. — Was willst Du machen? fragt ihn Christus. — Diesen Cedernbaum werde ich abhauen. — Petrus, was hat er Dir gethan? — Herr, ich habe ein Gesicht, dieser Baum wird, wenn er aufwachst, ein großes Unglück sein. — Das kann er freilich sein, nur sollst Du mir sagen, was für eins, Du ängstlicher Geselle. — Bei meinem Leben und Sterben, Herr, das kann ich Dir nicht sagen, spricht Petrus und ist sehr betrübt. — Wenn ich Dich aber darum bitte, mein Petrus! — So muß ich Dir die Bitte abschlagen, Du lieber, armer Herr Jesus. — Wenn ich Dir's aber befehle, mein Petrus! — Wenn Du mir's befiehlst, sagt hierauf Petrus, so muß ich gehorchen, denn Du bist mein Herr. So vernimm es: Aus diesem Baum werden sie das Kreuz zimmern, um Dich zu kreuzigen. — Als Petrus dieses gesprochen hat, sagt Christus: Stecke Dein Messer ein, Petrus, und komm'. Der Baum soll leben und wachsen. — Cäcil, hörst es, und hat ihn leben lassen!"

Schon während der Erzählung hatte das Mädchen angefangen zu weinen und dieses Weinen steigerte sich nun zu einem heftigen Schluchzen, und jetzt faßte sie den Burschen an der Hand und sagte: „Geh mit mir auf einen Ort, wo keine Leut' sind, ich muß Dir auch was erzählen. 's ist nichts Lustiges, ich hab's selber vergessen und nimmer davon reden wollen, aber Deine Geschichte stoßt mir's heraus. Geh' mit, Veitel, geh' mit, ich muß Dir's erzählen."

„Setzen wir uns dort unter die Linde," schlug der Veit vor.

„Nicht unter einen Baum, Veit, thu' mir's zu Lieb'.

Sie gingen in den Hof. In der Brunnenkammer, wo das Wasser aus dem Röhrenhals lustig in den Trog gurgelte,

setzten sie sich auf die Bank — ganz nahe zusammen — sie barg ihr Antlitz an seine Brust: „Wird wohl das letztemal sein, daß ich so nahend bei Dir bin.“

„Wie meinst Du das, Cäcil?“

„Weil ich weiß, was für ein Heil Du mit den Bäumen hast. Und ich kann sie nicht leiden.“

„Ei geh, so Schwachheiten haben, das steht einem lieben Dirndl nicht gut.“

„Eine Schwachheit ist's von mir, das sehe ich ein, aber ich kann d'rüber nicht Herr werden, und wenn Du mich nur fragen wolltest, warum?“

„Warum Du die Bäume nicht magst? Kann das denn einen Grund haben?“

„Es hat freilich einen, mein Veitel, ich sag' Dir's ja. — Gelt, wie das Wasser schön rauscht!“

Der Veit war in Erwartung. — Jetzt ist Die schon drei Jahr lang neben meiner und hat noch immer ein Geheimniß! — Und die Cäcil begann endlich zu erzählen, warum sie keinen Baum leiden könne.

„Hätten sie ihn in seiner Kleinheit niedergeschlagen, den Tannenbaum im Gleinstetterwald,“ so begann sie, „es wäre Alles anders gekommen. — Meine Eltern sind arme Leut' gewesen und haben weit weg von da drinnen in der Schwabgegend ihr Häusel gehabt. Mein Vater ist Almhalter gewesen, weißt, so ein Almhalter, der im Sommer auf die Ochsen schaut, die sie auf den Almen zusammentreiben. Und zum Spätherbst ist er allemal heimgekommen und hat sich für den Winter eingerichtet. Und da ist einmal die Brennholzarbeit gekommen und hat mein Vater vom Förster die Erlaubniß gehabt, er darf für dasselbige Jahr die alte Rabentanne im Gleinstetterwald schlagen. Sie ist schon ein gutes Theil hohl

gewesen und vom Blitz angebrannt, aber groß, so daß meine Mutter mit Freuden gesagt hat: In diesem Winter werden wir nit viel Kälten leiden. Mein Vater ist zur Feierabendzeit oft eine ganze Stunde lang still gesessen auf der Bank und hat nichts gethan, als mich angeschaut mit seinem lieben Gesicht. Am heiligen Gallustag ist's gewesen, daß wir hinausgegangen sind in den Wald — mich haben sie auch mitgenommen, bin noch klein gewesen und hätte mich daheim im Häusel so viel gefürchtet allein. Mir macht die Mutter im Moos einen Sitz, thut mir ihr Jöppel d'raufbreiten, daß es nicht kühl ist. Und gehen sie d'rauf all' Zwei an die alte Tanne und schneiden in den Stamm hinein. Ich schau' ihnen zu, und wie die Säge immer tiefer hineinfrißt, und schau den hochmächtigen Baum an, der sein starres Astwerk schreckbar weit hinausreckt in die Luft, und denk': Armer Baum, jetzt mußt Du sterben. Der Wipfel oben fächelt noch frisch im Wind. Weißt Du's schon, grüner Wipfel, was da herunten geschicht? — Wie es den Kindern halt närrischerweise einfällt. — Das Wasser! — gelt wie's schön rauscht!"

„Sprich weiter, Cäcil," sagte der Veit, als sie sich in ein trübseliges Träumen verlieren wollte.

„Ja so," fuhr sie auf, „den Baum schneiden sie um. — Und wie sie so weit gekommen sind, daß sie die Säge ausziehen und den Keil eintreiben können, sagt mein Vater: Ehe wir keilen, müssen wir dort auf der Fallseiten das dürre Zeug wegräumen, sonst schlagt's Alles in den Erdboden. Ist so ein dürrer Asthaufen gelegen und den zerren sie jetzt weg — mein Vater und meine Mutter. — Wie es noch warm ist, heuer im Spätherbst, sagt mein Vater und wischt sich mit dem Aermel die Stirne ab, geh', Dirndl, nimm das Krügel und hol' uns ein Trinkwasser, das Brünnel hast

voreh ja gesehen, da unten im Graben. — Und daß Du nit fallst, schreit die Mutter noch nach und daß Du den Rock nit zerreißt, Du hast keinen bessern. — So geh' ich zum Brünnel und halt den Krug unter uud spotte das Wasser noch aus, weil es im Wind hin- und hersüpfelt und das große Loch nicht findet in's Häfen. Da hör' ich auf einmal ein Rauschen und nehm's wahr, wie der Erdboden zuckt, dann ist der Krug voll. Unterwegs beim Tragen, da fällt's mir noch ein, was so ein volles Häfen denn nutzt, wenn man's zuhalb wieder auf's Gras und zuhalb auf das Röckel verschüttet. Wie ich zum Platz komm' — Veitel — wie ich nachher zum Platz komm' — steht kein Tannenbaum da, kein — Vater und Mutter —"

„Dirndl, lieb' Dirndl," sagte der Bursche mit heiserer Stimme und zog das bitterlich weinende Mädchen an sich „ich kann mir's denken, was geschehen ist."

„Der Baum hat mir Vater und Mutter erschlagen." —

Erst nach längerer Weile, als sie sich von ihrem Schluchzen ein Weniges erholt hatte und mit der Schürze die Augen getrocknet, sagte sie, als um sich zu zerstreuen: „Gelt, wie das Wasser schön rauscht! — Ich muß mich jetzt waschen, sonst meinen die Leute gar, ich hätte geweint und lachen mich aus. — Ich bin ja schon fertig, weil ich nichts mehr weiß. Kein Beindl soll ganz gewesen sein, in Tüchern wären sie heimgetragen worden, haben die Leut' gesagt. — Und seither, mein Veitel, hab' ich eine Angst, so oft ich vorbeigeh' an einem Baum, und kommt's mir immer vor, er müßt' herfallen auf mich. Und so ist's mir eingewachsen, den Baum soll man tödten, so lang er noch klein ist."

„Jetzt," sagte hierauf der junge Paulhuber, „jetzt kenne ich Dich erst ganz, Cäcil. Das Herz möcht' ich Dir küssen.

Ich habe wohl gehört, Dein Vater wäre im Wald verunglückt und daß Du nachher als kleines Dirndl zu uns in den Dienst gekommen bist. Aber schau, Cäcil, daß Du deswegauf die Bäume so arg bist, ein wenig unvernünftig ist das halt doch. Da könnte ich Dir eine Geschichte von meinem Bruder erzählen. Du weißt es ja, den hat auf einer Herrenjagd, wo er Treiber gewesen ist, ein alter Husarenlieutenant von ungefähr erschossen. Soll ich deswegen alle alten Husarenlieutenants tödten, so lang sie noch klein sind? — Schau, jetzt lachst schon wieder und hast noch das Wasser in den Augen, weil's so viel närrisch war, was ich gesagt hab'. Aber Deines ist just so närrisch. Was können alle andern Bäume dafür, daß der Wind die alte Tanne umgeworfen hat! Geh', Dirndl, sei gescheit!"

Sie versprach's. Jetzt, da sie sich einmal recht ausgesprochen, sei ihr ganz anders, und ihm zu Lieb', dem Veitel, der so gut sei, werde sie ihr Lebtag keinem Baum mehr was anthun.

Auf das haben sie Einiges vom Heiraten gesprochen und haben sich einen vollwichtigen Beweis gegeben von ihrer Lieb' zu einander.

„Gelt, wie das Wasser schön rauscht!" hatte die Cäcil noch geflüstert und haben sie hierauf im Abenddunkel die Brunnenstube verlassen. —

An einem der nächsten Tage kam Veit gerade dazu, als die Cäcil, unterwegs auf die Wiese hinaus, ein buschiges Lärchbäumlein köpfte. Er schaute sie ernst an, sagte aber kein einziges Wort. Sie war zuerst trotzig dagestanden, dann fiel sie ihm weinend um den Hals.

In der Gegend wurde bisweilen ein wunderliches Liedchen gesungen.

Das Liedchen klang so:

So seins d Weiba, so seins!
Du konst Olls für sie thoan, Olls!
Se bussn Dih und holsn Dih
Und brechn dar in Hols.
Und hobns da recht grob weh thon,
Sa rerns (weinen sie) da va Load und greins (greinen sie),
Und morgn thoans es aft wieda,
So seins, d Weiba, so seins.
Und is s, Du sollst ins Wosser
Und thuast um Hilf an Schreir,
Aft gehns, daß jo net noß wern,
Aus Lieb für Dih durchs Feur.
Wers noh nit kent, den gfreuns,
Wers holbad kent, den greuns,
Wers gonz dakent, der denkt sein Thoal:
So seins, d Weiba, so seins!

Dieses Lied war dem Veit jetzt eingefallen.

— Ja, mein lieber Veit, Bäume, so lang sie noch jung sind kann man biegen und ziehen, wie man sie haben will, die Weiber nicht. Bei den Weibern hilft kein Pelzen und Pfropfen; wie sie sind, so bleiben sie, und wenn sie's zehnmal einsehen, sie wären nicht recht, und wenn sie sich's hundertmal wünschen, sie möchten anders sein — sie bleiben wie sie sind. Das, worauf der Mann so stolz ist, die Vernunft, die Einsicht, womit er die Welt regiert, das Weib regiert er damit nicht. Das Weib tanzt nur nach der Empfindung. Durch die Empfindung muß man sie behandeln, oder klarer: empfindlich muß man sie behandeln. — Nein, der Veit nützte seine Vernunft für sich und dachte: Ich lasse sie sein, wie sie ist und vergifte mir mein Leben nicht. — Jedoch, es ist schon mitunter so auf dieser Welt: wo die menschliche Einsicht nichts ausrichtet, dort macht's der göttliche Zufall recht.

Der Tag der Sonnenwende kam. Am Vorabende dieses längsten Sommertages ist's in Steiermark der Brauch, daß man an den grünenden Kornfeldern die Johannisfeuer anmacht, mit recht viel Rauch, und daß der Rauch über das Kornfeld hinweht. Man legt geweihtes Weidenholz in's Feuer und man soll dabei den Johannessegen beten, anstatt welchem aber, wenn junge Leute zuweg sind, Vierzeilige gesungen werden, oft überaus weltliche Vierzeilige. Auch in diesen ist Segen: es wachsen die Halme, es reifen die Körnlein.

Der Paulhuber-Hof hatte zwei kleine Kornfelder — das eine diesseits, das andere jenseits der Schlucht. So wurden an denselben zwei Feuer angezündet, an solcher Windseite, daß der Rauch die rechte Richtung nahm. An einem Feuer war der Veit, am andern die Cäcil; über den Baumwipfeln der Schlucht konnten sie zusammensehen. Die abendliche Luft war schwül und der schneeweiße Rauch zog langsam in's graue Wettergewölk empor. Beide rauften mit den Händen Moos, Gras und Heidekraut aus dem Boden und warfen es in das Feuer, auf daß der Rauch noch dichter werde. Eins wollte es dem Andern im „Rauchen" zuvorthun. Die Cäcil schaute hinüber, wie der Veit hin und her lief und das Moos aus der Schlucht holte, denn die Wurzeln des schönen, hoch in die Luft hineinragenden Fichtenbaumes, der nahe an seinem Feuer stand, wollte er ihrer grünen Decke nicht berauben. Und als die Cäcil sah, daß der Rauch ihres Feuers den des seinen übertraf, ging sie noch schärfer drein, brach im nahen Dickicht von den Junglingen Reisig ab und warf es in die Gluth und jubelte, als nun der dichte Qualm weiß wie ein lebendiger Schneestrom über das Feld hinanwogte.

Und jetzt blickte sie hinüber zu ihm, der ruhig an seinem Feuer stand und dem Spiele des Rauches zusah. — 's ist

doch ein schöner, lieber Bursche. In zwei Wochen hat sie ihn — das erste Aufgebot ist schon vorbei. Und in demselben Augenblicke fährt vom Himmel ein Blitz nieder — gerade auf den Veit — ein Geschmetter — dem Mädchen vergeht Hören und Sehen.

Als sie zu sich kommt, denkt sie: jetzt hat's ihn erschlagen. Sie schaut hinüber, sie sieht nichts als den in wilden Wirbeln fliegenden Rauch. Sie eilt in die Schlucht und an der andern Seite empor, sie denkt nichts, fühlt nichts als das Eine: Jetzt hat's ihn erschlagen! —

Am Feldrain kam er ihr entgegen, sie stürzte mit einem Schrei zu seinen Füßen nieder.

In der Nähe brannte lichterloh die stattliche Fichte, die den niederfahrenden Blitz aufgefangen hatte.

Und das war die Stunde der Bekehrung. Der Baum hatte ihre Eltern erschlagen, der Baum hatte ihren Bräutigam gerettet.

Cäcil hat keinen Jungling mehr geschädigt. Alle Bäumchen gediehen von nun an auf dem Paulhubergrund und das Haus stand mitten in einem schönen, jungen Walde.

Und als es so mitten im Walde stand, verkaufte der Veit die Wirthschaft an eine große Herrschaft um schweres Geld. Er selbst wurde für die Waldungen der Herrschaft zum Förster angestellt und führt nun mit seinem munteren Weibe ein glückliches Leben.

Die Nachbarn treiben es auf ihren kahlen, der Dürre und den Wettern ausgesetzten Gründen mühsam fort. Sie möchten ihre Wirthschaften wohl auch um gutes Geld verkaufen, doch die Herrschaft will nur Wald.

Einer war aber unter ihnen, der ein vernünftiges Wort sprach. „Der Veitel," sagte er, „hat's freilich gut getroffen, aber

ganz dürfen wir es ihm nicht nachmachen, denn Alle könnten wir nicht sitzen bleiben auf unseren Häusern und Förster werden. Wir müßten unsere Vatersheimat verlassen und das wäre nicht gut. Die Welt ist schon voller Leut' und wir würden keinen festen Boden mehr finden. Aber zur Hälfte müssen wir ihm nachmachen, dem Veit, Wald züchten müssen wir, wo Waldgrund ist, sonst gehen wir auch daheim zu Grunde."

Einige der Bauern hatten auf diesen Ausspruch die Köpfe schier so ein wenig auf und nieder gehoben, als käme ihnen das Ding jetzt doch nicht ganz so närrisch vor . . .

Am entschiedensten für die Waldcultur trat schließlich doch der Kruzl ein: „Wo sollten unsere Nachkommen denn Holz zum Kreuzsetzen hernehmen, wenn keine Bäume da sind?"

Der Zehrkäfer.

Da ist irgendwo in unserem Vaterlande ein Ort, der heißt Sanct Josef auf der Heide. Er liegt mitten in einer hohen Fläche, über welcher der unendliche Himmel ruht. Die Gegend hat nach allen Seiten bis in's Blaue hinein Wälder von Wachholder und verkümmerten Kiefern. Dazwischen sind zahlreiche kahle Stellen, aus welchen graue Steine aus dem Boden hervorquellen, oder es ragen Felsblöcke wie finstere Burgen über den Wald. Wenn man hinaufsteigt auf eine solche Zinne, so meint man fast, es sei ringsum das Meer mit seinen grünen und blauen Tinten, aber dann sieht man auch, daß das Himmelsgewölbe nach zwei Seiten hin gestützt ist durch graue Bergzüge, die aber in ihrer großen Entfernung so sanft und flach daliegen, daß man in ihnen das Hochgebirge kaum erkennen kann.

Durch die Wildniß von Strauch und Wald und Stein ziehen etliche hellgrüne Streifen der Matten und Wiesen, auf denen manches klare und kalte Wässerlein rinnt und auf denen weiß- und braungefleckte Heerden weiden. In einer dieser Matten steht einsam und still, aber nicht unfreundlich, das Dörflein Sanct Josef. Die Häuser sind durch keine Linde geschützt, von keinem Obstbaum bestanden, die Wände sind

weiß, die flachen Dächer schimmern taubengrau und für eine Hirtenansiedlung zeigt sich der Ort noch immer stattlich genug. Der Kirchthurm sieht von weitem freilich wie ein hoher Schornstein aus; er hatte ein spitzes, funkelndes Dach gehabt, aber das hat eines Tages der Blitz weggebrannt. Die Leute haben hierauf Bretter über das Mauerwerk gelegt, daß Regen und Schnee die Glocken nicht behelligen konnten — und so ist es verblieben. Indeß ist es dem heiligen Josef versprochen: wenn er ein paar warme, feuchte Sommer giebt, daß viel Futter wachsen kann, so erstatten sie ihm die Thurmspitze.

Die Jahre waren für die Viehzucht eben recht gewesen, aber einer der vordersten Insassen des Dorfes soll gesagt haben: „Wir warten noch etliche Jahre, dann können wir den Thurm um das höher bauen und oben dran einen goldenen Knopf machen. Ist's gescheit so?"

Gescheit war's. Und seither warten sie und warten, und wenn der Thurm von Sanct Josef in dem Verhältniß hoch wird, als sie den Bau verschieben, dann mag er wohl gar einst mit seinem goldenen „Knopf" in ganz Mitteleuropa zu sehen sein.

Im Sommer des Jahres 1881 war's, daß ich über die Heide reiste. Am frühen Morgen brach ich im Flecken, der an deren Rande in der Niederung liegt, auf und wanderte den ganzen Tag auf dem weißen Sandwege fort, anfangs Lärchen und Birken neben mir, dann die Kiefern und dann die Wachholder. Nicht mehr als zwei einzelne Häuser fand ich am Wege stehen, wovon ich in einem ein Mittagsbrot genoß und bei dem andern anfragte, ob denn dieser Weg in die Ewigkeit hineingehe, oder doch nach Sanct Josef?

„Ja," sagte der alte Mann, der an der Hausthür saß und eine Sense dengelte, „er geht freilich in die Ewigkeit

hinein, aber zwei Stunden von da steht der Weiler, dort könnt Ihr abrasten und morgen weitergehen oder im Wirthshaus warten, bis sie Euch entgegenkommt."

„Wer soll mir entgegenkommen?" fragte ich.

„Nun, die Ewigkeit," sagte er und dengelte weiter.

Das war jetzt schon die rechte Stimmung für die Heide und das war gerade noch abgegangen, um mein ohnehin stets leise schlummerndes Heimweh aufzuwecken. Wenn Du auf fremden Wegen körperlich müde bist und geistig abgespannt, da wandelt's Dich sicherlich an: Wenn ich jetzt daheim wär'! Heißt das, wenn Du so glücklich bist und ein Daheim hast und nicht etwa noch glücklicher, nämlich so, daß Du das Daheimsein gar nicht kennst und das Fremdsein auch nicht.

Ich mußte noch so lange wandern, bis das Gold der Abendröthe über den schwarzen Wäldern der Heide lag. Und nun sah ich den Weiler. Die Gasse zwischen den Häusern war munter belebt; die heimkehrenden Heerden schellten und blökten, die Hirten riefen sich lustige Spottworte zum Gruße zu und Mädchen kamen mit ihren Melkzubern, um das Ergebniß des Tages einzuheimsen. Mich, den daherhinkenden Fremden blickten Rinder und Menschen mit großer Verblüffung an, und als ich in's Wirthshaus trat, war die Wirthin in einiger Verlegenheit darüber, wie plötzlich herangeschneite Fremde zu behandeln seien. Ganz wehmüthig wurde sie vor Glück, als ich nur Brot, Butter und Apfelwein verlangte; in der That, das hatte sie ja und konnte also eine wahrhaftige Wirthin vorstellen.

Als ich mich gestärkt und mein Glas Apfelwein getrunken hatte, verwandelte sich das Heimweh in eitel Freude über das idyllische St. Josef auf der Heide. Ich hatte auf dem Binsenstroh eine erquickende Nacht und blieb am nächsten

Tage im Weiler und betrachtete mir das still-heitere Leben und die Armuth, die sie hier mit göttlicher Einfalt ertragen. Ich strich auf den steinigen Höhungen zwischen den Wachholderbüschen hin, setzte mich auf die bemoosten Felsblöcke, und wenn ich so hinausschaute in das sonnige Dämmern und nichts hörte, als von weitem die Schelle einer Heerde oder den Ruf eines Hirten oder das Summen einer über den Büschen herumirrenden Hummel, da kam es mir in den Sinn: Wenn auf der ganzen Gotteswelt nichts wäre, als diese Heide und dieses Sanct Josef darin, so wäre sie eben auch groß und ganz und unendlich.

Ich habe in jener Einsamkeit Mancherlei gefunden und empfunden, was der Reise dahin werth gewesen; namentlich ist es zur Selbsterkenntniß und rechten Weltauffassung heilsam, wenn man einmal außerhalb seines gewohnten Lebenskreises steht und in der Studirstube der Einöde einmal Correpetition hält im Buche der Erinnerungen. Wie wird da Manches klein, was Einem sonst das Herz aufgebläht hatte, und wie wächst Manches zu einer hohen Größe, was man sonst gewohnt war zu übersehen und zu mißachten.

Als ich, ausgeruht und gestärkt, am dritten Tage Sanct Josef verlassen wollte, um nach der andern Richtung hin die Heide zu durchwandern und den Bergen zuzustreben, kam etwas, woran ich in meinem ganzen Leben nicht gedacht hätte.

Während ich die Geldnote vor mich auf den Tisch legte mit der Bitte, man möge meine Schuldigkeit aus derselben hervorziehen, that ich die Frage, wieso die Frau Wirthin nur so leichtsinnig sein könne, mir für drei ganze Tage Nahrung und Pflege blos einen Gulden und acht Kreuzer zu rechnen? Schaute mich die Frau etwas unsicher an und sagte: „Wenn's dem Herrn zu viel ist, so lasse ich die Bettkreuzer nach; aber

das Essen kostet uns selber was, wir sind nicht reich und geben dem Herrn die Kost des Tags um dreißig Kreuzer."

Das war doch wahrlich zum Erschrecken, so mißverstanden zu werden, daß die wohlgemeinte Bemerkung über die viel zu geringe Rechnung als Spott darüber, daß sie zu hoch wäre, aufgefaßt wurde.

Ich konnte das gute Weib erst beruhigen, als ich allen Ernstes versicherte, daß ich in meinem gewöhnlichen Wohnorte, wo sich's doch auch noch leben ließe, für solche drei Tage wohl viermal so viel zu entrichten haben würde, daß ich aber die gute Gastlichkeit auf diesen Heiden viel höher schätze als anderswo, und daß ich daher bitte, von dieser Note frisch und munter fünf Gulden zurückzubehalten.

„Ich nehme was mein ist, nicht mehr und nicht weniger," sagte die Wirthin, „aber das fremde Geld da kann ich nicht annehmen."

„Das ist ja kein fremdes Geld," sprach ich, „das ist ein vaterländischer Hundertguldenschein; ich habe nichts Kleineres und nichts Größeres im Sack."

Alsogleich rief die Wirthin das Haus zusammen, erstens, um die unerhörte Banknote anzustaunen und zweitens zu versuchen, ob sie gewechselt werden könne. Sie thaten ihre Geldtaschen hervor, die waren fast alle vollgespickt und schwer — aber lauter Kupfergeld.

„Ihr Närrlein!" rief der Wirth aus, „da mögt Ihr zehn Pfund Kupfergeld zusammenschleppen, so wiegt's nicht so viel, als der Papierfetzen da, den eine Maus vom Tisch blasen kann. Aber Kaisers Ehrenwort ist d'rauf, und das hat Gewicht."

„Kommt erst d'rauf an, ob Kaisers Ehrenwort d'rauf ist!" rief die Bandelkrämerin, zu der wir mit der Frage

kamen, ob sie wechseln könne. „Ist der Hunderter echt und gerecht? Ich kann's glauben und kann's nicht glauben!"

Somit war eine neue Frage eröffnet, welcher die Wirthin mit einiger Beharrlichkeit nachhing, indem sie mehrmals, ohne Rücksicht auf meine Gegenwart, äußerte: „Bei fremden Leuten könne man nicht vorsichtig genug sein."

„Was heb' ich an," sagte ich, „so lange ich nicht gezahlt habe, kann ich nicht fort, denn in diesem Papier steckt mein ganzes Reisegeld, und bleibe ich da, bis der Hunderter verzehrt ist, so werde ich grau in Sanct Josef und dann laßt Ihr mich erst recht nicht fort, wenn Ihr zu diesem Geldschein kein Vertrauen habt."

„Siehste, Tonl," belehrte ein alter Hirt seinen Sohn, „was das Reichsein für Sorg' macht! Der hat einen Hunderter und kann damit verhungern."

„Wenn Einer Geld hat in Sanct Josef, so ist's der Pfarrer," warf ein Anderer ein, und wenn er gleich den Opferstock müßt' aufsperren."

Nun setzte ich aber auf den Opferstock kein allzu großes Vertrauen, es ist zwar stets viel gute Meinung drinnen, aber dieselbe klingt grauenhaft hohl, wenn man an das Gefäß klopft. Dennoch ging ich zum Pfarrer.

Das war ein großer, scharfeckiger Mann mit etwas linkischem, gutmüthigem Benehmen. Er sah mich freundlich an, als er mein Anliegen hörte, und lächelte; und hub immer mehr an zu lachen, so daß er sein blaues Sacktuch hervorzog und sich damit den Schweiß von der Stirne rieb.

„Weil Sie gehört haben, mein lieber Herr," sagte er hierauf, „daß der Pfarrer den Leuten in all ihrer Noth beispringen soll, so kommen Sie auch in der Ihren zu mir. Wohl, wohl, für die Armuth habe ich allerhand gute Sprüch-

lein in meinen Büchern, aber sehen Sie, gegen den Reichthum stehe ich ganz und gar machtlos da." Er könne mir, fuhr der Pfarrer fort, höchstens die Parabel erzählen, wie ein Mann mit seinem Klumpen Gold in der Wüste verhungert sei. Er glaube aber, bessere Dienste als solche Parabeln leiste mir ein Glas Wein, wozu er mich einlade.

So ist derselbe Tag in Sanct Josef noch recht angenehm vergangen. Nur am Abende war etwas Unerquickliches. Ich hatte mich auch noch an den Schulmeister, ein altes, griesgrämiges Männlein, gewandt mit der bescheidenen Anfrage, ob er mir vielleicht die Banknote wechseln könne. Der fuhr scharf auf mich los: Ob ein armer Volksschullehrer nicht ohnehin geplagt genug sei, daß man ihn seiner Armuth wegen auch noch verhöhne! Er wünsche mir nichts, als den Segen Abrahams, aber lauter Buben, und alle sollten Dorfschullehrer werden. — Da machte ich mich freilich eilends davon, tief bedauernd, den Schullehrer an seinem wunden Flecke getroffen zu haben.

Schließlich rieth mir noch der Pfarrer, ich möchte mich an den Kranken wenden, vielleicht könne mir der aus der Verlegenheit helfen.

„Ja richtig, der Kranke!" rief nun auch die Wirthin; „daß ich aber auf den nicht gleich verfallen bin. Der thut's, der kann's!"

Ich hatte den „Kranken" schon Tags zuvor gesehen, er lag mit seiner ganzen, behaglich aussehenden Figur im Schatten einer Weißbirke, las in einem Buche und schmauchte an einer Cigarre. Wir hatten uns still gegrüßt. Später, als ich nach ihm noch einmal umsah, bemerkte ich, wie auch er mir nachschaute. Im Dorfe fragte ich hernach, was das für ein Mann sein könne da oben bei der Birke, der sich so ganz

anders gehabe, als die übrigen Leute zu Sanct Josef. Ja, das wäre der Kranke gewesen.

Er sähe aber — nach meinem Erkennen — nicht darnach aus.

Aussähe er freilich nicht darnach, war der Bescheid, er habe eben die heimliche Krankheit, und die sei viel gefährlicher als die offene, weil sie ganz inwendig sitze, wo ihr mit den besten Medicinen nicht beizukommen sei. Wahrscheinlich sei ihm die Krankheit angehext worden, wie vor etlichen Jahren dem alten Weber Rupert in Sanct Josef, der das rechte Mittel nicht gefunden habe, sondern zu einem fremden berufenen Arzt gereist wäre, wo er auch bald gestorben sei. Dieser jetzige Kranke hätte aber das Ding vernünftiger angestellt, er sei den Doctoren seiner großen Stadt davongelaufen und nach Sanct Josef gegangen, wo ihn der Schmied heile. Man sehe es, der Kranke schaue von Tag zu Tag besser aus, aber das sei — meine der Schmied — noch lange kein Zeichen der Heilung, das sei nur ein Zeichen, daß sich die Krankheit noch immer tiefer in den Menschen hinein vergrabe, weil der Mann leichtsinnig sei und die Verordnungen des Arztes nicht befolge. Die Krankheit müsse man wieder hervorlocken und erst wenn sie auswendig sitze und der Kranke recht übel aussähe, dann könne man ihr bei. — Und was man sonst vom Fremden wisse? Nichts, als daß er beim Schmied eine Stube bewohne, viel bei den Leuten herumgehe, dann wieder im Schatten liege und daß er Geld haben müsse.

Derlei hatte mir mein Wirth mitgetheilt.

Ich begab mich also zum Kranken, den ich in seiner Stube fand, behäbig sitzend bei einem Schöpsbraten. Es war ein schier noch junger Mann; seine Kleidung, sein Bart war wohlgepflegt und er begrüßte mich nach Weltmannsart. Als

wir die ersten Worte gewechselt hatten, wie sie Fremde wechseln, die miteinander in Fühlung kommen wollen, sagte er: „Wahrscheinlich kommen Sie Ihrer Verlegenheit wegen zu mir. Ich habe schon gehört, man kann Ihnen in Sanct Josef die Geldnote nicht wechseln."

„Ich hätte an dergleichen in meinem Leben nicht gedacht. Ich komme mir hier mit meinem Hunderter ganz verlassen und unheimlich vor."

„Ich begreife," sagte er, „daß man Sie hier auf Treue und Glauben nicht gerne wird fortgehen lassen, man ist gegen die Fremden mißtrauisch. Aber mich wundert nur, daß Sie nicht auf das einfachste Auskunftsmittel verfallen sind. Sie nehmen einen Begleiter mit in den nächsten größeren Ort, von wo aus Sie den schuldigen Betrag nach Sanct Josef leicht zurückschicken können."

Dieses Auskunftsmittel wollte ich morgen ergreifen, wenn nicht zufällig Sie, mein Herr, in der Lage sein sollten —"

„Selbstverständlich," unterbrach er mich, „auf jeden Fall schieße ich Ihnen den Betrag gerne vor und wollte mich in dieser Sache heute selbst an Sie wenden und auch anfragen, ob es Ihnen unangenehm wäre, wenn ich Sie auf Ihrer Weiterwanderung über die Heide eine Strecke begleitete?"

„Das wird mir angenehm sein," versetzte ich, den Kopf höflich neigend, „wenn Sie sich dazu wohl genug befinden? Ich hörte, daß Sie etwas kränklich —"

„Damit ist's nicht weit her," unterbrach er mich, „vielleicht sprechen wir davon. Ich bin ordentlich vollgeladen mit Sprechlust. Wenn man fünf Monate lang in Sanct Josef lebt! Es ist höllisch idyllenhaft hier! Reisen Sie morgen? Dann reisen wir mitsammen."

* * *

Am nächsten Morgen war zum Erstaunen der Leute von Sanct Josef der bösartige Hunderter zerkleinert und meine Schuld beglichen. Der „Kranke" hatte verordnet, daß die Stube beim Schmied geräumt und ihm seine Sachen gelegentlich nachgeschickt würden — nun schritt er neben mir rüstig fürbaß, Manchem im Vorübergehen noch zum Abschiede die Hand reichend, Manchem und Mancher neckisch mit gehobenem Finger zudrohend und endlich noch den Hut lüftend: „Leb' wohl, Du gutes Sanct Josef auf der Heide!" — Und dann frisch und munter davon.

„Schon seit einiger Zeit habe ich mir dieses Davongehen vorgenommen," bemerkte mein Begleiter, als uns der Ort aus den Augen gerathen war, „aber ich bin, möchte ich sagen, wie betäubt gewesen von der Narrheit der Leute zu Sanct Josef und gebannt von ihrer Weisheit."

„Ich habe weder vom Einen noch vom Andern viel gemerkt."

„Sie haben auch fast nur in Essens- und Geldsachen mit ihnen verkehrt, und das steht so zwischen beiden drinnen. Ich kam nicht hierher, um zu essen und zu zahlen, sondern aus anderen Gründen."

„Sie sind durch ein Unwohlsein hier festgehalten worden?" warf ich ein.

„Nun — wenn Sie wollen — ja," antwortete er, ließ sich aber in dieser Sache weiter nicht ein.

Nach einer stundenlangen Wanderung kamen wir zu einem dichten Walde von alten Buchen und Ahornen, der zog sich über einen Hügel und hinter demselben hub Berg und Thal an. Die Heide war zu Ende.

Ich hatte geglaubt, daß — als wir auf einem kühlen Anger zwischen den Ahornen Rast hielten — mir mein

Begleiter Näheres über seinen Aufenthalt in Sanct Josef mittheilen würde, aber er that es nicht. Ich gewann unterwegs nur die Ueberzeugung, daß er nichts weniger als krank war; ein flinker, lustiger Geselle war's, von dem, als in der nächsten größeren Ortschaft unsere Wege auseinandergingen, ich mich nur schwer trennte. Ich hatte nichts mehr von ihm, als seine Visitkarte: „Hans Erhard, Doctor der gesammten Heilkunde."

Indeß fügte es sich nach kurzer Zeit, daß wir uns zufällig auf einer Reise in die Hauptstadt trafen. Wir begrüßten uns wie alte Freunde; es zeigte sich bald, daß während unserer Trennung Einer manchmal an den Andern gedacht hatte, wodurch wir uns unbemerkt näher gekommen waren. Wir wohnten nun in der Stadt in einem und demselben Hotel, wir genossen mitsammen dieselben Vergnügungen und erinnerten uns in dem Geräusche der Million fast mit Heimweh an die stillen Tage in Sanct Josef auf der Heide.

Da fand sich eines warmen Herbstnachmittags in einem schattigen Biergarten der Umgebung ein ruhiges Stündchen, wo wir uns in ein Gespräch über die Heilkunde vertieften. Und hier hat mir Doctor Hans Erhard erzählt, warum er damals in Sanct Josef gewesen war.

* * *

„Du sagtest, daß Du Dich für Priester und Aerzte besonders interessirst," begann Doctor Erhard, „und das ist wohl begreiflich, beide gehören zu den allerwichtigsten Factoren der Gesellschaft. Auch haben sie manches Verwandte, so daß ich glaube, ein guter Priester müsse auch ein klein wenig Arzt sein und ein Arzt bisweilen auch etwas Priester. Was unsere Wissenschaft auch sagen mag, Leib und Seele ist doch zweierlei,

und wenn der Arzt nur Physiolog allein ist, so ist er zu wenig."

„Ganz Deiner Meinung," sagte ich. „Aber wie man heutzutage im Allgemeinen bei der Berufswahl weniger die ursprünglichen Fähigkeiten als vielmehr die äußeren Verhältnisse oder den Hang nach Erwerb, Ehre u. s. w. entscheiden läßt, so daß Mancher Priester oder Lehrer wird, ohne für solchen Beruf das Zeug zu haben, ebenso widmen sich Viele der medicinischen Laufbahn, vielleicht wohl der interessanten Wissenschaft wegen, vielleicht um Geld und Carrière zu machen, aber gewiß selten genug in der ernsten Absicht, die Leiden der Mitmenschen zu lindern, wozu nicht allein Kenntniß der physischen Krankheit, sondern auch liebreiches Eingehen in das Seelenleben des Kranken nöthig ist. Uebertreibe ich?"

„Im Gegentheile," sagte der Doctor, „das klingt eher wie ein Gemeinplatz. Jedoch, wenn Du diesen Umstand nicht erwähnt hättest, so müßte ich es thun. Es gehört hierher. Ich war auch so Einer. Meine Eltern, nicht eben wohlhabende Gewerbsleute in der Stadt L., fanden, daß ich Talent hätte und ließen mich studiren. Eine leichte Auffassungskraft in Schulgegenständen und ein gutes Gedächtniß nennen die Leute Talent. Das war bei mir da, aber nicht mehr. Noch im fünften Gymnasium spürte ich in mir weder besondere Anlage noch Vorliebe zu einem bestimmten Berufe. Ein guter Bekannter rieth mir: Nur Arzt! Der Arzt könne es am weitesten bringen, ein berühmter Arzt lasse sich den Tag mit einem Tausender bezahlen und der Leibarzt eines hohen Herrn lache jeden Minister aus. — Das Ministerauslachen war etwas, aber der tägliche Tausender war noch mehr. Am allermeisten aber war die Aussicht auf den Verkehr mit schönen Frauen, dessen sich die Aerzte rühmen können. Ich bin Arzt geworden.

Um meine Ziele zu erreichen, nagte ich mich tüchtig in die Wissenschaft hinein. Die Praxis ging ziemlich armselig an, doch hatte ich Muth — und der Muth ist mein einziges, wirkliches Talent. Ich studirte und behandelte die Kranken nach den neuesten Theorien, aber nur Wenige thaten mir den Gefallen, unter meiner Behandlung gesund zu werden; Einige gingen zu anderen Aerzten, bevor sie genasen, Viele machten es kürzer und starben hin. Am wenigsten Glück hatte ich noch bei langwierigen Krankheiten, auf einem Felde, wo ich sah, daß Andere sich Geld machten. Und ich ging doch stets mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vor und studirte mit Fleiß alle einschlägigen Werke. Die Patienten verloren die Geduld, wandten sich dann zumeist zu Winkelärzten in der Bauernschaft und wurden gesund. Ich hatte mir von den Albernheiten und Gewissenlosigkeiten solcher Afterdoctoren mancherlei erzählen lassen und ich war darüber empört, denn das ging manchmal gegen den gesunden Menschenverstand. Aber es starben nachweislich den Curpfuschern nicht mehr Patienten, als den wirklichen Aerzten, und das machte mich stutzen. Als endlich gar eine Seuche kam, welche in unserer Stadt mehr als ein Drittel der Kranken dahinraffte, während in der ländlichen Umgebung kaum jeder Fünfte starb, steigerte sich mein Befremden."

„Ich finde es erklärlich," war mein Einwand, „daß die durch körperliche Arbeit abgehärteten Naturen bei guter Luft, gutem Trinkwasser und bei der einfacheren und natürlicheren Lebensweise leichter Stand halten konnten, als die Städter."

„Dein Einwand hört sich gut an, lieber Freund," sagte der Doctor. „Nur ist zu bedenken, daß zu große und anhaltende körperliche Anstrengung nur scheinbar abhärtet, in der

Wirklichkeit aber schwächt und für Krankheiten empfänglich macht; dann daß dem Kranken die gute, frische Luft gewöhnlich entzogen wird, so daß er in der ungelüfteten, dunstigen, oft übermäßig geheizten Stube unter schweren Decken fast verschmachten muß; das Trinkwasser, wenn es nicht etwa schon in der Erde durch faulende Stoffe verdorben war, wird dem Kranken gewärmt und mit allerhand zweifelhaften Zusätzen versehen; von einer Diät in Nahrung oder der übrigen Lebensweise keine Rede. Der Städter würde unter solchen Umständen ganz gewiß zu Grunde gehen."

„Vielleicht wäre ein Anhaltspunkt zu finden," sagte ich. „Die Heilkunde schlägt, besonders bei langwierigen Krankheiten, eine vollständige Aenderung der Lebensweise vor, darum muß der siechende Städter in die gute Luft, zu gutem Wasser und guter, einfacher Nahrung. Will der Landmann seine Lebensweise ändern, so hat er das Gegentheil, nämlich schlechte Luft, schlechtes Wasser und ungewohnte Nahrung zu suchen. Nichts als Veränderung der Lebensweise."

„Mir war damals gar nicht um's Scherzen, lieber Freund," fuhr der Doctor fort. „Und als ich so unsere Wissenschaft für die Praxis fast illusorisch sah, begann mich mein Beruf erst zu interessiren und ich suchte nach dem Grunde, warum die gebildetsten und gewissenhaftesten Aerzte nicht ausgiebiger helfen und die Curpfuscher auf dem Lande nicht mehr Schaden anrichten können. Ich begann Ausflüge in die Umgebung unserer Stadt zu machen, besuchte Kranke, suchte mit Leuten in Berührung zu kommen, die im Geruche der Curpfuscherei standen, habe jedoch nichts herausgebracht, als hie und da die Spuren eines ungeheuerlichen Aberglaubens. Und siehe, mit der Sorge und Angst um mein Können wuchs die Liebe zu meinem Berufe; die Ideale vom täglichen Tau-

sender und vom Leibarzt verschwanden allmählich, das wissenschaftliche Interesse an dem menschlichen Körper ging in ein wärmeres Streben für das menschliche Wohlbefinden über und ich war entschlossen, in fremde, mir noch unenthüllte Geheimnisse der Arzneikunde einzudringen und besonders auch dem eigentlichen Wesen der sogenannten Bauernärzte auf die Spur zu kommen. Und als es mit meiner Praxis glücklich so weit gekommen war, daß ich Zeit hatte, für einen ganzen Sommer auf Ferien zu gehen, wählte ich mir eine entlegene Gegend, wo Menschen seit jeher ohne Arzt leben und sterben, um daselbst in meiner Sache Studien zu machen. Die blasse Stadtfarbe meines Gesichtes kam mir wohl zu statten, und so fuhr eines Tages auf einem Bauernwagen ein kranker Mann in Sanct Josef auf der Heide ein und nahm dort Wohnung mit der ausgesprochenen Absicht, in dieser Gegend einen guten Arzt zu suchen und von ihm gesund zu werden. Mir fielen alsbald die mancherlei sehr alten Leute auf, die da rüstig herumwalteten und denen man die achtzig oder neunzig Jahre nicht ansah, wenn nicht sonst bisweilen davon die Rede gewesen wäre. Alsogleich wurden mir mehrere Personen genannt, die Vorzügliches geleistet hätten und mich sicherlich gesund machen würden. Es war darunter ein alter Mann, der in Rinderkrankheiten Bescheid wußte, ein altes Weib, das allerlei Wurzeln und Kräuter sammelte und nebenbei im Rufe einer Wetterhexe stand, und der Dorfschmied von Sanct Josef. Letzterer schien der Gesuchteste zu sein; auf der Bank, die vor seinem Hause stand, saßen zu allen Tagesstunden irgend ein paar Kranke oder Boten, die auf Medicin warteten, welche drin bereitet wurde. Der Schmied schaute mich das erstemal scharf an und fragte, ob ich der Kranke selber sei oder nur ein Bote. Ich antwortete, daß ich tief brustkrank sein müsse,

weil ich ganz und gar erschöpft, in fortwährender Athemnoth und zu allen Arbeiten unfähig wäre. Er fragte mich nach meinem Vorleben und nach meinen bisherigen Gewohnheiten. Das war das Erste, was mich überrascht hat; ich gestehe aufrichtig, ich habe an keinen meiner Patienten eine solche Frage jemals gestellt; ich begnügte mich stets mit den momentanen Erscheinungen der Krankheit und glaubte mit der nach denselben aufgestellten Diagnose die Hauptsache gethan zu haben. Die Diagnose stellte mir nun allerdings auch der Schmied zu Sanct Josef. Sie haben den Zehrkäfer, sagte er, nachdem er mich in seiner Art untersucht hatte, der muß umgebracht werden, lieber Herr, aber es braucht Zeit und Weil dazu. Ist er hin, dann sind Sie frisch und gesund. Ich werde Ihnen ein Rochuspulver geben, da wollen wir den Kerl schon caput machen. Einstweilen hübsch munter sein und essen, was gut und theuer ist. — Das war doch der größte Unsinn, aber ich erinnerte mich an den Kranken, der sich eingebildet, eine lebendige Stechbremse im Kopf zu haben, bis ihm der Arzt eines Tages eine Stechbremse im Fläschchen zeigte und sagte, daß es ihm gelungen sei, während der Kranke geschlafen, das gefährliche Thier zum Ohr herauszukriegen. Der Patient war zufrieden und hat nicht mehr über die Stechbremse geklagt."

„Ob sich der Mann bei seinem Zehrkäfer etwas gedacht hat?" fragte ich.

„Da ging," erzählte der Doctor, „in Sanct Josef ein etwa zwanzigjähriger Bursche umher, blaß und abgezehrt, vor Erschöpfung auf den Steinen herumsitzend und in Nichts hinausstierend, bis ihn plötzlich Husten und Athemnoth weckte. Der Bursche hatte den Zehrkäfer. Nur recht essen, sagte der Schmied, so lange der Käfer von außen Nahrung bekommt,

zehrt er nicht an Fleisch und Blut. — Aber als der Kranke nicht mehr essen konnte, als ihn das Fieber schüttelte und auf seine fleischlosen Wangen rothe Flecken traten, sagte der Schmied: Jetzt ist der Zehrkäfer schon beim Herzen, jetzt weiß ich nichts mehr. — Der junge Mann ist wenige Tage darnach an der Lungenschwindsucht gestorben."

„So ist im Volke überall und immer wieder der Drang zum Gestalten vorhanden," bemerkte ich. „Selbst die Krankheiten des menschlichen Körpers sind ihm gegenständliche Wesen, besondere Körper, die von außen kommen und wieder nach außen hin vertrieben werden können. Auf solche Voraussetzungen fordert das Volk denn auch besondere Mittel. Da genügt die Diät nicht, da müssen sichtbare und greifbare Medicinen sein, um die Seele des Kranken zu beruhigen und zu stärken. Weiß doch auch ich von einer nervösen Gräfin zu erzählen, an welcher die Heilkunst der berühmtesten Aerzte gescheitert war und welche schließlich ein Winkeldoctor damit heilte, daß er ihr verordnete, täglich während des Sonnenaufganges von einer Quelle zu trinken, die auf einem hohen Berge war. So stieg die sonst gar bequeme Frau, auf die Wunderkraft der Quelle glaubend, täglich früh aus dem Bette, machte in der Morgenfrische den weiten Spaziergang auf den Berg und fühlte sich nach einigen Wochen vollkommen gesund."

„Ein solcher Patron und Wunderdoctor ist auch mein Schmied von Sanct Josef," fuhr der Doctor fort, „ich bin mit seiner Heilmethode allmählich bekannt geworden, ohne daß ich ihn habe in die Karten blicken lassen. Ich habe mancherlei Narrheit und Tollheit kennen gelernt, um schließlich zu finden, daß manches Körnlein Weisheit dahintersteckt."

„Wie das im Volksthum überhaupt so ist," sagte ich, „Dinge, die sich jahrhundertelang vererben und von Gene-

ration zu Generation gepflegt werden, können nicht ganz nichtig sein; etwas Brauchbares ist dran und wenn es schon nicht für alle Welt paßt, für einen Theil des Volkes hat's irgend welchen Werth."

„So bin ich auch zur Einsicht gekommen," versetzte er, „daß das sogenannte Abbeten von Krankheiten und ähnlicher Hokuspokus für manchen Kranken von wesentlicher Heilkraft ist. So gut wie für Andere mancher Gesundbrunnen in Curorten, oder wie die Homöopathie, oder — doch wozu die Aufzählung der zahllosen imaginären Heilmittel, zu denen oftmals auch unsere gewöhnlichen Medicinen gerechnet werden können, die aber wirksam sind bei Krankheiten, auf welche man auch durch die Einbildung und durch das Gemüth wirken kann. In unserem Zeitalter mit seinen vielen nervösen Krankheiten darf man bestimmter als je aussprechen, daß nicht blos die Medicin, sondern auch der Glaube an dieselbe gesund machen kann. Was ich an meinem Schmied thatsächlich hoch anschlagen muß, das ist ein einziger Punkt. Es fiel mir auf, daß der Mann, der doch sonst seine Art von Geselligkeit liebte, mehrere Abende nacheinander nicht im Wirthshause erschien. Als ich ihn später nach der Ursache befragte, gab er zur Antwort: Wenn man „hitzige Kranke" hat, geht man nicht unter die Leut'. Er behandelte damals ein paar Typhuskranke und fürchtete sich vor der Verschleppung. Ich habe mir daran für die Zukunft ein Beispiel genommen. Ein weiterer Vortheil der Heilmethode meines Schmiedes ist das wenigstens scheinbar theilnahmsvolle Eingehen in die Zustände des Patienten und die Wahl der Heilmittel in Berücksichtigung der Individualität und des Gemüthslebens des Kranken. Je mehr der Arzt fragt und sich um das Befinden erkundigt, desto mehr Vertrauen bringt ihm der bäuerliche Kranke ent-

gegen; je mehr er sinnfällige Mittel verordnet, desto lebhafter und also wirksamer wird dem Kranken die Zuversicht, daß die Krankheit vertrieben werde."

„Es wäre gegen die harmlosen Mittel ja nichts einzuwenden, wenn sich der Bauernarzt für seine List nicht mit schwerem Gelde bezahlen ließe," bemerkte ich.

„Das ist es," versetzte der Doctor, „die Charlatanerie, das Curiren des Geldes willen ist beim Landmanne noch abstoßender als beim Stadtarzt, der das Zeug mit Mühe erlernen mußte und von seiner Kunst denn einmal leben soll. — Nun, und daß ich zum Schlusse komme. Als mein Schmied gesehen hat, wie ich bei ihm körperlich gedieh — denn ich ließ mir, so weit das in Sanct Josef geht, gut geschehen — glaubte er, daß durch sein Rochuspulver der Zehrkäfer umgebracht worden wäre und begehrte ein ganz erkleckliches Honorar. Als ich ihn fragte, was er sich eigentlich bezahlen ließe, seine Wissenschaft oder das Pulver, antwortete er nicht ohne Entrüstung, daß man erst wissen müsse, was das Rochuspulver für Geld koste! Gut, sagte ich, das Rochuspulver ist noch unversehrt hier, ich habe kein Stäubchen davon zu mir genommen. Der Schmied hat mich angestarrt, hat das Pulver an sich gerissen und hat ganz unverfroren erklärt, daß ich ein Narr wäre. Und mein gutes Aussehen sei falsch, der Zehrkäfer habe sich nur zurückgezogen in's Innere, um seine Eier auszubrüten; bis nur erst die ganze Sippschaft hervorbräche, würde ich alle Heiligen anrufen. Ich habe dem Manne in's Gesicht gelacht und erklärt, das könne er seinen Bauern sagen, ich verstünde unter dem Zehrkäfer einen Curpfuscher, der mit Kindermärchen und mit gestoßenen Krebsaugen, die sein Rochuspulver wären, die Leute um's Geld bringe."

„Also, der Geprellte war der Schmied?"

„Und ich war um eine Erfahrung reicher.“

So erzählte mein Doctor und führte dann noch weiter aus, wie er trotz der haarsträubendsten Irrthümer und der lächerlichsten Thorheiten, die er angetroffen, doch Mancherlei gelernt habe und zum Nachdenken angeregt worden sei. Wie er jetzt seine Praxis etwas anders einrichte, vor Allem sich mehr mit dem empfindsamen Seelenleben des Patienten befasse und wie er nun in der That merke, daß ihm die Leute Vertrauen schenkten, daß ihm häufiger Curen gelängen als früher und daß in ihm eine große und wahre Liebe zu seinem Beruf erwachse. Er freue sich der medicinischen Wissenschaft und ihrer Fortschritte, er suche von ihr so viel als möglich zu lernen, aber er wisse auch, daß man auf neue Theorien nicht allzu hochmüthig bauen dürfe und daß diese Wissenschaft, das Alte so gerne mißachtend, doch oftmals auf weiten Umwegen zum Alten zurückgreifen müsse.

Ob er denn wirklich in Sanct Josef solchergestalt umgestimmt worden wäre? fragte ich, indem es Zeit wurde zum Aufbruch.

„Ich habe ein neues Stück Volksthum kennen gelernt,“ versetzte der Doctor, „und ich habe meinen Beruf von einem neuen Standpunkte aus angesehen. Das fördert immer.“



Die Baronin aus dem Walde.

In einem waldigen Nebenthale der Lansach steht ein Haus. Das Thal ist eng, das Haus ist klein, aber in diesem Hause lebte ein schönes Weib.

Eines Tages war vom Gebirge hernieder ein feiner Herr gestiegen.

Der war nicht mehr zu jung, aber überaus freundlich und liebevoll, als er in dem kleinen Hause saß und ihm das Mädchen Milch und Brot vorsetzte.

Der Herr hatte auch einen Begleiter bei sich, und als die Beiden nun aus dem Hause traten, sagte er mit einer leisen Stimme zu dem Genossen: „Das ist ein Prachtkind, dieses Mädchen. Ich gehe noch nicht fort, ich bleibe da. Sie hat mir's angethan."

„Sie haben Recht, Baron, Sie müssen sich zerstreuen," sagte der Andere.

„Zerstreuen?" fragte der Baron, „weshalb? Glauben Sie, daß mich die Trennung von meiner Frau etwa trübsinnig gemacht hätte? Belustigt hat sie mich, belustigt wie früher durch ihre Launen und Cabalen, und an Zerstreuung hat's mir wahrlich nicht gefehlt. Aber etwas zu lind war sie, zu wenig gewürzt. Das ist langweilig, lieber Rosenauer, man

muß einen Mittelpunkt haben, von dem aus man sich zerstreuen kann. Man muß zerstreuungsbedürftig sein."

„Ich verstehe Sie, Baron, man muß einen Mittelpunkt haben."

„Ich bin ein geborener Ehemann."

„Ich verstehe Sie schon. Wenn man frei ist, sind die Abenteuer weder gepfeffert noch gesalzen."

„Convenienz-Ehen — es ist wahr, sie haben ihr Gutes — aber sie sind langweilig. Man nimmt sich einmal eine Braut aus dem Volke."

„Man nimmt sie, und selbstverständlich bei der linken Hand."

„Bei der rechten, lieber Rosenauer. Ganz entschieden, ich nehme sie bei der rechten."

„Aber wo bleibt das Decorum?" gab der Herr Rosenauer zu bedenken.

„Decorum! Was wollen Sie? Es ist ja ein Sport des Adels geworden."

„Die Gemahlinnen aus dem Volke zu beziehen?"

„Gewiß! In solchen Allianzen ist noch Kraft und Saft. Es ist viel Wahres an dem, was der Nationalökonom Smith sagt: Wenn sich der Adel nicht mit Bürgers- und Bauernblut mischt, so degenerirt er. Mein Geschlecht wird nicht degeneriren."

„Aber vielleicht aussterben," bemerkte der Herr Rosenauer mit einem maliciösen Lächeln.

„Sie meinen, weil ich schon seit zwei Decennien ein Mann in den besten Jahren bin," lachte der Baron. „Ich bitte Sie zum Pathen für's nächste Jahr auf einen echten Rainau."

„Auf einen echten?"

„Auf einen echten! Und nun — können Sie mir vielleicht sagen, Freund, welche Formen bei der Werbung in einem Bauernhause zu beobachten sind?"

„Meines Wissens geht's dabei sehr formell zu; allein ein Freier wie Sie wird hoffentlich nicht viele Ceremonien zu machen brauchen."

„Wir wollen es versuchen, kommen Sie mit in's Haus."

„Sie wollen?"

„Um das schöne Kind werben."

„Ist das Ernst oder gute Laune?"

„Was Sie wollen."

Sie gingen zurück in's kleine Haus; sie trugen eine Welt von Aufregung, Unruhe, Schmerz und Freude mit in's kleine Haus.

Baron Rainau warb um die Hand der jungen Martha, die bisher noch nicht wußte, was Liebe war. Sie hatte wohl schon gehört, die Bestimmung des Mädchens sei, ein Eheweib zu werden, im Hause zu sorgen für das, was der Mann heimgebracht, zu schaffen, daß es im Hause behaglich und freundlich sei und dem Manne ergeben zu sein.

Nun kam einer und begehrte sie zum Weibe.

Ihre Eltern erschraken davor, daß er ein hoher Herr sei und ihre Tochter in einem Schlosse wohnen sollte. Martha fand daran nichts Besonderes. Warum sollte ein hoher Herr nicht werben? Warum sollte im Schlosse keine Hausfrau sein, keine Küche, kein Leinwandgemach und keine Stube, wo sie mit Fleiß und Freude schaffen und walten könnte?

Martha zierte sich nicht viel, sie sagte dem Werber offen in's Gesicht, sie sei nicht vornehm und habe von der Gelehrtheit nichts als Lesen, Schreiben und Rechnen; er stehe in ihrem Hause, sie stehe vor ihm, er sehe wie sie sei — wenn's

ihm so recht wäre, so sage sie Ja und nehme ihn zum Manne.

Was ist in der Gegend nicht gesprochen worden über diese Heirat! Ein Baron und die Tochter eines Waldhäuslers. Es gab Leute, die das Schloß Rainau wohl kannten und nicht genug erzählen konnten, was das für eine herrliche Burg sei.

Alles, was sich nun da begab, war unerhört; aber das Unerhörteste von Allem war Martha selbst, die in ihrem Brautstand einherging, wie sie bisher einhergegangen war, still und freundlich in ihrer Weise.

Ihre bisherigen Genossinnen wunderten sich, daß sie an ihrem Kleide nicht bunte Bänder trage, daß ihr Bräutigam nicht schon ein neues, vornehmes Gewand gebracht habe.

„Ja, das hat er wohl," sagte Martha einmal, „aber ich trage mein altes so lange ich darf, ich habe gehört, daß ich im Schloß ein ganz anderes Kleid anziehen muß. Das wird mir noch früh genug sein."

Da redeten die Leute: „Wenn der Herr Baron schon Eine haben will von niederem Stamme, warum just Die, die am allerwenigsten paßt? Die gute, einfältige Martha, wie wird denn Die eine vornehme Frau abgeben können? Es ist gerade zum Lachen!"

Aber Andere waren, die sagten: „Der Herr Baron ist nicht dumm. Er weiß, was er will, er will ein Weib. Aufputzen und für den Firlefanz abrichten kann er die Kammerkatzen, wenn er will. In fremden Sprachen närrisches Zeug welschen, vor fremden Leuten Komödie spielen, sehr gescheit sprechen und sehr albern handeln, dazu sind Andere gut genug — das Eheweib ist höher zu ehren. Dem Baron ist um ein Herz zu thun, und das hat er gefunden."

Eines Tages trat ein alter Mann zum Baron hin, derselbe lüftete höflich seine Haube, stand gebückt da und sagte: „Mich geht's nichts an, nur so viel freuen thut's mich. Der Herr kriegt zu seinem Reichthum ein braves Weib und die Martha — ich bin ihr Göd! — die kriegt ein gutes Leben. Ist ihr nichts darum, aber mich thut's freuen. Der Herr wird d'raufkommen, was ich sag': sie ist in ihrer Bravheit und Unschuldigkeit nicht viel anders, wie die Mutter Gottes — mit Verlaub."

„Der Mann mag ein wahres Wort gesagt haben," meinte Herr Rosenauer, „und ich glaube, Sie werden gut thun, Herr, das Boudoir Ihrer Gemahlin zu einer Capelle einrichten zu lassen."

„Lieber Weihrauch, als eine ewig mit Eau de Cologne geschwängerte Luft!" rief der Baron, „ich bin beim Weib der Schminke satt, sie mag nun den Leib verstellen oder die Seele. Ich will ein Naturkind lieben; ohne Sentimentalität, wohlgemerkt, denn dazu bin ich zu alt."

„Sie haben Recht, Baron. Lassen Sie sich trauen mit ihr; diese zweite Ehe wird Ihnen beiweitem mehr Spaß machen, als die erste. Und sind Sie satt, so lassen Sie das Ding wieder laufen, mit ein paar tausend Gulden findet man sich ab und ist dafür um eine reizende Erinnerung reicher."

Der Baron schwieg und hat von seinem Freunde keine Satisfaction verlangt für den Schimpf, der seiner Braut durch das frivole Wort angethan worden war.

Die Trauung fand statt, aber nicht im Thale der Lansach und nicht auf dem Schlosse Rainau. In der Residenz, im Wirbel und Lärm von einer Million Menschen wurde der Act fast schlicht vollzogen. Kein Mensch kümmerte sich um

das Brautpaar in der Michaelscapelle; in einem Hotel wurde ein kurzes, aber feines Mahl eingenommen, von welchem Martha hungrig aufstand, weil ihr die fremdartigen Sachen nicht gemundet hatten. Zufällig hatte sie in der Küche desselben Hotels eine Bekannte aus dem Lansachthale getroffen; zu der wollte sie sich hinsetzen und ein Stück Kuchen verzehren und nebenbei ein wenig plaudern, aber der Baron entführte sie und ging mit ihr auf die Hochzeitsreise.

Weil Martha fortwährend auf ihr langes Seidenkleid trat, weil sie die Glacéhandschuhe, die aus feinstem dänischen Leder waren, nicht an den Fingern lassen wollte, überall nur mit den unteren Ständen zu verkehren suchte und ihre Sprache, sowie ihr ganzes Benehmen sich für eine Baronin nicht schicken wollte, so hatte der Baron beschlossen, die Fahrt im Incognito zu machen und mit seiner jungen Frau als Bürgerlicher zu reisen. So blieb wenigstens sein Name und Stand ungefährdet.

Das hielt der Mann freilich nicht lange aus, so ohne Baronie auf der Welt zu sein, daher kehrte er bald auf sein Schloß zurück und begann dort die Erziehung seiner Frau.

Es that ihr wehe, als sie hörte, sie habe sich von Küche und Keller, von Wäschschrank und Plätttisch fern zu halten und nichts zu thun, als Baronin zu sein. Es kamen viele Besuche und der Baron zeigte seine Frau, wie man ein seltsames und kostbares Thier zeigt. Dabei sah man in seinem Auge die Bitte, man möge sie nicht verspotten. Martha hatte bald erkannt, daß es für sie das Vernünftigste sei, nicht die Dame spielen zu wollen, sondern in gewohnter, ruhiger und sittsamer Weise sich ganz so zu geben, wie sie war, wenig zu sprechen, aber jedes Wort mit Bedacht, gegen Alle freundlich zu sein, aber mit Niemandem vertraut.

Der Baron war mit ihr einstweilen ganz zufrieden und übrigens lebte er nach seiner Gewohnheit und seinen Passionen weiter. Er hatte es wohl bemerkt, wie sein junges Weib ihm zu Liebe stille Opfer brachte und sich in ihre Lage zu schicken trachtete; wie sie glücklich schien, wenn sie merkte, daß er mit ihr zufrieden war. Aber er hatte nicht bemerkt, wie sie oft stundenlang weinte. Sie that es heimlich und kein Mensch auf der Welt ahnte es, wie unglücklich sie war.

Von dem, was sie wünschte, hatte sie nur wenig, und von dem, was sie hatte, wünschte sie sich das Wenigste. Die hundert schönen Sachen, die sie umgaben, wußte sie nicht zu verwenden; die Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten, die ihr gebracht wurden, drückten sie und machten sie unfrei. Sie mußte sogar fürchten, daß alle Freundlichkeiten, die man hier bot, nicht ernst gemeint seien. Sie sah es ja, wie es Anderen erging. Waren sie abwesend, so wurde ihrer mit Hohn und Spott gedacht; waren sie anwesend, so wußte man ihnen der Schmeichelei und Zärtlichkeit kein Ende.

So einmal in einer Gesellschaft. Eine alleinstehende Comtesse wurde angemeldet. „Diese alte Schachtel können wir just noch brauchen," sagte der Baron, „und mit ihrem albernen Geschwätz! Ich zweifle, ob die Welt was Dümmeres kennt, als diese Person." — Und kaum das alte Fräulein zur Thür hereinsah, stürzte ihr der Hausherr entgegen: „Gräfin! Welch ein guter Stern führt Sie zu uns? Das ist charmant! Ich war schon besorgt, in der That! Sie ließen sich lange vermissen. Oh, wie freut es mich, Sie endlich wieder bei uns zu sehen!" Und ging mit ihr Arm in Arm über das spiegelblanke Parquet.

So war's einmal und ähnlich war's oft. Das konnte Frau Martha doch gar nicht begreifen.

Im Schlosse gab es allerlei Herrlichkeit und Belustigungen, überall Leben, wie der Baron sagte, denn ohne Leben könne er nicht sein.

Allerdings, auch Martha konnte ohne Leben nicht sein, aber sie hätte gar so gerne auch noch ein wenig Traulichkeit, Häuslichkeit und Gemüthlichkeit dazu gehabt.

„Du machst Ansprüche!“ sagte ihr Gemahl.

„Es ist mir um meine Pflichten,“ versetzte sie bescheiden, „ich möchte Dir ein recht schönes Daheim bereiten, daß Du nicht immer bei fremden Leuten Deine Freude suchen müßtest. Du bist nicht einmal so viel bei mir, daß ich Dir zeigen könnte, wie ich Dich lieb habe und wie ich Deine dankbare Martha bin. So sitze ich ganz allein.“

„Allein? Ich hoffe, daß Deine Gesellschafterin —“

„Von der ich Französisch lernen soll!“ unterbrach ihn Martha, „lieber Franz, ich habe mir Mühe gegeben, aber ich kann nicht. Mein Sinn will bei den fremden Wörtern nicht bleiben, ich denke immerfort an Dich und an das Kind —“

„Ich aber wünsche, meine Liebe, daß ich Dich zur nächsten Wintersaison in der Stadt werde vorstellen können.

„Im nächsten Winter wird ja das Kind schon sein,“ sagte sie.

„Das Kind wird eine Amme haben und soll Dich nicht hindern, der Gesellschaft zu leben.“

„Franz,“ sagte Martha und erhob sich von ihrem Sitze, „wenn Du glaubst, daß ich mein Kind werde im Stich lassen, so kennst Du mich nicht. Ich will Alles thun, was Du mir befiehlst, denn Du bist mein Herr, aber das kann ich nicht. Mir hat's weh gethan, daß Du mir Deine erste Ehe verschwiegen hast, und verschwiegen, was Du von der Ehe hältst,

mir ist das Treiben in diesem Schloß ein Greuel, im ganzen Haus kein redliches Gesicht, kein redliches Wort, kein braves Arbeiten und kein Beten und kein rechtes Lachen. Alles vorgemessen, Alles verdeckt und verblümt und dahinter nichts Rechtschaffenes. Und der Hochmuth ist auch zu groß; arme Leute werden verachtet und verspottet und es ist ein Abscheu vor ihnen da. Die Thiere werden besser gehalten in Deinem Schloß, als die armen Leut'. Das ist nicht recht."

„So brauchst Du Dich darum ja nicht zu kümmern, meine Liebe."

„Ich bin nur für Dich, Franz, aber Du selbst machst es nicht anders als Deine Diener, sagst Jedem in's Gesicht was Gutes, daß man meint, Du wärst sein größter Freund, und ist er Dir aus den Augen, so weißt Du ihm Uebles. Du lädst Leute in Dein Haus und zu Deinem Tisch, die Du nicht leiden magst. Du bist ein Mann und getraust Dir kein offenes Wort zu sagen. Du hast keinen Zorn für die Niederträchtigkeit und keine wahrhafte Gutheit, wo sie hingehört. Wozu bist Du denn Herr, wenn Du Dich nicht getraust, so zu reden, wie Du Dir denkst?"

„Liebes Kind," unterbrach sie der Baron, „das verstehst Du nicht. Du hast keine Ahnung von Umgangssitte und was ich meinem Namen, meiner Stellung schuldig bin. In Allem und Jedem — und das magst Du Dir auch für Dich merken — muß das Decorum gewahrt werden. Die Welt betrügt ja selbst und sie läßt sich mit lachenden Lügen gerne betrügen."

„Aber Dein Weib solltest Du nicht betrügen," sagte sie, „solltest ihr's zum mindesten offen sagen, wenn Du es mit einer Andern hältst."

Sie hatte geglaubt, der Mann würde bei diesem Vorwurf wie ein ertappter Sünder zusammenfahren, zerknirscht eingestehen, oder sich empört stellen und leugnen.

Nichts davon. Er blickte sie mit lauerndem Auge an, spielte mit seinem Uhrkettchen und sagte dann: „Wenn Du es ohnehin weißt, mein Herz, wozu hätte ich Dir's noch sagen sollen? Ich beabsichtige ja vor Dir kein Geheimniß daraus zu machen. Wir wollen uns gegenseitig nicht binden, sondern unseren Liebhabereien nachgehen nach eigenem Verlangen, im Uebrigen selbstverständlich nach außenhin jedes Aergerniß vermeiden. Das Verhältniß braucht sich darum ja nicht zu ändern. Der Zwang in Herzenssachen ist ein Vorurtheil und schadet der Liebe mehr, als er nützt. Ehegatten sind sich Rücksichten schuldig, und die feinste Rücksicht ist, wenn Eins stillschweigend die Freiheit des Andern respectirt. Das sind die vernünftigen Ehen und darum auch die glücklichen."

Nach diesen Auseinandersetzungen wartete der Baron ein Weilchen, was Martha entgegnen werde. Da sie sich aber stillschweigend auf ihren Sitz niedergelassen hatte, bewegungslos dasaß und kein Wort sagte, so verließ er das Gemach.

Er ritt aus und kam spät nach Hause. Als er am andern Tage in das Zimmer seiner Frau trat, um ihr den Morgenkuß zu reichen, war sie nicht mehr da. Rasch öffnete der Baron den Schrank, in welchem ihre Habseligkeiten, die sie von ihrer Heimat mitgebracht hatte, verwahrt worden waren. Dieser Schrank war leer.

Da sann der Ehemann: Sollte es möglich sein? Sollte sie ihren Vortheil so sehr mißkannt haben? Die verletzte Eitelkeit! Durchgegangen! Einer solch horrenden Rücksichtslosigkeit ist wahrlich nur die Bauerndirne fähig. Die Bauerndirne hat mich verschmäht — 's ist eine Schande.

Secretär Rosenauer wußte was Anderes zu sagen.

„Mit Der," sagte er, „haben Sie es nicht schlecht getroffen. Eine Andere hätten Sie nicht eher vom Hals gebracht, als bis Sie ihr alle Pretiosen in den Schoß geworfen, verschiedene Rechte verbrieft und gute Revenuen zugesichert haben würden. Sie werden sich wohl noch erinnern, was Ihnen die Baronin Finkow für Unannehmlichkeiten machte. Ja, ja, wenn ich nicht fürchten müßte, daß sie nochmals zurückkehrt — was bei durchgegangenen Frauen sehr häufig vorkommen soll — so könnte ich nur gratuliren."

„Wenn ich bedenke," sagte Baron Rainau, „in welchen Umständen, und daß mir die Erwartung, endlich einen Sprößling in den Armen wiegen zu können, schon lieb geworden ist, so wird mir völlig katzenjämmerlich."

„Was das Kind anbelangt," entgegnete Herr Rosenauer, „das schickt sie Ihnen. Das schickt sie Ihnen auf jeden Fall. Im Schloß hat es der Wurm besser als unter dem Strohdach, dann wird er Baron oder Baronin. Dem Kind solche Sachen entziehen, so gewissenlos ist keine Mutter, die ihr Kind liebt. Ich kenne die Mütter."

Der Baron wartete. Martha kam nicht und schickte nichts und ließ nichts von sich hören.

Sie war zu ihren Eltern gezogen in's kleine Haus. Ohne Klage und ohne Gram zu zeigen war sie zurückgekehrt. „Ich passe nicht zu einem solchen Herrn," das hatte sie gesagt.

Aber als das Kindlein kam und es in seiner nackten Armseligkeit ohne alle Titel und Mittel war, da schüttelten die Eltern gar bedenklich den Kopf. Martha schwieg still und hegte und liebte das Knäblein, und erwarb sich nebenbei durch Handarbeiten das Brot. Jetzt durfte sie ja wieder arbeiten, so war ihr guter Humor längst zurückgekehrt.

Da begab es sich eines Tages, daß der Herr Rosenauer in das kleine Haus kam und der Frau Martha die Hand küssen wollte. Sie zog aber ihre Hand zurück und fragte was er begehre?

So richtete der Mann die Botschaft seines Herrn aus. Der Herr Baron habe endlich den Gram, den ihm Frau Martha durch ihre Flucht bereitet, halb und halb verwunden. Er wolle sein gutes Recht nicht versuchen, sondern verzeihe ihr und wünsche, daß es ihr stets wohl ergehen möge. Er könne aber nicht umhin, ihr einen Geldbetrag zugehen zu lassen, um die Kosten zu decken, die ihr sein Kind gemacht habe. Gleichzeitig jedoch gebiete ihm die Pflicht des Vaters, den Knaben zu sich zu nehmen, um ihn standesgemäß zu erziehen. Und Herr Rosenauer, den sie ja sehr gut kenne, sei nun da, das Kind in Empfang zu nehmen.

Das nur wenige Monate alte Knäblein schlief zur selben Stunde in einer Nebenkammer, gehütet von der Großmutter.

Auf die Rede des Herrn Rosenauer sagte Martha: „Kehren Sie zu Ihrem Herrn und Freund zurück und sagen Sie ihm: Sie hätten das Kind nicht gesehen. Sie hätten wohl mit der Mutter gesprochen und diese hätte gesagt: Das Kind kommt nicht von meiner Seite. Ein Mann, der als Ehegatte unbrav ist, kann kein braver Vater sein. Keinem Waislein möchte ich wünschen, daß es in einem Haus aufwachsen sollt müssen, wo Alles Unredlichkeit und falscher Schein ist. Daß er fechten und reiten lernt, das thut's nicht, daß er feine Kleider hat und in den Säcken Gold, das thut's nicht. Daß er ein vornehmer Schloßherr wird, das braucht mein Knabe nicht. Er bleibt bei der Mutter und muß brav sein und lernt arbeiten. Ich will, daß mein Kind ein Mensch wird, der's nicht nöthig hat, sich auswendig anders zu zeigen,

als er inwendig ist. So lange es sein kann, bleibt das Kind bei mir, dann geb' ich es in einen ordentlichen Bauernhof. Der Baron ist ihm schon beim ersten Bad weggewaschen worden. Das sagen Sie Ihrem Freund. Und das Geld stecken Sie nur ein, ich brauch' es nicht."

Als Herr Rosenauer aus dem Hause war, klatschte er mit der Zunge. „Wer hätte ihr's im Schloß angesehen, daß sie ein so saures Weibsbild ist! Sie giebt den Balg nicht weg? Sie hat Recht, aber sie ist dumm. Wer wird denn seinem eigenen Kind zum Glücke hinderlich sein? Halt! — Halt! — Was ist das für ein Gedanke! Halt! sag' ich, oder Du wirst niedergeschossen!" So redete der Herr Rosenauer zu sich selbst, dann stand der Gedanke und ließ sich ausbeuten.

Herr Rosenauer ist nicht allein der Freund des Barons und sein Privatsecretär, er ist auch Einer für sich allein. Er hat keinen vertrauten Privatsecretär, darum muß er seine Geheimnisse selber tragen — sind auch am besten verwahrt. Herr Rosenauer ist Junggeselle, weiß man, aber er hat seine ganz besondere Auffassung von der Ehe. Baron Rainau's Ehen hatten nach außen hin einen guten Schein und waren inwendig hohl. Von Herrn Rosenauer's Ehe wußte die Welt nichts, aber sie war doch und hatte einen respectablen Kern. Er hätte es ja sagen können, es hätte ihm Niemand was übel genommen, aber in solchen Dingen ist's besser, man spricht nicht davon. Und hier traf's sich so gut! —

Also der Gedanke war ausgebeutet, Herr Rosenauer schlug einen Umweg ein und am nächsten Tage war er im Schlosse Rainau und hatte das Kind bei sich.

Es war ein drei Monate alter, gesunder Knabe. „Aber," berichtete Herr Rosenauer, „es hat Mühe gekostet, seine Mutter

wollte ihn nicht lassen. Mit List, durch eine dritte Person bin ich des Kleinen habhaft geworden."

Somit war Herr Rosenauer für alle Fälle gedeckt. Da er ein praktischer Mann war, so hatte er sich auch vom Kirchensprengel an der Lansach die Urkunden verschafft, die zum Kinde der Martha gehörten.

Der Baron blickte den Kleinen mit sonderbaren Gefühlen an; es war ja das erste Kind, das er sein nannte.

Alsogleich nahm er ein Schärchen von Hegerinnen und Pflegerinnen auf, als ob deren Viele die Eine ersetzen konnten, die von der Wiege bis zum Grabe einzig ist und unersetzlich.

Der Baron ging wie vor und eh seinen Passionen nach und im Schlosse war es wie immer lebendig und heiter — der tiefen Schäden nicht zu gedenken, die in den Herzen und Charakteren saßen, aus denen es bisweilen grauenhaft aufschrie, bis sie wieder durch Lärm und Glanz betäubt werden konnten.

* * *

Die Eltern der Martha waren alt und starben rasch nach einander, denn das war eine Ehe gewesen, die der Himmel geschlossen, und die also der Tod nicht lösen konnte. Das war ein Leben gewesen voll Arbeit und Kümmerniß, reich an Nöthen und Schmerzen — und doch ein glückliches Leben, denn die beiden Gatten hatten sich im Stillen lieb gehabt und sich nicht betrogen. — Nun war Martha mit ihrem Kinde allein und machte Anstalt, das kleine Haus zu verkaufen. Sie besann sich so: Was will ich da? Was wird sein, wenn das Kind aufwächst? Da werden die Leute ihm sagen: Dein Vater ist ein hoher Herr, Du könntest es auch sein, könntest in Deinem Schloß wohnen; Dein Vater hat

Dich nehmen wollen, aber Deine Mutter hat Dich in der Niedrigkeit zurückbehalten. Eine solche Mutter hast Du! So werden sie sagen und der Sohn wird die Mutter mit Vorwürfen überhäufen und unzufrieden sein im niedrigen Stand. — Die Leute wissen Alles und so muß es kommen, wenn sie mit dem Kinde in der Gegend bleibt. Sie will in ein entferntes Thal ziehen, wo sie Niemand kennt und dort arbeiten und ihren Anton aufwachsen lassen, ihn anhalten zur Arbeitsamkeit, Bravheit und darauf achten, daß er ein warmes, frohes Herz hat.

So dachte Martha und so that sie.

Mittlerweile wurde im Schlosse Rainau der junge Herr mit allem flunkernden Tand überschüttet, wie ihn die Liebe giebt, die inwendig hohl ist. Das Erste war, daß der bäuerliche Name Anton gegen einen eleganten vertauscht wurde. Louis Amand! Wenn der Baron das Bedürfniß hatte, zu kosen und zu streicheln, so ging er nun nicht mehr in seinen Pferdestall oder zu seinen Jagdhunden, nein, er hatte ein Vaterherz, er ging zu seinem Kind und war mit demselben zärtlich über alle Maßen. Er achtete nicht darauf, wenn das unter weichen, feilen Händen athmende Kind des Vaters bedurfte, sondern suchte es nur auf, wenn es seine Laune verlangte. War der kleine Louis Amand einmal krank, so daß er sein possirliches Gehaben verlor, so meinte der Baron: für ein krankes Kind schicken sich erfahrene Frauen besser, als ein Mann; ich kann ihm nichts zugute thun, es hat nichts von mir, wenn es krank ist, so will ich es gar nicht stören. — „Das kranke Kind hatte nichts vom Vater," das war's aber nicht; er hatte nichts vom kranken Kinde, das war's. — Alle Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die ein Kind bringt, lehnte er ab, ging ihnen aus dem Wege. Als der

Knabe später launisch und störrisch wurde, ließ er ihn überschütten mit Zerstreuung aller Art und kümmerte sich nicht weiter darum. Er sorgte für sein Kind, das sagte er selbst, er wollte es zu Glanz und Ehren erheben, es sollte ja seinen Namen weiter tragen, seinen Reichthum genießen. Und der Sport! Der aristokratische Sport, das war eine Hauptsache. Die besten Reit-, Tanz- und Fechtmeister selbstverständlich! Abhärtung im Wettreiten, Jagdvergnügen, wichtige Dinge! Und eine Freundin, später, eine Freundin! Der Natur muß vernünftigerweise Rechnung getragen werden. Oh, der Baron sorgte für sein Kind. Und der Verkehr zwischen Vater und Sohn, wie höflich und fein! Ein sehr wohlerzogener junger Mann! sagten die Einen; ein überaus guter Vater, sagten die Andern. Das will ich ja sein, dachte Baron Rainau bei sich, aber der Teufel hol' mich, wenn mir das ganze Zeug eigentlich nicht verflucht gleichgiltig ist!

Weniger gleichgiltig war es dem Herrn Privatsecretär Rosenauer. Er hatte wirklich seine Freude daran, wenn er den wohlgewachsenen und in seinem ganzen Benehmen so wohlgearteten jungen Baron anblickte.

Nach seiner Mutter hatte der junge Herr während seines Lebens ein- oder zweimal gefragt, sich aber mit dem Berichte über ihre Abstammung und ihre Flucht aus dem Schlosse zufrieden gegeben, sich weiter nicht um sie gekümmert. Er hatte sie ja kaum gesehen; sie hatte ihn von sich geben können, hatte ihn vergessen; was soll er einer solchen Person schuldig sein? Mutterliebe — Kindesliebe? Kindermärchen!

In seinem achtzehnten und neunzehnten Lebensjahre war Baron Louis Amand just mitten im lustigsten Leben. Zweimal vom Pferde gestürzt, einmal im Duell verwundet, das war der Pfeffer im süßen Brei. Dann ging's aber rasch, wie

es nach Uebersättigung so oft geht. Im einundzwanzigsten Jahre schlug es um und in seinem vierundzwanzigsten hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß das Leben des Athemholens nicht werth sei.

Daß zur selben Zeit sein Vater starb ohne bestimmte Angaben über sein vorhandenes Vermögen zu hinterlassen, war nicht geeignet, seinen Mißmuth zu verscheuchen. Eine allmählich eingetretene Kränklichkeit und Reizbarkeit machte den jungen Mann in heiteren Gesellschaften leicht entbehrlich. Er zog sich auf sein Schloß zurück, um dort, des eigenen Unbehagens Sklave, sein Hauspersonale und seine Dienerschaft mit üblen Launen, unbilligen Anforderungen, Bosheiten und Rohheiten zu quälen.

Frühgenossene Süßigkeiten des Lebens stehen früh ab und erzeugen Gift. Ein junges Gemüth, das nur mit Schminke und Flunker gestillt, das nur dem Egoismus Anderer, der schalen Form und Convenienz geopfert wird, überall mit Schmeicheleien abgespeist, mit Heuchelei bedient wird und nirgends geliebt, nirgends mit dem Herzen gesucht und getragen, ein solches Gemüth, und wäre es selbst ein echtes und tiefes gewesen, vertrocknet oder verbittert sich und wird Gift. Es wird zu Gift und wirkt moralisch genau so, wie die Gifte im Pflanzen- und Mineralreich physisch oder chemisch: es ätzt, zersetzt, zerstört.

Und so ging der junge Baron Louis Amand auf dem Schlosse Rainau herum, mit gelbem Gesicht, stechendem Auge und schneidender Zunge — alle Fröhlichkeit um sich wegblasend, alle etwa für ihn aufkommende Neigung zerstörend — ein wandelnder Giftbaum. Da ihm Alles, was vor sein Gesicht kam, Aerger bereitete, so wollte er die Dinge und Personen, die noch mit den alten, ihm verhaßten Verhältnissen

zusammenhingen, aus seinen Augen schaffen. Er räumte auf: die Dienerschaft mußte fort, die Beamten mußten fort; da traf's auch den alten Privatsecretär seines Vaters, den nun längst grau, klein und höckerig gewordenen Herrn Rosenauer.

Dieser war über die plötzliche und barsche Kündigung seiner Stelle etwas überrascht, aber nicht erschrocken, durchaus nicht erschrocken. Es war in seinem Zimmer, da ihm der junge Herr die Entlassung anzeigte. Er stellte sich nur so hin vor den Baron, so stramm und gerade, als er eben noch stehen konnte, tupfte ihm mit dem Zeigefinger auf den Arm und sagte sehr ruhig: „Mein junger Freund, mich wirst Du aus diesem Hause nicht vertreiben."

Das war unerhört. So hatte Baron Louis Amand mit sich noch nicht sprechen gehört. Und von einem Untergebenen! Von einem Diener, der auf das Gnadenbrot angewiesen ist! Vor einer solchen Frechheit war er blaß und stumm geworden; am ganzen Körper zitternd vor Zorn, deutete er mit der Hand nur gegen die Thür: „Da hinaus! Augenblicklich hinaus!"

„Laß das, Amand," sagte der Secretär, „ich habe noch nicht meinen Verstand verloren und weiß, was ich sage und woran ich bin. Du willst mich jetzt zur Thür hinaus stoßen, ich aber sage Dir, Du hast kein Recht dazu. Ich bin ehrlich aufgenommen worden, und das schon vor mehr als dreißig Jahren; Du bist in's Haus geschmuggelt worden. Du bist kein Baron Rainau, mein lieber Junge, Du bist ein Wechselbalg."

Die überzeugende Kaltblütigkeit, mit der diese fürchterlichen Worte gesprochen wurden, warf den Baron nur so hin auf das Sofa und er starrte den alten kleinen Herrn hilflos an. Dieser ließ ihn nicht lange in solcher Lage. Er setzte

sich zu ihm und faßte seine Hand, was der halb Ohnmächtige ruhig geschehen ließ. Hernach hat Herr Rosenauer Alles erzählt.

„Ja, mein junger Herr, nun weißt Du es. Daß Du der Sohn des Herrn Barons nicht bist, das wäre zu beweisen oder auch nicht zu beweisen, wenn es in diesem Falle nicht verdammt gleichgiltig wäre. Aber daß Du auch der Sohn der dem Baron ehelich angetrauten Martha nicht bist, das stürzt Dich. Es soll Dich aber nicht stürzen, denn der Einzige, der es außer Dir weiß und Macht hätte, bei dem plötzlichen, testamentslosen Hingange des alten Barons Dir zu schaden, der thut es nicht, denn wer wird sein leibliches Kind verderben wollen? Es ist ja nur die Vaterliebe gewesen, die eine unvergleichliche Gelegenheit wahrnahm, nachdem der Bettelstolz auf Rang und Reichthum verzichtet hatte. Daß Du Dich in den Taufschein jenes Knaben fandest, oder der Taufschein sich in Dich, das verdankst Du der Natur; alles Andere, was Du jetzt bist und besitzest, verdankst Du Dem, den Du vorhin zur Thür hinauswerfen wolltest."

„Nun wird es Dir klar sein, mein Sohn," schloß der Secretär, „daß ich auf lebenslang in diesem Hause bleibe und mir der junge Herr Baron Rainau eine gewisse Rücksicht bewahren wird. Du wirst Beweise haben wollen, ich erbringe sie Dir; ich nenne Dir Deine Mutter, auch steht Dir offen, Frau Martha aufzusuchen und Dich zu überzeugen, daß sie ihr Kind nicht in's Schloß Rainau gab. Das Alles und noch mehr kannst Du erfahren. Unter vier Augen laß mich nun aber meine Freude darüber gestehen, daß sich Vater und Sohn gefunden haben."

Louis Amand war während der halben Stunde, da der Privatsecretär erzählt hatte, ein Anderer geworden. Der Schreck

war aus seinem Antlitze gewichen; ein unendlicher Hohn hatte auf demselben seinen Sitz aufgeschlagen.

„Mein Vater!“ sagte er und breitete seine Arme aus, „Du bist ein herrlicher Schurke. Ich bin eine elende Creatur, ich verdiene viel, aber einen solchen Vater verdiene ich nicht. Dieses schöne Schloß Rainau willst Du mir schenken und die Freiherrnkrone dazu? Wicht, der Du's selber nicht hast! — Mir ist das Rückenmark ausgesogen, die Seele ausgebrannt. Hättest Du mich in der Dachkammer gelassen, ich könnte noch leben. Ich höre, daß es da unten bei den niedrigen Ständen Leute giebt, die glücklich sind. Wenn das wahr ist, dann sei verflucht. Ich wollte kein Baron sein, sondern ein zufriedener Mensch.“

„Das also ist der Dank für die Gefahren, denen ich mich Deinetwegen ausgesetzt habe?“ rief Herr Rosenauer.

„Hole Dir meinen Dank vor Gericht.“

Da lachte der Secretär auf und sagte: „Früher müßtest Du ihn erst bei Gerichte hinterlegen. Das wirst Du bleiben lassen.“

„Ha, Du kennst mich gut, Scheusal. So habt Ihr mich zugerichtet, daß ich nicht einmal den Muth finde, das, was ich als Recht sehe, durchzuführen. Ich hätte mich ja sonst lange schon erschossen.“

„Beruhige Dich,“ sagte der Secretär, „bei kaltem Blute ist die Sache nicht so böse. Gehe jetzt in die frische Luft und denke ruhig nach. Ein vermögender Mann zu sein ist nie von Uebel, man kann ja schlichten, geben, schenken.“

„Gut,“ murmelte Louis Amand nach einem langen Nachdenken, „man kann geben. — Mensch, wenn Du noch eines einzigen wahren Wortes fähig bist, so sage mir, wo Frau Martha lebt. Ich will sie sehen, will fragen, wo ihr Kind ist.“

„Wir wollen darüber ein Weilchen verstreichen lassen, Amand. Jetzt bist Du nicht gefaßt genug, um vernünftig zu handeln. Später, später!“

Später.

Der Baron ließ einspannen und fuhr rasch davon. Der alte, gekrümmte Herr blickte dem Wagen mit Mißmuth nach. — „Wenn er einen dummen Streich macht! Er ist krank, verwirrt, er ist irre. Ob sich das im Nothfalle benutzen ließe? Einstweilen bringen wir in Sicherheit, was zu bringen ist. Auf die Wälder und Eisenwerke warten schon lange Käufer. Losschlagen! Ist er unbesonnen, so will ich klug sein.“

* * *

Es war seine Mutter, da hatte er ihrer vergessen. Es war nicht seine Mutter, da suchte er sie. Das Kind hatte kein böses Gewissen gefühlt; den Fremden jagte es von Thal zu Thal, und er konnte sie, die er suchte, lange nicht finden.

Endlich war er ihr auf der Spur; man wies ihn in's tiefe Gebirge hinein, wo kein Weg mehr war für seinen Wagen. Das Gefährte mußte umkehren, Louis Amand ganz allein ging zu Fuß weiter, um das Weib Martha zu suchen.

Er mußte endlich einen Berg hinan; er war müde, aber ein inneres, ihm bisher unbekanntes Drängen peitschte ihn voran. Plötzlich, im Wald und Strupp, durch den der holperige Fußsteig führte, stand ein alter Bettler vor ihm. Dieser breitete die Hände aus wie zu einer Umarmung; schlug sie jedoch in der leeren Luft wieder zusammen und rief: „Herr Jesus, ein alter Bekannter! — Ja, ja, Zeitgenosse, ich kenne Dich. Du bist der größte Grobian und Bedientenschinder unter allen sieben und neunhörnigen Herren, die mein gewesen

sind. Der Thomas, wenn Du Dich erinnerst, den Du vor zwei Jahren so niederträchtig verjagt hast. Warum, das wirst nicht mehr wissen. Aber ich. Für so Sachen hab' ich einen guten Kopf. Du hast mich jahrelang verschandirt. Da hab' ich einmal ein Wörtel gesagt, ein ganz klein Wörtel — biff, lieg' ich draußen vor der Thür."

„Lassen Sie mich meines Weges!" rief der Baron.

„Es geschieht Dir nichts, Bursche!" fuhr der Bettler fort und stützte seine Hände und sein struppiges Kinn auf den Stock; „Ihr Vornehmen verlanget ja, daß der Diener vornehmer denken soll als Ihr selber, und Euer Geschimpfe und Geprotze und Euch wie eine Straf' Gottes ertragen. Für die paar Gulden monatlich müssen wir treu und verwendbar sein und Eure Wünsche machen. Und habt oft schon verteufelte Wünsche Ihr! Für die paar Gulden müssen wir Philosophen sein und denken: er ist der Herr, er versteht's nicht besser, ich bin der Diener, ich muß gescheiter sein. Und hat keine Lehr' und Studie gehabt, Unsereins! Und soll Alles leisten und sich Alles gefallen lassen, Unsereins! Wird oft schier verzagt, Unsereins! Jetzo bin ich selber Freiherr, wie Du siehst, und Du mein Unterthan, weil ich stärker bin, wie Du. Geschieht Dir aber nichts. Weiß gleichwohl, Du hast heute einen wichtigen Gang da hinauf zum Kreßhäusel, wo die Frau Baronin wohnt — das Bauernweib, das Du lang zu Deiner Mutter gebraucht hast, damit Du einen rechten Mann hast spielen können."

„Sie wissen was?" fragte der Baron, der seine Ruhe bewahrt hatte, wie das bei nervösen Naturen häufig vorkommt: bei Kleinigkeiten brausen sie auf und schreien Zeter und Mordio, von der Wucht eines wirklichen Unrechtes, das ihnen geschieht, sind sie wie betäubt, ruhig, oder haben darüber

sogar eine Art Wohlgefühl, wie eine Ahnung davon, daß Unrecht leiden größer ist, als Unrecht thun.

„Sie wissen was?“ fragte der Baron.

„Freilich weiß ich's, daß Du im Nest Rainau ein Kukuksei bist. Der Rechte thut steingraben, da oben auf dem Berg.“

„Er lebt?“

„Und sogar recht lustig.“

„Und Sie haben ihm wohl Alles gesagt?“

„Nichts hab' ich ihm gesagt. Euer Gnaden, gar nichts hab' ich ihm gesagt. Dafür hab' ich ihn viel zu lieb, den Kreß-Anton, ich mag ihm keinen Unfried stiften.“

„Thomas,“ sagte nun der Baron, „wenn Du reich wärest, könntest Du hingehen und Deinen Reichthum, und Deinen Stand und guten Namen und Alles was Du hast, einem fremden Bauersmann in den Schoß werfen? Könntest Du das?“

„Wenn ich reich wäre, meinst?“

„Und vornehm!“

„Und einen guten Namen hätte, meinst?“

„Einen geachteten Namen!“

„Und auf einmal wie ein Gauch dastehen sollte, meinst?“

„Könntest Du das, Thomas?“

„Ich glaube — nein. Und Du kannst es auch nicht.“

„So wollen wir uns doch einmal messen, hochmüthige Bedientenseele. Wenn ich will, so kann ich's.“

„Wenn Du das kannst, Herr, daß Du dem Kreß-Anton giebst, was sein ist, nachher, Euer Gnaden, nachher meinen Respect.“

„Nimm! Nimm hier, und gehe Deines Weges!“ sagte der Baron und hielt dem Bettelmann ein Silberstück hin.

Der Thomas starrte auf das Geld und dann auf den Geber und sagte nun: „Hast ihn gefragt? — Hast den Anton gefragt, ob Du's verschenken darfst? — Geh', steig nur hinauf zu diesem Haus da oben. Und wenn Du herab kommst und selber ein armer Mann bist und willst mir was schenken — nachher nehm' ich's und wollen miteinander gut Freund sein. Das Haus dort unter den Eschen, das ist's. Ihr Diener."

So sind sie auseinandergegangen.

Als Louis Amand zu dem Hause kam, wo Frau Martha mit ihrem Sohne wohnen sollte, war er immer noch nicht entschlossen, was er thun werde. Die Leute blos ansehen und ausforschen? Oder sich zu erkennen geben und Alles sagen? O gern, von Herzen gern wollte er ein braver Mann sein! Aber Alles dafür geben müssen, Alles! Er ist noch jung und will leben. Er ist nicht Schuld daran, daß er an Glanz und Reichthum gewöhnt wurde; vielmehr diese Martha mit ihrem Verhältnisse zu Rainau ist daran Ursache — wer also kann von ihm verlangen, daß er ärmer werden sollte, als der Aermste im ganzen Land? Diese Leute da oben hingegen sind für die Armuth abgehärtet und dem Reichthum nicht gewachsen. Er will sie sehen, vielleicht läßt sich ihnen so nebenbei was Gutes thun, aber sie sollen von Allem nichts wissen.

Wie der Eigennutz allemal die stichhältigste Philosophie hat, so glaubte sich Louis Amand mit ähnlichen Erwägungen beruhigt zu haben.

Er kam in das Haus, das auf der halben Höhe eines steilen Berges lag. Es war von ein paar Wirthschaftsgebäuden und Eschen umstanden, weiters war der Boden kahl und fahl das Gras von der Sonne ausgebrannt. Um ein gut Stück tiefer, als das Haus stand, unten an der Lehne, floß eine

Quelle aus den Spalten einer Felswand. Von diesem Brunnen kam ein schon ziemlich betagtes Weib herangestiegen, in der Hand einen festen Stock regierend und schnaufend unter der Last eines Kübels, den sie auf dem Rücken trug.

Frisches Wasser brachte sie, wovon sich der Mann nun einen Trunk ausbat.

„Halt ja, halt ja!“ antwortete das Weib bereitwillig, „mit frischem Wasser können wir schon aufwarten da heroben auf unserm Berg.“ Sie reichte ihm den Krug mit feinerer Manier, als man das an einer Bäuerin zu sehen gewohnt ist.

Hierauf begann sie im Hause zu arbeiten und sprach mit dem Fremden, der am Tische saß und sich die fast kümmerlich einfache Wirthschaft betrachtete. Bald hatte er die Gewißheit, daß er im Hause der Martha war.

„Seid Ihr denn so ganz allein hier?“ fragte er dann.

„Ich?“ sagte das Weib, „Gott bewahre, allein bin ich nicht. Zwei sind oben auf der Lehnten und thun Steine ausgraben, Einer ist von der Schule noch nicht heim. Eine ist im Heidelbeerbrocken aus, und Einer schläft da drin.“

Der da drin — in der Nebenkammer — schlief, das war ein kleines Kind, der Enkel von der Martha. Die oben auf der „Lehnten“ Steine ausgruben, davon war ein's der Vater vom Kind und der Sohn von der Martha, und die mit ihm arbeitete, das war sein Weib. Als Louis Amand von der Hausthür aus hinaufschaute, wie sie in der heißen Nachmittagssonne oben die Steine aus dem Grunde wühlten, um diesen Grund in ein Kornfeld zu verwandeln, war ihm, als bringe ihn schon das Zusehen allein zum Schwitzen.

Als sie am Abend heimkehrten, wobei das junge Weib einen Jodler trillerte und der Mann mit dem Schulknaben scherzte, war Louis Amand noch im Hause.

„Wo ist Euer Mann?“ hatte er mit erkünstelter Unbefangenheit die Martha gefragt, worauf er die kurze Antwort erhielt: „Der lebt nicht mehr.“

Da der Fremde nicht fortging, so bereiteten sie ihm im Dachzimmer ein Bett und luden ihn ein zur Abendsuppe, die sie Alle mit Appetit und ungezwungener Fröhlichkeit aus einer gemeinsamen Schüssel verzehrten. Da der Fremde dankend ablehnte, so schaute ihn der Mann — der Besitzer des Kreßhauses, der Anton war's — besorgt an und sagte: Der Herr ist nicht recht gesund.

Das war das einzige Wort, welches der etwas schweigsame, aber nichtsdestoweniger munter dreinblickende Bauer an diesem Abende zum Fremden sagte. Und wie gewichtig es war, das fühlte Louis Amand erst recht, als er auf dem kühlen Strohbette lag — in der Kammer des Berghäusleins, so müde und abgespannt, so im Innersten verödet und gebrochen, so elend und verlassen.

Er schlief die Nacht nicht, er wollte aufstehen und heimlich davongehen, aber es schüttelte ihn der Fieberfrost, und als der Morgen graute, war er nicht mehr im Stande, das Bett zu verlassen. Jetzt hatten sie einen kranken Mann im Hause. Sie fragten nicht, wer er sei. Die Frauen bedienten ihn mit labenden Mitteln. Der Anton stand auch mehrmals am Bette und gab in unbeholfenen Ausdrücken seine Rathschläge. Die Kinder blickten den Kranken treuherzig an und wehrten ihm mit einem Hollerzweig die Fliegen und gaben ihm zu trinken. Es war — wenn Louis Amand so still dreinsah und sann — fast traulich im dunklen Gemache, und als er so die liebreiche Sorgfalt der fremden Leute um sich sah, da wurde ihm so warm, so warm inwendig — und auf einmal rannen über seine Wangen Thränen herab.

Und — er verbarg's zwar rasch — doch, als sie sahen, daß er weine, wurden sie gar still um ihn herum und endlich fragte ihn Martha mit einer überaus gütigen Stimme, ob er denn einen großen Schmerz habe, oder sonst ein Anliegen, das sie etwa mildern könnten?

Da hat er das Weib bei der Hand genommen und mit raschen, stürmischen Worten Alles gesagt, Alles bekannt.

Das junge Weib war entsetzt über solche Fieberphantasien. Aber Martha sagte: „Das sind keine Fieberphantasien. Es ist Alles wahr. O mein Anton, thu mich nicht verdammen, daß ich Dir's verschwiegen habe. Dein Vater ist nicht ein Holzhauer gewesen, der in Deiner ersten Kindheit verstorben wäre. Dein Vater ist ein vornehmer Herr gewesen, mein ehelicher Mann. Wir sind auseinandergegangen und ich habe Dich ihm nicht mögen vertrauen. Thu' mir's nicht verdenken, mein Sohn!"

Jetzt wendete der Anton etwas schwerfällig seinen Kopf und sagte: „Nichts Neues, das. Weiß ich schon lang."

„Sie wußten es und haben sich nicht gerührt?" rief der Fremde.

„Möcht wissen, warum," sagte der Anton trotzig. „Wenn's anders wäre gewest, so hätt' ich Die nicht," er deutete auf sein Weib, „und Die nicht," er wies auf seine Kinder.

„Wenn Sie aber jetzt in's Schloß gingen?" meinte der Kranke.

„Wer, ich?" fragte hierauf der Anton etwas zähe, „was meinst, Sepha?"

„Ich? Ich sagst?" kichelte das Weib und bedeckte mit den flachen Händen ihr Gesicht. „Ich eine Schloßfrau? Hi hi, da müßt sich Eins doch schämen."

„Aber Geld wenn uns der Herr geben will!" sagte der Anton

Auf Weiteres haben sie sich nicht eingelassen. Als jedoch der Anton und sein Weib wieder zu ihren Steinen hinaufgestiegen waren, hat sich Frau Martha zum Kranken gesetzt und ihn mit feuchtem Auge gebeten, daß er ihr erzähle vom Baron Rainau, wie seine letzte Lebenszeit gewesen, und wie er gestorben sei.

Louis Amand ist nicht mehr aus dem Kreßhause gegangen, ist nach seiner Ankunft am neunten Tage in demselben verschieden. Nach einer Schrift, die er hinterlassen, waren die Leute aus dem Kreßhause Herren aller Güter, die zu Rainau gehörten. Aber als sich Advocaten dran machten, die Dinge zu vermitteln, da war nicht viel zuwege. Es war Alles verkauft, verschuldet und verschrieben, und von baarem Gelde oder Guthaben waren Urkunden gar nicht vorhanden. Herr Rosenauer, der Privatsecretär, hatte sich in die Stadt gezogen und lebte dort als Rentier.

Das Schloß Rainau wurde unter Gläubigern versteigert und was wirklich übrig blieb, das reichte gerade aus dazu, daß sich Anton im Thale der Lansach einen schönen Bauernhof kaufen konnte.

„Ein Bauernhaus für ein Herrenschloß!“ sagte Frau Martha zu ihren Kindern und Kindeskindern, „meine Leut', Ihr mögt froh sein, daß es so gut ausgegangen ist.“



Auf der Fürstenruh'.

Auf der Waldhöhe, wo unter besonnten Kiefern der Sandweg sich zweigt, stehen zwei Männer. Der Eine ist ein Greislein mit weißem Kopfe und sehr dünnen Säbelbeinen, die in einer engen Lederhose stecken und ein wenig wackeln, als könnten sie die ohnehin nicht schwere Last kaum ertragen. Der Andere hingegen ist ein schlanker, stämmiger Bursche, dem die Kraft und Jugendlichkeit ordentlich zu den trotzigen Augen herausschauen. — Er rückte jetzt sein Hütlein mit dem weißen Federstoß und wollte den Weg abwärts einschlagen, aber der Alte, der im Begriffe schien, den Fahrweg die Höhe hinauf zu gehen, hastete nach dem Arme des Burschen, theils um ihn festzuhalten und theils um sich daran zu stützen.

„Benevent!" sagte der Alte mit weicher, fast weinerlicher Stimme, „Junge, geh' mit mir. Geh' heim!"

„Ich weiß nichts von einem Heim," sagte der Bursche, „laß mich in Ruh', Vetter!"

„Du weißt nichts, sagst, von einem Heim? Geh', Spaßvogel, von heut' an gehört ja das ganze Schirmgut Dein. Da hebt's schon an, da wo sich die Wege theilen, mach' noch drei Schritte und Du stehst drinnen, und Alles ist Dein."

„Ich glaube nicht."

„Dein gehört's und ist dazu nit einmal das Testament nöthig von Deiner Mutter, die jetzt schon seit zwei Stunden in der Erden schlaft. Sie schlaft gut, Benevent, sie überlaßt Dir Alles, 's ist ein schöner Besitz, ist viel Ehr' d'ran, wächst viel Geld d'rauf."

„Ich mag ihn nicht."

„Bist viel fremd gewesen, armer Junge, wird Dir taugen, wenn Du Dich einmal kannst strecken im Herrnstübel-Bett und thun, was Du willst, und zu Dir nehmen, wen Du willst in's Haus. Bist es ja werth, bist gescheit und ein bildschöner Bursch'!"

„Lob' Du Weiber und nicht mich!"

„Hi, hi," lächelte der Alte und tätschelte den Benevent auf die Achsel, „das Loben, das wirst Du schon noch gewohnt werden. Bisher wird davon freilich nicht viel zu hören gewesen sein, Du hast ja den Leuten nicht stillgestanden dazu. Die Tollheiten schauen nicht gut aus, wenn sie nackend sind, aber sie lassen sich versilbern und vergolden. Pass' auf die Red', Benevent, Du giebst noch einen Schein. Taugenichts bist keiner, das sag' ich heut' und sag's morgen und hab's immer gesagt. So sei gescheit und stoß' Deine himmlische Freud' auf der Welt nicht von Dir. Das höllische Umzigeunern laß jetzt bleiben, Du bist der Schirmguter. Schau, Dein einziger Blutsverwandter hat schneeweiße Haar', dem kannst schon was glauben. Schau, Dein Verwandter, der Bruder von ihr, die wir heut' haben auf den Kirchhof getragen, hat zwei Hände, und die halten sich jetzt zusamm', als wär's in der Kirchen, und bitten Dich! bitten Dich, Benevent, geh' mit mir heim in Dein Haus!"

„Ich hab's verkauft," sagte der Bursche.

Der Alte horchte jetzt so eine Weile hin. „Verkauft hättest es?"

„Vor einer Stunde habe ich's dem fürstlichen Verwalter verkauft, mit Allem."

„Mit Allem? Auch mit mir, Benevent? Auch mit mir?"

„Mit Allem."

„Deine Mutter begraben und Deinen Vetter verkauft an einem Tag?" fuhr jetzt der Alte auf.

„Du bleibst beim Haus, Vetter Blasius, und wirst gut gehalten Dein Lebtag lang."

„Werd' ich? Und wenn sie das Haus niederreißen?"

„So wird anderwärtig gesorgt. 's ist vorgesehen."

„Ich glaub's," rief der Vetter, „und rechnen mir die Tag vor: daß er nit umsteht, der Alte, daß er nit umsteht, er wäre schon alt genug dazu. — Dir selber hast die Heimat verthan, meinetwegen, wenn Du strolchen willst, Taugenichts, strolch' um! Aber auch mir altem Mann, das Haus, wo ich geboren und dreiundsiebzig Jahre alt geworden, unter den Füßen weg, über den Kopf wegziehen, daß der Bettelmann dasteht. Taugenichts! Schlechter Mensch! Schlechter Mensch, Du!"

Laut weinend stieß der Alte die Schimpfworte heraus; aber der Benevent konnte Niemanden weinen sehen. Er konnte viel, er konnte zornig und wild sein und er soll haarsträubende Sachen vollbracht haben, aber er konnte Niemanden weinen sehen. Jetzt hielt er dem Alten eine Handvoll Silbergeld hin: „Nimm's, Vetter Blasius, und wenn Du was brauchst, so komm' allemal zu mir. Ich verlass' Dich nicht!"

„Die erste Bettlergab'!" rief der Greis und schlug dem Burschen die Silberlinge aus der Hand, daß sie hinflogen auf den Sand und in's braune Erikenkraut.

„So hilf Dir selbst," sagte Benevent und schritt den Waldweg rasch abwärts durch den jungen Anwuchs. Der Greis schaute ihm wirren Blickes nach und murmelte, da seine Augen noch naß waren: „Benevent, so springst Du vom Heimwesen ab. Wenn ich Dir meinen Schutzengel kunnt nachschicken, ich thät's gern."

Und als der Bursche im Dickicht verschwunden war, begann der Vetter die Geldstücke aufzulesen und machte sich dann traurig auf den Heimweg.

Auf den Heimweg? —

* * *

Benevent war gerade durch das allerdichteste Buschwerk hinabgelaufen. Gestrüpp und Reisig sollten von seinem Gesichte den Unmuth wegscheuern. Wenn's nur immer fortginge und die Wildniß dichter würde und dunkler und daß er seinen Kopf recht an's Gestämme stoßen könnte!

Aber durch das Dickicht drang schon der weiße Schimmer und bald stand der Bursche am Rande des Waldes, am Ufer des Sees. Wie still und weit breitete sich der See zwischen den Bergen hin, und die Felswände am jenseitigen Ufer und die Häuser, die an deren Fuße lagen, waren im Sonnenäther des Mittags halb verschleiert. Es war heiß, es regte sich kein Zweig, es regte sich keine Welle. Im Schatten eines wilden Pflaumenstrauches, in ein weiches Gewebe von Federgras, Eriken und Moos ließ Benevent sich nieder. Und hier, wo kein einziger Mensch mehr um ihn war, kein Bitten und kein Warnen, kein Vorwurf und kein Locken mehr, wollte der Bursche schlafen. Schlafen ist das Beste. Da mag sein, was will, da mögen sie sagen, was sie wollen, wenn die Augen zufallen, ist's gewonnen. Aber bevor sie ihm zu-

fielen, hörte er es wie das Summen einer Hummel, die hoch im Gewipfel war. Es kam jedoch über den See herüber und es war das Geläute vom Kirchdorfe. Das ging noch seine Mutter an. Wenn Ein's Vormittags begraben wird, so läuten ihm Mittags um die zwölfte Stunde die Glocken den letzten Gruß nach und den Lebendigen noch ein letztes Erinnern zu. — Der Bursche hub an tief und schwer zu schluchzen.

Er hatte am offenen Grabe keine einzige Thräne gehabt, so daß sie hinter ihm geflüstert: „Wie verstockt er ist! Wenn er jetzt nicht umkehrt, kehrt er nimmer um. Die Todten sprechen am lautesten, wer die nicht hört, mit dem ist's vorbei!"

Jetzt auf einmal sah er sein Unglück und seine Verlassenheit groß vor sich stehen. — Am Begräbnißtage der Mutter weinte er um seinen Vater. Der war ein milder, freundlicher Mann gewesen. Da Benevent noch ein Kind gewesen, war sein Vater gestorben. Benevent erinnerte sich, wie sie ihn todt aus der Mühle nach Hause getragen. — Schlecht für's Kind, hatten die Leute gesagt, wo kein Vater ist, verziehen und verzärteln die Mütter ihre Knaben. — Es war hier unrichtig angewandt, die Schirmguterin war ein herbes, strenges Weib, die den munteren Knaben nur mit Trotz bändigen, mit Schärfe erziehen wollte. Lange ließ sich der weichmüthige Benevent kneten, aber bei dem immerwährenden Zetern und Wettern, bei dem steten Himundhergeschoben- und Gestoßenwerden, stets gerügt, niemals belobt — bei alldem wurde der Junge endlich gleichgiltig, benahm sich zu Hause unbeholfen, blöde und that nichts Schlimmes und nichts Gutes. Als er aber größer wuchs und inne wurde, wie viel Sonnenschein auf dieser Welt ist und wie viel Freude unter den Menschen, da verließ er das unfreundliche Haus,

so oft er konnte, heimlich und offen, und trieb sich in der Nachbarschaft um, wo sie den hübschen, lustigen Burschen gern hatten. Denn lustig war er, flink und unternehmend, sobald er aus dem Bann seiner Mutter trat. Die Schirmguterin sah aber mit Schrecken die Entartung ihres Sohnes, sie begann ihn noch strenger zu behandeln, überlastete ihn mit Arbeit, verbot ihm jeden Ausgang, jede Gemeinschaft mit anderen Burschen, versagte dem sechzehnjährigen Jungen jeden Kreuzer Geld, und wenn er einmal von Unterhaltung sprach, so ermahnte ihn die würdige Frau zum Gebet. Das ist Erziehung! Aber Benevent lief doch davon, blieb auch manche Nacht über aus, weil er sich des Abends, so lange die Mutter noch wachte, nicht nach Hause wagte. Früh Morgens, wenn er kam, vermittelte ihm der Vetter Blasius den Einlaß, wie es überhaupt der Vetter gewesen, hinter den er sich steckte, wenn ein Bubenstücklein, wie solche jetzt vielgestaltig anhuben, zu verbergen war. Es liefen Klagen ein: Hier war unter den Kirschbäumen ein Gartenbeet zertreten, dort war auf der freien Weide eine Ziege ausgemolken worden. Der Fischer kam und sagte, der Benevent lege sich an die Bäche und fange die Forellen mit der freien Hand heraus. Jetzt schlug die Schirmguterin ihre Hände zusammen über den Thunichtgut, über den Taugenichts, über den Tagedieb. Und jetzt schrie sie ihm einmal in's Ohr, er sei auch Schuld an dem frühen Tode des Vaters, er habe ihn um's Leben gebracht! Da der Bursche von dieser Sache Näheres zu wissen verlangt, hat er's denn auch erfahren. Der Vater war mit dem fünfjährigen Knaben in die Getreidemühle gegangen; während er in der Radstube etwas ausgebessert, hatte der Kleine in Spiel und Vorwitz oben durch einen Druck am Hebel die Mühle in Gang gebracht. Und das Rad hatte den Vater zermalmt.

„Mutter," hatte Benevent nach dieser Mittheilung gesagt, „Du hast mir den Messerstich so lang' erspart, hättest mir ihn nicht ganz ersparen können?"

„Du verdienst es nicht!" hatte sie hierauf gerufen.

„So weiß ich jetzt, warum Du auf mich hart gewesen bist."

„Des Vaters wegen nicht, so gescheit bin ich," entgegnete sie, „einen rechtschaffenen Menschen hätte ich gerne aus Dir gemacht."

„Das müßt Ihr schlecht verstehen, weil ein Taugenichts daraus geworden ist," versetzte er in größter Bitterkeit.

Bald sprach man in der Gegend davon, daß der Benevent ein Taugenichts sei und noch was Aergeres, denn seine Mutter hatte es selbst gesagt. Und von den Leuten hörte es die Mutter zurück und der Bursche dachte: Wenn sie es schon sagen, so will ich mir dafür gut geschehen lassen — und so wuchs das Wort zu einer Thatsache heran. — Jetzt war noch ein Mittel, das letzte, das gottverlassenste. Sie schlug den Burschen, er schlug zurück; sie stieß ihn über die Schwelle hinaus — er ging davon.

Das einzige Kind des Schirmgutes hatte hierauf jahrelang ein Vagabundenleben geführt. Hier arbeitete er ein Weilchen als Bauernknecht, dort als Holzer, anderswo war er Almhirt, dann einmal Jägergehilfe im Revier des Fürsten Lichtenburg. Sogar zu Bergführerdiensten brachte er es, wenn die durchziehenden Reisenden oder die in der Gegend weilenden Sommerfrischler den Hochstein oder den Weißthurm besteigen wollten; auch führte er sie über den See und man hatte den stattlichen, frischen Burschen überall gern, bis er, und das blieb niemals allzu lange aus, in der Unebenmäßigkeit seines Wesens plötzlich irgend etwas that, was ihn un-

möglich machte. So heiter und harmlos sein Aeußeres manchmal schien, so heiß und leidenschaftlich war seine Seele. Hohe Herren hatten dem intelligenten Burschen vortheilhafte Stellen angetragen, mancherlei Weiber — auch gar respectirliche Frauen darunter — hatten sich in ihn verliebt; aber der Zorn, in dem er schon Manchen niedergeschlagen hatte, oder der verwegene Trotz, mit dem seine begehrliche Natur ihre Ziele zu erlangen suchte, das waren Elemente, die es nicht zuließen, daß er in der Gesellschaft festen Fuß fassen und sein Glück machen konnte. Immer wieder kam es zum Wandern und in dem steten Fremdsein wurde er noch selbstischer und rücksichtsloser und gar manchesmal streckte er seine Hand nach verbotenen Früchten aus, die sein Herz verlangte.

Seine Mutter ließ ihn suchen und rief ihn nach Hause. Er kam, es fanden Versöhnungen statt, aber schon nach kurzer Zeit gab's immer wieder Krieg und Benevent ging davon. In diesen letzten Tagen war er heimgerufen worden zu ihrem Begräbnisse. Er that, was dem Sohne zusteht. — Heute trug er wieder einmal das Gewand eines rechten Aelplers. Man hatte gefunden, daß er aus demselben nicht herausgewachsen, sondern in dasselbe hineingewachsen war.

Diese sehnige, elastische Gestalt kam nur im strammen Beinkleide, das blos bis zu den Knien ging, im luftigen Lodenwamms, das die Brust frei ließ, recht zur Geltung. Das längliche und sogar etwas knochige Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbärtchen war freilich wohl etwas blaß und auf ihm lag jetzt ein unbeschreiblicher Schatten, ähnlich der Stimmung, die man auf dem Antlitze schöner Zigeunerburschen findet. Als ihm der Hut nun vom Haupte gefallen war, lagen die feuchten, völlig schwarzen Haare in wirren Büscheln über die breite Stirne herab. Sein Blick war finster, als er

jetzt seines vergangenen Lebens gedachte, wie es war und wie es hätte sein können. — Das Glockenklingen war vergangen. Sie liegt im Grabe. Das Haus ist verkauft. Wir sind frei und haben Geld. Das soll nun ein Anderes werden, als es bisher gewesen. Was an Genuß versäumt worden, es wird nachgeholt. Allerhand gute Dinge wachsen auf dieser Erden, man bereitet sie zu, Der hat's gern lind, der hat's gern gepfeffert. Lind mag ich nicht. Wozu lebt man denn auf der Welt, wenn man nichts weiß von Vater und Mutter, von Kindheit und Jugend, die so viel gelobt wird? Wozu lebt man denn? Die Weiber? Es wäre Spaß an der Sache, wenn sie nicht gar so billig wär'! Ich thät ein absonderlicher Mensch sein, sagen die Leute, das ist recht, so will ich auch was Absonderliches haben. Was sie zu der jungen Zigeunerin meinen möchten, die gestern um das Schirmgut geschlichen ist? Sie kann was gewittert haben, aber die Todtenbahr hat sie zurückgeschreckt. Daß Andere todt sind, schönes Weib, ist für uns ja nur ein Grund, daß wir leben! — Und das ist mein Grabgruß: Zwischen mir, Mutter, und zwischen Dir ist es jetzt gut geworden, schlaf' in Deiner ewigen Ruh'. Ich gehe meine Straßen.

Alles das zitterte halb verschwommen und verworren durch die Seele des heimatlosen Burschen. Frei und reich und alt fünfundzwanzig Jahre, wer wird denn da heimatlos sein? — Er drehte sein Schnurrbärtchen in zwei sanfte Curven.

Plötzlich sprang er auf. Er hatte im Gebirge einen Schuß fallen gehört. Andere bewundern das Echo an der Seewand. Der Hirsch fällt, das ist's! Es ist ja Herrenjagd heute; der Fürst ist angekommen mit Familie und Gefolge. Die Jäger haben ja schon seit Wochen das Gethier zusammen-

gedrängt in den Sarwald, heute stehen an die achtzig Männer im Kreis, daß nichts mehr hinaus kann. Stellen sich die hohen Herren hin, schießen drein — und das heißen sie eine Jagd.

„Hätte ich meinen Stutzen dahier anstatt oben am Sonnstein versteckt, ich wollte Euch den stattlichsten Bock vor der Nase niederpuffen. Kann's der Fürst, kann ich's auch. Jäger ist Jäger und die Jagd gehört dem besten Schützen."

So murmelte Benevent fast laut, dann spähte und horchte er.

Und als er so zufällig hinabschaute auf den glatten See, da begann etwas zu geschehen, was wie die unsichtbare Hand eines Dämons den haltlosen Burschen rasch dahinriß.

Dort, nicht allzu weit vom Ufer, kreiselte das Wasser und aus dem Grunde richtete sich ein Menschenhaupt empor. Ein unbeschreiblich schönes, junges Menschenhaupt mit langem, rieselndem Haare. Ein einziger Ebbeschlag der Wellen genügte, um den Zuschauer am Ufer wahnsinnig zu machen. Es war eine Frau. Sorglos schwamm sie heran und mit ihren schneeweißen Armen zertheilte sie die Wellen, und wie das kühle Wasser, so konnte sie mit diesen Armen den Erwählten an den Busen drücken.

Benevent versteckte sich tief unter den Pflaumenstrauch, zwischen Astwerk durchlugend und das Landen der Schönen gewärtigend. Ob das nicht die junge Zigeunerin von gestern ist? Welche sonst wäre so verwegen, in diesem Waldwinkel des Sees allein zu baden!

Die Frauengestalt glitt schon ganz nahe zum Schilf des Ufers heran, da war es, als habe sie der Hall eines Schreies, der oben im Walde anschlug, zurückgescheucht. Sie wandte ihren Lauf, schwamm schnell einer gegenüberliegenden Landzunge zu und tauchte zeitweilig unter.

Der Bursche war rasch entschlossen, das Wams warf er von sich, sprang in das Schilf hinab, um sie schwimmend einzuholen — er mußte sie retten, konnte sie ja doch untergehen und ertrinken! — Ihr Haupt war aber nur mehr ein schwarzer Punkt auf glitzerndem Grund und verlor sich nun im Schatten der buschigen Landzunge. Schon halb durchnäßt, aber deshalb nicht abgekühlt, sprang Benevent wieder an's trockene Land, um ihr dem Ufer entlang vielleicht den Rang abzulaufen, denn das stand in ihm: Für Die wagt' er Alles und müßte er die Berge stürzen und den See ausschöpfen, um sie zu finden. Jetzt ist Alles ausgelöscht, jetzt ist nur Eines: das Weib im See.

Dem Tang und Heidekraut unter seinen Füßen wurde kaum ein Zweiglein geknickt, so eilig und leicht flog er darüber hin; sein Blut schien ihm — so weit er sich dessen bewußt wurde — zu Glühwein geworden, wie er ihn sonst beim Wirth verlangt, wenn er sich Liebe trinken wollte. Die Dinge verschwammen vor seinen Augen in ein dunstblaues Chaos, durch welches glühende Funken wie Sternschnuppen kreuzten. Und als er durch das finstere Getanne hinhuschte und schon in die Landzunge einbog, hätte man sehen können, wie über seinen emporstrebenden Haaren ein seltsam blauer Schimmer war.

Sonst, wenn eine liebkranke Seele glimmt und glost, streut man Asche d'rauf, daß die Gluth nicht verheerend wird; Benevent jauchzte, stöhnte vor Wonne, als, von dem wilden Sturmbrausen der Phantasie genährt, sein ganzes Wesen in der gewaltigen Lohe aufging.

Er fand sich erst wieder, als vor ihm eine Gestalt stand, in der er sein Ideal nun aber nicht erkannte. Es war ein stattlicher Mann in Bedientenlivrée, am Arm einen Frauen-

mantel tragend. Hinter diesem kamen aus einer unter Erlen versteckten Badecabine zwei Frauen in städtischer Kleidung heran und die jüngere davon — sie war's.

Der Bursche prallte zurück, wie ein schnaubendes Roß am Abgrund, wenn der Reiter plötzlich den Zügel einreißt. Er gewann die Herrschaft über sich; er schwenkte gegen den Diener ein, den er höflich grüßte und befragte, wer die Herrschaft sei?

Der Bediente mochte den erhitzten Mann für einen Jäger halten, der die Spur eines Hirschen verfolgt, so sagte er: „Gemach, gemach, Hubertusjünger, da hinaus hat sich nichts verlaufen!“ Und setzte leiser bei: „Ihre Hoheit, die Fürstin!“

— Ihre Hoheit, die Fürstin! So schlugen die Alten den Eber mit der Keule nieder, wie dieser Lakai den Benevent mit dem Worte.

Seitwärts blieb der Bursche stehen, starr wie Stein, und starrte auf das Weib hin, welches mit dem Gefolge munter über den Rasen hinschwebte und mit anmuthiger Lebhaftigkeit erzählte, wie sie über den See geschwommen, fast bis an's Waldufer, wo sie gerne ein wenig Rast gehalten hätte, wenn sie, von der Berglehne her die Jäger vernehmend, sich nicht selbst gleichsam wie ein Wild vorgekommen wäre.

„Allzu frank, Eure Hoheit, möchte mich doch bekümmern,“ bemerkte hierauf die Begleiterin.

„Sie haben Recht, Liebste,“ entgegnete die Fürstin, „in der Nähe einer Stadt würde ich mich niemals auch nur fünfzig Tempi weit von der Cabine entfernen. Im Hochgebirge fürchte ich nichts. Die Aelpler sind treu, wie ihre Felsen.“

„Gewiß, gewiß,“ meinte die Begleiterin, „doch die Untiefen im See —“

Mehr war für Benevent nicht zu hören. Sie waren vorüber.

*
* *

Wer den Erben des Schirmgutes nun wandeln sah, im Freien die entlegensten Wege, im Wirthshause sitzen sah im dunkelsten Winkel, der Kellnerin verbietend, Licht auf seinen Tisch zu stellen; wer den sonst so frischen Burschen in sich gekehrt und blaß sah, der mußte sagen: „Er geht ihm doch nahe, der Tod von seiner Mutter." Die ihm Wohlwollenden sprachen von seinem guten Herzen, die Anderen von seinem bösen Gewissen, weil er der Mutter so viel Leid angethan.

Was in dem Burschen wirklich vorging, das konnte Keiner ahnen. Es war die pure Verzweiflung. Nicht des Einen wegen, sondern wegen des Andern.

Sie ist die Fürstin Lichtenburg, eines reichen, stolzen Geschlechtes Mitglied, von Höflingen umgeben, in strengen Sitten erzogen — sie soll ja in einem Kloster gelebt haben — und doch feine, glänzende Anbeter um sich gewohnt — das erschwert die Sache, erschwert sie stark, aber macht sie nicht unmöglich. Die Hauptsache stellt sich so: Sie ist ein Weib und wir sind ein Mann. Aber Eins und Alles ist das: Sie ist vermählt; sie hat das Sacrament, da prallt Einer ab, wie die Bleikugel von der Brust, die durch heilige Kunst gefeit ist.

Benevent gab, wo er angesprochen wurde, verkehrte Antworten und war verwirrt.

Eines Tages erhielt er von einem herrschaftlichen Jäger Auftrag, er wolle sich beim fürstlichen Verwalter einfinden.

Benevent erschrak. „Was will der Verwalter von mir?"

„Du sollst morgen Vormittags zu ihm kommen."

„Ich laß ihm sagen, er hat zu mir nicht weiter als ich zu ihm."

„Das ist doch wieder einmal ein Bauernstolz, kostet die Elle einen Groschen," sagte der Jäger; „also nachtragen soll er Dir das Geld?"

„Welches Geld?" fragte Benevent.

„Na, da dank' ich. Da mußt Du reicher sein, wie der Fürst Lichtenburg, der vergißt nicht d'rauf, wenn ihm Einer vierundzwanzigtausend Gulden schuldig ist. Schirmguter, laß mich's holen, ich thu' Dir den Dienst aus alter Freundschaft und brauchst Dich nicht mehr darum zu bekümmern."

Jetzt freilich erinnerte sich Benevent an den Kaufschilling für das Schirmgut, den er noch nicht behoben hatte.

— Reicher wie der Fürst? Vielleicht wenn uns Brüder schätzen oder, besser noch, Schwestern. Nebeneinander stehen wir. Er hat mir ja doch das Schirmgut abgekauft, mein Heimatshaus. Er ist Schirmguter; sie ist Schirmguterin. Mein Vetter Blasius hat mir oft gerathen, ich sollt' mich ehzeit um eine Schirmguterin umschauen. Da ist eine, wir haben nicht weit zusammen, gar nicht weit, es ist nicht mehr zwischen uns, als die Welt und die Ewigkeit — das Sacrament.

Nach langer Zeit das erstemal betete Benevent sein Abendgebet und gab ein Vaterunser dazu, Gott und die Engel möchten ihn schützen vor bösen Gedanken. —

Am andern Tage, als er zum Verwalter ging, sah er die Fürstin wieder. Sie war im schattigen Baumgarten des Schlosses, in den er durch den Lattenzaun lugte; sie war so schlank und gefüg und trug ein langes, schwarzes Seidenkleid. Ihr Gesicht war weiß und ihre Augen waren rund wie Kirschen und blau wie Vergißmeinnicht und ihr Haar, das hing ungebunden und weich über den Nacken nieder und hatte die

Farbe wie Weizen, wenn er reif ist. Neben ihr ging ein feiner Mann in blauer Officiersuniform, der erwies ihr, wie sie so zwischen Blumenbeeten und Buschwerk hinschritten, allerlei Artigkeiten. Das war wohl ihr hoher Herr Gemahl. Was so Herrschaften fein sind miteinander! Jetzt bricht er vom Hag eine rothe Rose und befestigt sie an ihrem sanften Busen. So nahe stehen sie beisammen und die weiß behandschuhten Hände des Fürsten wollen mit dem Annesteln gar nicht fertig werden; das ist, weil er sich nicht auf die Finger schaut, sondern ihr immer nur in's Auge.

Dem Burschen vergeht Hören und Sehen. —

Als er endlich in die Kanzlei des Verwalters kam, wurde ihm kurz bedeutet, zu warten. Wenn man Geld bringt, sind sie freundlicher, als wenn man kommt, es zu holen. Doch es war ja eben ein alter Herr eingetreten und das ist ganz in Ordnung, dem Alter der Vortritt. Aber da der Fremde drinnen lange mit dem Verwalter zu thun hat, so verdrießt den Burschen das Warten im finsteren Vorzimmer. Er ist bestellt, er will vorgelassen werden, und wie er jetzt eigenmächtig eintritt, stößt er etwas unsanft an den Alten, der eben im Begriffe ist, zu gehen. Dieser steht einen Augenblick unbeweglich, und da Benevent nicht um Entschuldigung bittet, so thut er's selbst.

Das wurmt den Burschen, denn es ist offenbar Spott. Der Verwalter will ihn zurückschieben: „Warten Sie draußen!"

„Ich habe lang' genug gewartet," entgegnet Benevent.

„Wir sind ja fertig," sagt der Fremde lächelnd, „stehen Sie dem Manne immerhin zu Diensten." Er macht eine leichte Bewegung mit der Hand, wie vornehme Leute grüßen, und kaum sich der Verwalter noch verbeugen kann, ist er davon. —

„Was ist denn das für ein alter Windhas gewesen?" fragte jetzt Benevent.

„Das ist Seine Hoheit, der Fürst Lichtenburg gewesen," beschied der Verwalter.

Eine kräftige Ueberraschung.

„Sind zwei Fürsten Lichtenburg da?" fragte Benevent.

„Ich kenne nur einen," antwortete der Verwalter, indem er dem Burschen eine Schrift vorlegte. „Wollen Sie die Quittung unterschreiben, dann ist es mir angenehm, wenn Sie die Summe sogleich in Empfang nehmen."

„Der Mann der jungen Fürstin?" fragte Benevent und schrieb seinen Namen hin.

Die Antwort des Verwalters war so gerade weg, daß kein Zweifel mehr sein konnte. Dann hub er aus der Lade ein Packet Banknoten: „Wir wollen jetzt einmal das Schirmgut auf den Tisch legen. Ganze werden Ihnen lieber sein."

„Und nicht ihr Vater?" murmelte Benevent.

„Bitte: Eintausend! — zwei! — drei! — vier! —"

„Und nicht ihr Vater!"

„Fünf! — sechs! — sieben! —"

„Wer ist bei ihr im Garten gewesen?"

Der Verwalter zählte die Banknoten ab und gab sie dem Benevent. Dieser bog das Packet derb zusammen, schob es in den Hosensack, wie ein Taschenmesser, murmelte noch etwas und taumelte dann zur Thür hinaus.

Noch an demselben Tage erfuhr er unten im Wirthshause mancherlei Neues. Der stattliche Mann in der blauen Uniform nannte sich Baron Stellefort. Er war der Begleiter des Fürsten auf Jagden und Reisen, der Genosse bei Festen und Spielen, der Hausfreund und besondere Verehrer der Fürstin.

„Der treue Freund und Helfer in der Noth!" bemerkte der boshafte Dorfwirth, „aber den Tausender, mein lieber Benevent, den kann ich Dir nicht wechseln; Du müßtest denn meine Kühe und Rösser für Kleingeld nehmen."

„Sag' mir's noch einmal," flüsterte der Bursche, den Wirth krampfhaft am Arme haltend, „sag's noch einmal, das Frühere, vom Baron, und der Tausender geht auf die heutige Zech'!"

„Gerade zum Aufheben laß mir ihn da," sagte der Wirth, „wenn Du nüchtern bist, kannst ihn wieder haben."

Aber der Benevent konnte nicht nüchtern werden; doch war er nun plötzlich voll Zuversicht. Er hatte das Sacrament gescheut, das war jetzt durchbrochen. Wenn er Stellefort heißt, so kann er auch Benevent heißen. Und der Fürst? Warum denn nicht? Er hält sich zwei Dutzend Rösser und doppelt so viel Jagdhunde, er hat in seinem Thiergarten Pfauen und Hirschen, im Schlosse Hofschranzen und eine Frau. 's ist Luxus, 's ist Ueberfluß, aber der reiche, alte Herr kann's thun. Recht hat er, von seinen Passionen können viele Leute leben und daß er sie leben läßt und an seinen Schätzen theilnehmen, das ist eben fürstlich. Er kommt darum nicht zu kurz.

Nach dieser Seite hin war Benevent also im Reinen. — Der Wicht Stellefort wird sich leicht vertauchen lassen. Den Pfadfinder und Bahnbrecher muß man ehren, wir wollen ihm eine Krone von Hirschgestämm auf das Haupt setzen — nicht dem Fürsten, dem sind Kronen nichts Neues, sondern dem Baron. —

All das und Aehnliches hätte der Bursche nicht gedacht, wenn nicht etwas gedacht und gerechtfertigt werden mußte, denn der unselige Mensch hatte noch ein Gewissen. Und dieses Gewissen kroch in solcher Zeit zwei- oder dreimal hervor

und fragte höflich an, ob's wahr wäre, daß irgend Einer da herum etwas ganz Niederträchtiges vollführen wolle?

Die Leidenschaft schnitt ihm kurz das Wort ab und bald war nichts mehr in dem Burschen, als Sinnen und Planen: Wie stelle ich's an? Wie stelle ich's an? —

Die Fürstin war eine große Naturfreundin und liebte es, Berge zu besteigen. Könnte er sich nicht als ihren Führer antragen? Sollte sie auch stolz sein, oben wo die Adler sind, wird sie ihn gerne anerkennen. — Die Fürstin ist gewohnt, täglich einen Morgenritt in die Unterach zu thun. Beim Unteracher Wirth hält sie im Gartenhäuschen kleine Rast und trinkt ein Glas Milch. Wenn er Pferdebursche wäre dort beim Wirth und sie vom Sattel heben könnte und das Roß bedienen, sie dann begleiten bis zur Achbrücke und das Pferd rasch wenden und sie entführen in die Rauschgräben, wo die Alpenrosen wachsen so reich und so roth am Wege, daß alle Frauen, die das sehen, in Jubelgeschrei ausbrechen. Alpenrosen! Ob es dem Fürsten Lichtenburg einmal eingefallen ist, schöner Frauen Huld damit zu feiern!

Eines Tages begegnete Benevent auf dem weißen Parkwege wieder die Fürstin. Nicht weit hinter ihr gingen zwei Kammerfrauen. Benevent blieb nicht stehen, um sie, wie es Andere thaten, in Ehrfurcht zu grüßen, schier wie einen Priester, der mit dem Allerheiligsten vorbeischreitet. Benevent ging hart an der Fürstin vorbei, blickte ihr fast trotzig in's liebliche Angesicht, grüßte sie kurz und stolz und war vorüber.

Sie blieb stehen und schaute ihm nach und bemerkte zu ihren Begleiterinnen, wie das wohlthue, unter den Männern auch einmal einen Mann zu sehen. Einen Mann, der nicht krieche und süßele. Man solle — meinte sie in munterem Uebermuth — die Salongecken, die keine Frauen bekommen,

doch einmal zu einem trotzigen Bauernburschen in die Schule schicken.

Benevent bog in einen Seitenweg und lauerte nun zwischen den Lärchen und Weißbirken auf die schöne Frau hin. Am Ausgangsthore traf er mit dem fürstlichen Büchsenspanner zusammen, mit dem er an einem der früheren Tage gezecht hatte. Sie erinnerten sich daran und die Erinnerung weckte in dem Büchsenspanner das Hochgefühl, welches den Diener erfaßt, wenn er einmal ein paar Stunden sein eigener Herr ist. In der Nähe vom Schlosse, selbst in der Schenke des Oberjägers ist er nichts als der Lakai, aber unten in der Bauernstube ist er Einer vom Schloß, ist gar der Büchsenspanner von Seiner Hoheit, da kriegt er den besten Tropfen und das feinstgeschliffene Glas mit der rothen Blechtasse, da hat er das erste Wort und das letzte und die Bauern thun vor Verwunderung und Ehrerbietung ihre Mäuler auf, wenn er spricht, und die Wirthin erweist ihm alle Ehren, die dem Fürsten vermeint wären, wenn er „der Hütten einmal wollt' die hohe Ehre geben". Man gibt sich Welt und spielt selber einmal den Fürsten, trägt man doch dieselbe Haar- und Bartfrisur! Daß es nicht Portwein ist, was dasteht, sondern Holzapfelmost, was thut's? Lieber im Dorfwirthshaus der Erste, als im Schlosse der Letzte sein. Da war einmal ein alter Römer, der hat's auch ähnlich gehalten. So geht jetzt der Büchsenspanner mit Benevent wieder in's Dorfwirthshaus und der Schirmguters-Sohn weiß ihn bald herumzukriegen, daß sich der Lakai von ihm bewirthen läßt und zu plaudern beginnt.

Nach der Jause weiß Benevent erklecklich mehr, als vor derselben. Mit der Bergführerschaft bis zum Adlerhorst hinan ist's nun zwar nichts; die Unterach ist auch nicht günstig;

wo sie ein größeres Gefolge nicht begleitet, dort weicht der blaue Baron nicht von ihrer Seite. In der That, Stellefort war im Schlosse als der blaue Baron bekannt, erstens, weil er die blaue Uniform trug, und zweitens, weil ihn die Gesellschaft bei jeder Gelegenheit „mit Foppen und Faxen blau anlaufen" ließ, denn der Herr Baron war etwas dumm. Was jedoch die Fürstin von ihm meinen mochte, das war nicht herauszubringen; daß er sie aber überall, wo es ihm nur möglich war, begleitete und daß sie sich's gerne gefallen ließ, war eine Thatsache, die Benevent, wie wir wissen, innerlich bejubelte, weil sie ihm das Recht und die Gewährung gab zu dem, was er vorhatte.

Er hatte hübsche Dinge vor. Der Büchsenspanner hatte erzählt, daß die Fürstin die schönen Abende gern dazu benütze, um einen Spaziergang durch den Buchenwald zu machen, der vom Schlosse sich am Berge hinzieht und durch welchen zu diesem Zwecke ein glatter Weg angelegt ist. Der Weg ist eine halbe Stunde lang und führt hinaus auf ein Felsplateau, genannt die „Fürstenruh'", von der man eine gar schöne Aussicht hat in's lichte Hochgebirge und über den See, der tief am Fuße des Felsens seine Wellen wirft. Den Weg mache die Fürstin stets allein und auf der Fürstenruh' sitze sie ganz allein, habe ein Buch in der Hand und schaue hinaus, und das sei, so hätte sie einmal gesagt, im ganzen Tag ihre einzige herzliebe Stunde. —

Benevent ist wieder munter, „die Traueroctav um seine Mutter" ist vorüber.

* * *

Die junge Fürstin Marie war in einem süßen Taumel. Drei Jahre lang hatte sich der zärtliche Ehegemahl ange-

strengt, ihr der Welt Herrlichkeit und des Lebens Freuden zu zeigen und zu geben. Kaum so viele Monate hatten sie in ihrer kleinen, stillen Residenz verlebt, die übrige Zeit in Paris, in Florenz, in Palermo und in allen großen Curorten an der deutschen See. Sie hatte sich bequemt, die Boulevards mit ihren prachtvollen Roben und die Salons des Fürsten mit ihrer Schönheit zu schmücken. Sie hatte sich sogar etwas von dem französischen Esprit angelernt, was ihren Gemahl besonders glücklich machte, denn mit seiner schönen Frau zu glänzen und sich von aller Welt beneiden zu lassen, das war sein höchster Stolz. Um sich hingegen auch wiederum vor gefährlichen Neidern zu schützen, bestimmte er seinen einzigen Geheimrath und wohlerprobten Freund Baron Stellefort zum Gesellschafter des Hauses.

Nun endlich hatte der Fürst seine frauliche Hoheit einmal in's Hochgebirge geführt, in's Jagdschloß am See. Die Fürstin war berauscht von der wilden Gewalt der Gebirgsnatur und von der idyllischen Existenz der Bewohner. Berauscht und entzückt. Wie es die Dichter beschreiben und besingen, so ist's, das sah sie mit dem ersten Blick. Die Berge sind himmelhoch, die Abgründe unermeßlich, die Gletscher schimmern wie Silberpanzer, die Wasserfälle donnern, daß die Erde bebt, auf den Auen funkeln die Perlen des Thaues, die Hirten sind barfuß und ruhen auf Blumenmatten und alle Menschen sind einfach und zufrieden und gut. Und so malerisch! Sie werden geboren in der stillen Hütte und verleben eine heitere Kindheit voll Sonnenschein und Vogelsang, und wachsen zur Liebe heran und wählen, nehmen sich, wie sie sich gern haben, und befriedigen in munterer Arbeit ihre kleinen Bedürfnisse und erfreuen sich bei Schalmei und Tanz, und wissen nichts von der Welt Leidenschaften und Falschheit,

sondern leben im stillen Frieden zwischen ihren Bergen, bis man sie im hohen Alter unter hellem Glockenklingen des Dorfkirchleins hinanträgt auf den Kirchhof.

„O Natur, Natur, wie bist Du so schön!" rief die Fürstin aus an jedem Morgen, drei Tage nacheinander. Aber am vierten war Regenwetter, der See war verhüllt in Grau, ein frostiger Wind peitschte tropfenden Nebel zwischen den Bäumen her und draußen auf dem Wege ächzten die Karren schwerfällig im Koth. Am fünften Tage war der Himmel klar und leichte Nebelflocken schwebten empor und löſten sich auf an den sonnigen Wänden. Da hat die Fürstin ihren Jubelruf wieder gethan.

„Ach die guten Leute!" rief sie auch, wenn sie auf ihren Spaziergängen an zerlumpten Hirten oder schwitzenden Holzern vorbeikam, oder an höckerigen Kräutersammlerinnen, oder an schmutzigen Kindern. Mehrmals hatte sie nach ihrer Geldbörse gelangt, um die guten Leute zu beschenken, aber allemal fiel es ihr rechtzeitig ein, was der Dichter sagt: Das Geld ist der Vernichter des Seelenfriedens und der Feind der Unschuld. Eines Tages führten Gendarmen einen gefesselten Wildschützen daher; jetzt konnte sich die Fürstin, die es von ihrem Balcon aus sah, nicht mehr halten, sie wehte mit ihrem weißen Spitzentüchlein: „Laßt ihn frei, den guten armen Mann, er soll frei sein und heimkehren zu den Seinen!"

Die Gendarmen und der Wilddieb, ein rechtes Galgengesicht, wußten gar nicht, wie ihnen geschah, bis der Fürstin höflich bedeutet wurde, der festgenommene Wildschütze sei nebenbei mitunter auch ein wenig Holz- und Schafdieb, auch habe er sich in früherer Zeit schon als Straßenräuber einen Namen gemacht, es sei demnach doch vielleicht das Beste, den Mann wieder einmal ein Weilchen in den Arrest zu stecken.

Die Kammerfrauen flöteten das nach, von der schönen Natur und von den guten Leuten. Bisweilen aber schwiegen sie und ließen das Wort dem blauen Baron, der die „versteinerte Welt dahier und die dummen Bauernteufel" denn oft recht nach Herzenslust verschimpfirte.

Darum that es der Fürstin so sehr wohl, wenn sie allein, ganz allein durch den Wald wandeln konnte und auf der Fürstenruh' sitzen und schwärmen und träumen.

So auch an diesem Nachmittage, an welchem sie wieder einmal Alles abgestreift hatte, was sonst zu ihrer Pracht und Lust und Last war. Die Herren, darunter der Gemahl und Baron Stellefort, waren auf der Gemsjagd hoch oben in den Gewänden des Weißthurm. Die Frauen hatte sie an den See geschickt, denn sie litt heute an Migräne und wollte allein sein. Als die Gesellschafterinnen und mit ihnen der größte Theil der Dienerschaft weg war, war auch die Migräne weg. Im Schlosse war's still, im Haupte der Fürstin war's frei und wohlig in ihrem Busen. Sie ging hinaus in den Wald. Sie hatte ein kurzes Kleid angezogen und ein Strohhütchen aufgesetzt. Am liebsten möchte sie das Gewand einer Schnitterin tragen. Die Luft war so weich und fast üppig und in ihr schwamm das einzige Stimmlein eines girrenden Vogels, dem die Lust an diesem Leben so groß und schwer geworden sein mochte, daß er zum Mittragen derselben eine Genossin rief. Auf dem Anger lagerten sich die Schafe nach gethanem Tagewerk. Süßes Waldgras fressen und miteinander scherzen, das war ihr Tagewerk gewesen. Jetzt sprangen sie auf und flohen vor der Fürstin. O Schäflein, was ihr für Schäflein seid, sie thut euch nichts!

Die Fürstin ging heute nicht auf dem glatten Sandwege, sie ging in's Heidekraut hinein, und je höher und

buschiger es wurde, desto wohler war ihr; auf ungebahnten Wegen hingehen, das war ihr ganz was Neues. Und wie das zarte Kraut um ihre Füßchen schmeichelte, unter ihren Tritten knisterte, und wie die dunklen Tannen- und hellgrünen Buchenäste gleich Gardinen vor ihr auseinandergingen und hinter ihr sich wieder schlossen! Sie ging immer weiter und schier mit Hast, als verfolge sie wen, als sei sie einem lockenden Geheimniß auf der Spur. Plötzlich rauschte etwas in ihrer nächsten Nähe, zwei junge Leute stoben auseinander.

„Seid Ihr die Schäfersleute?" rief sie den Fliehenden nach; „ach so bleibt doch und habt Euch immerhin lieb!"

Sie blieben verscheucht und darüber war die Fürstin Marie bitter traurig. Von wunderlichen Gedanken geneckt, ging sie weiter, bis ihr zwischen den Stämmen lichter Sonnenäther entgegenschimmerte und sie auf dem kahlen Felsplateau der Fürstenruh' war.

Fast that's ihr leid um die grüne duftreiche Nacht, die sie umgeben hatte. Wie mußte das Auge hier wieder fliegen im weiten Rund der ewigen Berge! — Sie setzte sich auf die Bank, blätterte gedankenlos in einem Büchlein, das heute seiner Aufgabe, das Herz einer Weltdame zu erwärmen, wohl kaum nachzukommen brauchte. Und sie schaute hin über den See, der zum größten Theile schon im Schatten der Seewand lag. Dort ein lichter Punkt, ein Kahn mit Menschen. Was sie doch klein sind, die Menschen, klein wie ein Staubkorn! Und was in diesem Korne doch lebt und webt, so heiß und ewig fruchtbar keimend zu neuer Lust!

O Natur!
In Deiner Wiegen
Laß mich liegen!

Erinnyen und Medusen
Laß mich vergessen an Deinem Busen,
Alle Wehen
Laß vergehen,
All Entzücken
Und Beglücken,
Das aus Deinem reichen Bronner
Je gequollen und verronnen,
Laß mich trinken
Und versinken,
Du in mich
Und ich in Dich,
Daß ich aller Zeit vergesse,
Alle Ewigkeiten messe
Mit der einen Spanne Glück,
Mit dem süßen Augenblick.
— — — — — — — — — — — —

In Deiner Wiegen
Laß mich liegen,
O Natur!

Fürstin Marie legte das Büchlein träumend beiseite. Ihr war so seltsam, als müßte sie fliegen wie der Falke, und es wäre kein Himmel weit genug; als müßte sie untertauchen wie die Forelle und es wäre kein Ungrund tief genug. O, ein stürmendes Frauenherz, wenn es nicht weiß, was es will!

Diese Gefühle wurden urplötzlich zurückgeschreckt. Vor ihr stand ein fremder Mann. Sie blickte ihn fragend an. War das nicht der schlanke, stolze Bursche, der ihr vor einigen Tagen im Parke begegnet?

Etwa drei Schritte vor ihr blieb Benevent stehen, blaß bis an die Lippen und mit einem unsteten Auge, als wäre er gekommen, um einen Mord zu begehen.

„Ich heiße Benevent Brandauf und bin ehrlicher Bauersleute Sohn." Mit diesen Worten leitete er die Unterhaltung ein.

„Suchen Sie etwas hier?" fragte die Fürstin leise, von innerem Entsetzen ergriffen.

„Ja, ich suche Dich."

„Sie irren sich wohl in der Person!"

„Ich weiß, wer Du bist," sagte der Bursche mit dumpfem, unheimlichem Tone, „ich bin zu Dir gekommen, ich muß Dich lieben."

Die Frau schnellte empor, nach allen Seiten hin schossen ihre hilferufenden Blicke.

„Zu Leide thue ich Dir nichts," sagte er, „wenn Du einen Schrei ausstoßest, so stürze ich mich über den Felsen."

Die düstere und eherne Ruhe, mit der die Worte gesprochen wurden, wirkte wie lähmend auf das junge Weib. Sie sank auf den Sitz zurück und rang nach Ruhe.

Jetzt legte sich der Bursche zur Erde, daß die Ellbogen seiner gefalteten Hände sich in den Sand gruben. „O, schönes Weib!" stöhnte er, „ich habe Dich so lieb, wie der Himmel die Stern'! Den Kopf kann's mir kosten, daß ich jetzt da bin bei Dir! Ich jauchze dazu, nur Dich muß ich lieben, Du unseliges Weib!"

Was die Fürstin in diesem Augenblicke dachte und empfand, kann nicht beschrieben werden, wir wissen nur, wie sie handelte. Ihre Lage war außerordentlich — ihr Benehmen anders, als wir vermuthen mögen. Da sie sah, sie wäre hilflos dem rasenden jungen Manne preisgegeben, gewann sie augenblicklich die Ueberlegenheit der Bildung, sie stellte sich ganz ruhig und nahm ihr holdes, fürstliches Lächeln an.

„Fassen Sie sich doch, mein Lieber," sagte sie, „und stehen Sie auf. Ich nehme nicht an, daß Sie ein Wahnsinniger

sind. Ich glaube gern an Ihre Liebe. Aber Sie werden sich weder über den Felsen stürzen, noch wird es Ihnen den Kopf kosten. Wir wollen ruhig miteinander sprechen."

Und nachdem er sich wie träumend erhoben hatte, fuhr sie fort: „Sie sollen doch wissen, daß ich schon verheiratet bin."

„Wenn's das allein wäre," entgegnete Benevent, sich an die Lehne der Sitzbank stützend und an einer losen Spalte derselben rüttelnd, „wenn's das allein wäre, so hätte ich mich erschossen und wäre nicht zu Dir gekommen. Weil Du aber neben Deinem Manne noch einen Liebhaber hast, so nehm' ich mir auch ein Recht und will der zweite sein."

„Wieso das Recht? verwegener Mann!" hauchte sie.

„Das Recht? Weil ich ein Mensch bin und weil Du die Einzige bist, die ich haben will."

„Wenn mir aber zwei Liebhaber zu viel sind, mein Freund?"

„So werde ich den Baron niederschießen."

Jetzt war's ein Weilchen still. Der nahe Wald selber schien seinen Athem einzuhalten, um zu lauschen, was jetzt geschehen sollte.

„Sie sind in der That ein Mann," sagte hernach die Fürstin.

Der Bursche setzte sich zu ihr auf die Bank und hielt den rechten Arm so auf die Lehne gelegt, daß er ihn um den Nacken der Fürstin schlingen konnte.

„Ich wollt' Dir wohl erzählen," sagte er nun, „wie's bei uns der Brauch ist, wenn man Eine gern hat. Aber die Sprücheln verschlagt's mir im Hals und mir ist jetzt nicht um's Reden." Er wischte sich mit der äußeren Handfläche der Linken von der Stirne die Tropfen.

„Sie sollen nicht so leidenschaftlich sein," war nun ihre Antwort. „Daß Sie mir zu Liebe sterben wollen, kann mich nicht freuen. Aber so einen rechten Beweis möchte ich von Ihnen haben, daß es Ihnen Ernst ist mit der Liebe und daß Sie ein ganzer Mann sind."

„Verlange was Du willst. Dort oben auf dem Sonnstein, an der Senkwand, wo noch kein Mensch und keine Gams hingekommen ist, wachst Edelweiß. Ich hol' Dir's!"

„O Gott!" hauchte die Fürstin für sich, „dieser gute, romantische Mensch!" Und dabei graute ihr arg.

„Da unten im See ist ein Natterkrönlein versenkt, wer es hat, dem wird jeder Wunsch erfüllt. Viele haben es gesucht, Keiner ist lebendig heraufgekommen. Verlangst es? Ich hol' Dir's!"

„Ich habe meinen besonderen Wunsch," versetzte die Fürstin, „das Herabstürzen von der Felswand und das Ertrinken im See ist keine Kunst; ein schwaches Weib zu besiegen ist auch noch keine Heldenthat. Ich will an Ihnen einen echten und ganzen Mann haben, und sind Sie der, dann — gehöre ich Dein."

Das letzte Wort gehört, erhob sie sich und stieß ihn zurück: „Freund, Sie müssen erst die Probe ablegen." Dann leiser und milde bittend setzte sie bei: „Wenn Sie heute Ihre Leidenschaft besiegen, Ihre wilde fürchterliche Leidenschaft, dann sind Sie Mann."

Benevent starrte ihr verblüfft in's schöne zarte Antlitz.

„Verlassen Sie jetzt diesen Platz. Wenn Sie mich lieb haben, verlassen Sie mich heute! Nur zur Prüfung und zum Beweis. Morgen zur selben Stunde kommen Sie wieder und Sie werden Ihren Lohn finden."

Dieses Versprechen der Fürstin war mit so vieler Feinheit und Anmuth gegeben, so warnend und lockend zugleich,

daß der Bursche nach einem krampfhaften Streite mit sich selbst sich wimmernd vor ihre Füße warf, mehrmals die Worte: „Morgen! Dir zu Lieb'! morgen!" stöhnte und dann mit Hast davonlief, waldeinwärts.

*
* *

Das Erste, was über die Fürstin kam, als der Bursche davongesprungen, war ein fieberndes Grauen, das Leib und Seele erschütterte. Sie floh, sie eilte den geradesten Weg dem Schlosse zu. Sie schloß sich in ihre Gemächer ein und verbat sich an demselbigen Abende jeden Dienst. In der darauffolgenden Nacht hatte eine der Gesellschaftsdamen aus dem Zimmer der Fürstin ein tiefes Schluchzen gehört.

Am andern Morgen that die Fürstin mit dem Gemahl einen Ritt um den See.

Zur Mittagszeit wurde es schwül, am Nachmittage begannen sich auf die höchsten Berge Nebel niederzulegen, die Sonne verzog sich, aber die Luft blieb warm und windstill, und zarte Pflanzen und Thiere waren von ihr betäubt.

Benevent stieg vom See hinan gegen die Fürstenruh', deren Felswand senkrecht in's Wasser niederging. So wohl, wie heute, war ihm noch nie gewesen, nie in seinem Leben. Der gestrige Sieg über sich selbst hatte eine Zuversicht und Ebenmäßigkeit in sein Wesen gebracht, die er bisher nicht gekannt. — Jetzt weiß er, jetzt kann er Alles. Jetzt braucht er um die Liebe dieses Weibes nicht mehr zu schleichen und zu feilschen, jetzt hat er sie verdient, jetzt ist er ihr Herr, nimmt's mit Fürsten auf und Feldherren, jetzt kann er Alles. —

Auf der Zinne des Felsens angelangt, blickte er mit Stolz hinan zur Senkwand, wo das unerreichbare Edelweiß war, und hinab in die dunkle Tiefe, wo das Krönlein mit

der Stillung aller Wünsche lag. Nun hört er im Sande knistern — sie kommt! — Nein, sie nicht. Drei bewaffnete Männer nahen, jeder den Finger am Hahn des Gewehres. Benevent sieht erblassend, das gilt ihm. Sie hat ihn verrathen und hier ist keine Gegenwehr möglich.

„Ergieb Dich!" ruft ihm einer der Männer zu.

„Nein!" knirschte Benevent, macht zwei Schritte an den Rand des Felsens und springt hinab.

„Er ist ein guter Schwimmer, er entkommt uns!" sagt der Eine.

„Rasch Eins nachbrennen!" meint der Andere.

„Wird nicht vonnöthen sein," sagt der Dritte und schaut in den Abgrund, der den Mann verschlungen. „Der hat das Krönlein gefunden. . . ."

Tagelang wurde nun ausgeschaut, ob nicht ein Körper schwimme auf dem Wasser. Der See gab sonst alle seine Opfer zurück — den Benevent aber nicht. —

Der Vetter Blasius war nun Erbe. Aber ein weinender Erbe. „O Kindlein Du!" rief er dem Todten nach, „daß Du Dir meinen Vorwurf so zu Herzen genommen hast und in's Wasser gegangen bist! So böse ist's nicht gemeint gewesen! O Kindlein Du!"

Fürstin Marie hatte von diesem Tage an ihre einsamen Waldgänge eingestellt, war aber auch in Gesellschaft des blauen Barons nicht mehr gesehen worden. Der Baron war auf unbestimmte Zeit verreist.

An dem Tage, bevor das fürstliche Paar das Jagdschloß im Hochgebirge verließ, soll die schöne Frau das Felsplateau, genannt die Fürstenruh', noch einmal besucht haben. Sie habe aber ihren Begleiterinnen bedeutet, sie dort allein zu lassen und soll lange unbeweglich auf dem Felsen gestanden sein

und in den Abgrund geschaut haben. Dann habe sie sich rasch gewendet und gesagt, sie werde diese Berge in ihrem Leben nie wiedersehen.

Heute ist die hölzerne Ruhebank auf dem Felsen morsch und vom Regen verwaschen. Wer sich aber die Lehne genau beschaut, der dürfte daran noch die mit Bleistift ganz klein geschriebenen Worte finden:

„In Deiner Wiegen
Laß mich liegen,
O Natur!"

Ein schlimmer Tag in Finstermatt.

Durch's Etschthal wanderte ich und bewunderte die Allmacht Gottes. Ich bewunderte sie vornehmlich an den Reisenden mit acht und auch mit sechzehn Füßen, die zwischen Bozen und Meran hin- und hertrabten. Dann wieder dachte ich auf Dinge, die nicht in der Allmacht Gottes zu liegen scheinen, ich bildete mir ein: wie, wenn plötzlich so ein achtfüßiger und vierräderiger Reisender von christlicher Liebe erfaßt würde, den Wagen halten ließe und den müden Wanderburschen neben den Kutscher auf seinen Bock nähme? Doch, Thorheiten! Was würde Standesunterschied bedeuten, reich und arm, wenn die christliche Liebe wäre!

Und dennoch ist bisweilen so etwas Aehnliches. Ganz zum Erschrecken plötzlich wurde aus einer munter vorbeirollenden Kalesche mein Name gerufen. Die feurigen Rappen waren kaum zum Stillstand zu bringen, so daß ich noch ein Strecklein nachhumpeln mußte, um den Wagen zu erreichen und zu sehen, welch ein naives Menschenkind da drinnen sitze und den Namen eines fahrenden Studenten ausrufe.

Zum Theile ging es mit natürlichen Dingen zu. Ich hatte einst mit einem frohen Gesellen getrunken, gesungen und von schönen Frauen gedichtet. Dieser Geselle saß jetzt im

Wagen und machte mir zu seiner Rechten Platz. Es war ein freudiges Gelächter gewesen, als wir uns so unvermuthet gefunden, fern von jener Stadt, in der wir miteinander, obzwar auf verschiedenen Anstalten, studirt hatten. Dann fragte mich mein Gustav Schenert, wohin ich eigentlich reisete?

„Das überlasse ich meinem Bergführer, dem heiligen Schutzengel," sagte ich.

„Wenn ich Dir," versetzte er dann, „als protestantischer Schutzengel recht bin, so will ich Dir sagen, wohin Du fährst."

„Nun wohin?"

„Nach Finstermatt."

Jetzt besah ich mir meinen Gefährten einmal genau. Er war schier fein beisammen, wie es sich für einen jungen Theologen geziemt, der sich um eine erste Pastorstelle bewirbt. Und der fährt mit zwei Rössern in's kleine tirolische Dorf Finstermatt?

„Bist Du schon Pfarrer?" war meine Frage, da wir doch eine längere Zeit miteinander außer Verkehr gestanden.

„Noch nicht," antwortete er, „hoffe es aber bald zu sein."

„Du bewirbst Dich doch nicht etwa um die Seelsorge in Finstermatt?"

Er versetzte mir für den Spott einen Klaps.

Finstermatt war ein so scharfkatholischer Ort, daß dort die fünf Gebote der Kirche für Bibel und bürgerliches Gesetzbuch galten. Ich war dem kleinen Bauerndorfe mit seinen drei Kirchen, seiner Wundercapelle und seinen unzählbaren Wegkreuzen bisher ausgewichen, weil ich zu viel jugendlichen Idealismus und zu wenig männlichen Humor besaß, um mich über den wunderlichen Cult der biederen Aelpler ruhig hinwegzusetzen. Ich war damals noch einer von Denen, die diese Welt recht machen wollen und die herzjämmerlich

gekränkt sind, wenn sie nichts zuwege bringen. Ich hielt mir immer vor, daß den größten Widerpart im Leben die Menschen sich selber machen, weil sie Satzungen und Einrichtungen halten, die sich der menschlichen Entwicklung fortwährend streitlustig entgegenstellen, wie in manchen Gegenden übermüthige Bauernburschen einem Hochzeitszug, wenn ein Unbeliebter die Braut heimführt. Ich knüpfte damals auf meinen Wanderungen unverfroren mit Beamten, Priestern und Soldaten an, um ihnen meine Meinung kund zu thun und sie eines Besseren zu belehren. Die Einsichtsvolleren stimmten meiner Theorie nicht selten bei und ergötzten sich des Weiteren an solcher üppig aufsprossenden Jugendlichkeit; die Nervösen wurden so hitzig, daß ich mich unter ihnen manchmal wie auf brennendem Scheiterhaufen fühlte.

Das Finstermatt nun, so viel ich von ihm gehört hatte, war auch so ein dürrer Holzstoß, dem man mit Feuer und Licht nicht gut in die Nähe kommen konnte. Und weil ich von meinem Freunde Gustav wußte, welch ein streitsamer Kämpe er für seine evangelische Confession war, so fragte ich nun verwundert, was er denn eigentlich in Finstermatt mache?

„Ich will das Nest eben einmal kennen lernen," war seine Antwort.

Ob er Bekannte dort habe?

Der Ort sei ihm so fremd, wie eine Landschaft auf dem Monde.

Ob er seine Lustreisen jetzt immer so vornehm zu Wagen mache?

Er gedenke — war der Bescheid — in seinem Leben nur drei Wagenfahrten zu machen.

„Und das wären?"

„Die Brautschau, die Hochzeit und die Installirung zum Pfarrer.“

„So bist Du heute wohl auf der ersten?“ fragte ich fast entsetzt.

„Wir wollen es einstweilen gut sein lassen.“ Mit diesem Worte war das Gespräch grausam abgeschnitten.

Wir kamen an dem stolzen Curorte vorüber und wir fuhren der Etsch entlang, deren wilde Schuttfelder und energische Wasserspiele uns mancherlei Gesprächsstoff boten. Die hohen, vielgestaltigen Berge thaten auch das Ihrige zu unserer Unterhaltung, die diesmal zwischen uns seltsamerweise im Ganzen etwas schwerfällig war, und wenn wir durch eine der vielen kleinen Ortschaften fuhren, so mußten wir fortwährend die Hüte lüften, weil uns jeder Bauer und Hirtenjunge grüßte. Daß die Grüße eigentlich nur dem schönen Zweispänner aus Bozen galten, dieses Bewußtsein hätte uns den Spaß damals allerdings verderben können.

Es war schon in der tiefen Dämmerung, als wir die weißen Thürme von Finstermatt erblickten. Das Wegkreuz, von dem aus der Ort zuerst sichtbar ist, war mit frischen Kränzen geschmückt, was meinen protestantischen Reisegenossen zuerst veranlaßte zu sagen, der katholische Cultus gäbe den Herzen so viel Gelegenheit, die Liebe zur Religion zu bethätigen, und dadurch halte sie auch die Gemüther für die Mitmenschen warm.

Wenige Augenblicke nach dieser Bemerkung, zu der ich gar so gerne auch meinen Senf gegeben hätte, knallte ein Pöllerschuß. Auf dem nahen Felshügel sahen wir es aufblitzen, und es krachte der zweite, der dritte Schuß. Im Dorfe begannen die Glocken zu läuten. Am nächsten Hause standen in den Fenstern brennende Kerzen, so daß wir über den feier-

lichen Empfang scherzten, der uns hier zu Theil würde. Nun stutzten wir aber wirklich und mein junger Pastor wurde ganz verwirrt. Am Eingange des Dorfes war eine große Menschenmenge versammelt, die auf uns zu harren schien, und ein großer Triumphbogen, mit Tannenreisig bekleidet, wölbte sich über unsere Straße und rief uns mit Feuerlettern ein „Willkommen!“ zu.

„Das gilt Dir! Du bist was!“ flüsterte ich vorwurfsvoll meinem Freunde Gustav zu, worauf mir dieser in Mißmuth einen Stoß mit dem Ellbogen versetzte und mich etwas wie einen dummen Jungen nannte; sofort gab er auch dem Kutscher Befehl, so rasch als möglich zu fahren und erst vor dem Wirthshause still zu halten.

„Da mögen der Herr nur selber kutschiren,“ sagte der Kutscher, „die Creaturen legen sich ja den Pferden vor die Füße!“

Und es war so, sie hockten mitten auf der Straße und hielten knieend ihre Hände zu uns empor, und am Triumphbogen war es gar nicht mehr möglich, weiter zu kommen.

Die Priesterschaft mit all ihrem Festaufzuge war da, über ihren Häuptern flatterten Kirchenfähnlein und ein rother Traghimmel bewegte sich — im Gedränge sein Quadrat stark verschiebend — gegen uns her. Trompeten und Trommeln huben an zu lärmen und schwarzgekleidete Männer, welche die weltlichen Ehrenpersonen des Ortes zu sein schienen, strebten auf uns zu.

„Was gibt's da?“ fragte mein Genosse etwas scharf auf die Menge hin, da hörten wir's, wie sie zueinander flüsterten: „Verhext noch einmal, däs sein ja Fremde!“ — „Däs ischt a falscher Wagen!“ rief Einer in die Menge hinein, da stoben sie auseinander und wir fuhren durch den

Reisigbogen in's Dorf hinein. Die Häuser waren alle beleuchtet, die Wände und Erker mit Heiligenbildern und bunten Tüchern, die Thore mit Kränzen geschmückt. Auf der Gasse waren beleuchtete Verkaufsbuden voll religiöser Gegenstände und überall Leute in festlicher Aufregung. Wir fuhren noch durch zwei Triumphbögen und auf der Gasse winkte es von Ecke zu Ecke und rief: „Zu läuten aufhören! 's ischt der rechte Wagen nit!"

Im Wirthshause, wo sie uns aber eine lange Weile gar nicht beachten wollten und wo sie uns mit unseren Wünschen warten ließen, bis der Einzug vorüber wäre, erfuhren wir endlich, wer einziehen sollte. Der Fürst wurde erwartet.

„Der Landesfürst? Der Kaiser?"

„Was Kaiser! Der Kirchenfürst, die hochwürdigste fürstbischöfliche Gnaden von B. kommt zur heiligen Firmung nach Finstermatt."

„Sie kommt! Jetzt kommt sie wirklich!" so hörte man nun rufen, und in der That, schon bewegte sich der Zug durch den Ort.

Dieser Zug war geradezu großartig in seiner Art. Die Leute, wer kennt sie nicht, die Etschländler in ihrer phantastisch geformten bunten Tracht? Die Veteranen und die Bruderschaften haben auch ihre farbenreichen Erscheinungen. Hernach die lange Reihe weißgekleideter Kranzjungfern, im Alter von fünf bis siebzig Jahren, die meisten davon aber in jenem schönen Lebensfrühling, in welchem das grüne Kränzlein auf dem Haupte den meisten Sinn und Reiz hat. Dann die rothen, weißen und blauen Fahnen, die im Abendwinde feierlich wehten, die purpurnen kirchlichen Gewänder in reicher Goldstickung, die bunten, wandelnden Laternen, die qualmenden Windlichter, deren rothe Rauchwirbel über die Menge

hinflogen zu den beleuchteten Fensterreihen empor. Hoch oben an der Wand des Kirchthurmes, dem sich der Zug zubewegte, flammte in Hunderten von Ampeln der Namenszug des Bischofs, auf den Berghöhen, die über die flachen Hausdächer hereinschauten, leuchteten Freudenfeuer. Dazu berauschte das Geläute von dreien Kirchenthürmen, das klingende Spiel der Dorfmusikanten und der Gesang und das Geschrei des Volkes. Anfangs wollten auch etliche Hunde mitthun, als sie aber merkten, hier kämen sie nicht auf, zogen sie die Schweife ein und sahen dem Spectakel schweigend zu.

Die nicht im Zuge waren, bildeten zwei dichtgeschlossene Reihen an der Straße, auf welcher sie bei Herannahen des Thronhimmels auf die Knie sanken.

Mitten in einer Schaar von Caplänen in Chorröcken, welche die bischöflichen Insignien trugen, als Mitra und Stab, unter Pfarrern und Prälaten im Ornat, unter dem vierstabigen Himmel schritt der Kirchenfürst in violett-rothem Talare und mit der goldenen Kette und dem Kreuze auf der Brust. Er hatte ein schönes, noch jugendliches Gesicht, die lichtblonden Haare kräuselten unter dem violetten Käppchen freundlich hervor und die dunkelblauen Augen schauten offen und gütig auf die Menge hin, die er mit zwei ausgestreckten Fingern der rechten Hand fortwährend segnete.

Solche Momente haben etwas Berückendes, selbst auch für Andersdenkende, und Gustav, der Arm in Arm mit mir dem Aufzuge beiwohnte, machte die Bemerkung, dieser Priester hätte so viel Sympathisches an sich, daß es selbst für einen Evangelischen nicht allzu schwer sei, seine göttliche Sendung anzuerkennen.

Jene vier Männer, die den Thronhimmel trugen, waren betagte Bauern und hatten scharlachrothe Mäntel an. Auf

ihren markirten Gesichtern war die Selbstzufriedenheit wohl zu merken, die sie ob ihres heutigen Berufes beseelte. Nur Einer unter ihnen, ein kleines weißköpfiges Männlein, trug seine Stange, wie es schien, mit etwas zitternden Armen, dabei blickte es nicht so wohlgefällig herum, sondern schaute fortwährend zu Boden und über seine Wangen rannen helle Tropfen.

„Der alte Mann, wie er weint!" lispelten sich die Leute zu, „mein Gott, wie er weint, der alte Mann!"

Ich fragte einen Nebenstehenden, ob er es wisse, warum der alte Mann, der Himmelträger, denn weine?

„Na, ich glaub's, daß es Den angreift, heute," war der Bescheid, „wenn der Herr (damit war ich gemeint) ein Finstermatter Bauersmensch ist und hat einen Sohn, und der Sohn ist Gnaden Fürstbischof im Land Tirol, und Er kann ihm den Himmel tragen, da — vermein ich — werden Ihm schon auch die Augen naß vor lauter Freuden!"

Ich wollte noch weiter fragen und den guten Alten betrachten, der das allerhöchste Glück erreicht, das fromme Bauersleute je erreichen können, und in diesem Glück still und demüthig vor sich hinweint — als mich mein Begleiter heftig am Arme riß und mir zuflüsterte: „Dort ist sie! Dort ist sie!"

Er meinte ein Mädchen, welches im ersten Paare der Kranzjungfrauen ging, unmittelbar hinter den Priestern. Die junge Gestalt war gekleidet wie alle Anderen, in Weiß und mit langem Schleier, der vom Haupte, wo das rothe Rosenkränzlein lag, nach allen Seiten niederging, wie bei einer Braut. In der einen Hand trug sie eine brennende Kerze, die andere mit dem Gebetbuche hatte sie an den Busen gelegt. So waren sie Alle, so war die zur Linken, so war auch dieses

Mädchen — und doch wie ganz anders! Man konnte nicht eben sagen: schön, aber lieblich, innig war sie, und der Schleier vermochte den Reiz ihres Angesichtleins nicht zu decken.

Gustav zog mich, als sie vorüber war, mit sich fort, daß wir in ihrer Nähe blieben, bis zur Kirchenpforte, durch welche sie Alle hineingingen. Drinnen tönte die Orgel in ihren hellsten Klängen, vom Felshügel her krachten wieder die Salven — mein Begleiter stand an der Kirchhofsmauer, wie eine der hölzernen Bildsäulen, vor denen Leute knieten, als hätten sie an Kirche und Bischof noch gar nicht genug.

Sie knien eben vor Allem, was geweiht ist, sei es nun von Fleisch oder Holz. —

Nach der Vesper verloren sich die Leute rasch. Der Kirchenfürst soll — so hieß es allerwärts - - wünschen, daß sie sich in den Frieden ihrer Häuser zurückzögen und die Musikständchen und andere Ehren, die sie ihm noch zugedacht hätten, unterlassen möchten. Dem Priester Gottes in ihm sei heute des Schönen viel geschehen, wofür er „Vergelt's Gott!" sage, der Mensch jedoch möchte gern ein paar Stündlein ruhig bei seiner Familie zubringen.

Dieser Wunsch des Fürsten ist auch respectirt worden, die Dorfgasse wurde ruhig, die Lichter in den Fenstern brannten aber noch die halbe Nacht.

Gustav und ich konnten in den alten dicken Mauern des Wirthshauses keinen rechten Frieden finden, wir gingen hinaus und wandelten an den Häusern hin, deren Ruhe jetzt so feierlich war, als es früher der Lärm gewesen. Wir konnten aber in kein rechtes Gespräch kommen, doch schien mir, als würde mein Begleiter von einer stillen Glücksstimmung getragen, die mit dem festlichen Dorfe nicht übel harmonirte.

Als wir am rauschenden Flusse hinschritten, wo Pappeln und Ulmen stehen, begegnete uns ein Paar. Ein stattlicher Mann in elegantem schwarzen Gehrock und eine junge Frauengestalt in weißem Kleide, über das sie aber ein großes Tuch geschlungen hatte.

Kaum sie Arm in Arm eng aneinandergeschlossen vorüber waren, zuckte Gustav zusammen: „Sie! War sie's? — Sie war's!"

„Er ist der Bischof gewesen!" sagte ich.

„Unmöglich!" versetzte Gustav und hatte kaum Athem genug für die paar Worte: „Ein Priester war's, ich sah das Colare."

„Es ist der Bischof gewesen," wiederholte ich, „ich habe mir seine Züge genau eingeprägt."

Von diesem Augenblicke an sagte Gustav kein Wort mehr am selbigen Abende.

Wir gingen auf unser gemeinsames Zimmer und legten uns schlafen. Ich schlief gut. Als ich erwachte, saß Gustav vollständig angekleidet am Fenster und schaute auf die mit Steinen beschwerten Schindeldächer hinaus, die in der Morgensonne glänzten.

„Guten Morgen, Freund!" rief ich hell.

„Guten Morgen," sagte er traurig.

„Es ist wieder ein schöner Tag," sagte ich.

„Es ist ein gefährlicher Tag," versetzte er.

Draußen trippelten die Schritte der Kirchengeher.

Ich fragte, was er heute zu machen gedächte? Ob er nicht mit mir dem Stilfserjoch zuwandern wolle?

„Nein," sagte er, „ich habe heute Wichtigeres zu thun." Dann ging er rasch auf mich zu, faßte mich an der Hand und sagte: „Daß es sich um ein Weib spielt, wirst Du Dir denken."

„Wir sahen sie gestern."

„Das ist die Meinige. Ich bin kein Hitzkopf, Freund, aber das weiß ich, das ist die Erste und die Letzte, die ich finden kann."

„Wer ist sie?"

„Die Tochter des Bauers Selrainer in Finstermatt."

„Du kennst sie schon länger?"

„Seit ich Mensch bin, seit ich mir ein Weib denke, seit ich ein Ideal von Schönheit und Lieblichkeit in der Seele habe."

„Als Anbild!" sagte ich.

„Als Anbild," wiederholte er. „Das erstemal gesehen habe ich sie vor dreiundzwanzig Tagen."

Der Sprung war wunderlich, die Schleusen seines Herzens waren offen.

„Ich machte," so erzählte Gustav, „eine Tour durch Südtirol. Ich wanderte durch das Ultenthal und kam zum Kirchlein der heiligen Walburga. Dort habe ich sie gesehen. Sie war mit Wallfahrern aus dem Etschthale gekommen, ich sah sie beten vor dem Altare, selig pries ich die Bildnisse, auf denen ihr Auge ruhte. Mir ging's wunderlich zu Herzen, wie sonst noch nie, und als sie sich nach der Andacht umwendete, sah sie mich an. Wie dieser schöne, dieser milde Blick, so hat mich in der Welt noch nichts getroffen, ich hub an zu zittern und dachte hernach, wenn die mein Weib wäre, ob ich wohl die Kraft hätte, das Glück zu ertragen, oder ob ich zusammenbrechen müßte, wie Einer, den der Blitz berührt. — O Freund, die Worte! die Worte! Beschreiben läßt sich das nicht."

Sein Angesicht war wie verklärt, mit Staunen und Grauen sah ich, was an diesem sonst so ruhigen, gelassenen Menschen die Liebe angerichtet hatte.

Gustav sprach weiter: „Im Wirthshause zu Sanct Walburga erfuhr ich, daß sie die Julia aus dem Selrainerhofe zu Finstermatt sei. Als ich durch die Weinranken des Fensters hinausblickte, zogen die Wallfahrer eben ab. An der Mauer stand ein Esel angebunden, der Durst zu haben schien und einen trockenen Wassertrog beleckte. Die Wallfahrer machten sich über das lechzende Thier lustig, aber die Julia blieb von ihnen ein wenig zurück, als ob sie auf einem Stein ihr Handbündel fester binden wollte, und als sie sich allein sah, ging sie zum Brunnen und pumpte dem Esel Wasser in den Trog. Sie sah ihm noch wohlgefällig zu, als er trank und dann eilte sie rasch den Anderen nach. — Seit jenem Tage ist mir meine Zukunft scharf vorgemerkt."

Du meinst wohl, weil sie den Esel getränkt hat, so soll sie auch Dich laben! Das Wort lag mir schon auf der Zunge, aber ich erinnerte mich noch rechtzeitig, daß wir keine aberwitzigen Studenten mehr waren, sondern daß es sich hier um Ernstes handle.

„Diese oder Keine," sagte Gustav. „So habe ich mich entschlossen, nach Finstermatt zu fahren, ihre Verhältnisse kennen zu lernen und um sie zu werben. Eine Pfarrersstelle trage ich bereits in der Tasche. Ist ihr aber der Bischof lieber —"

Weiter sprach er nicht. Er biß auf seine Unterlippe ein, wie er auch als Student immer gethan hatte, wenn's ein böses Wort zu unterdrücken gab. Er war immer ein eingezogener Bursche gewesen und war der Meinung, je geläufiger man das erste schlimme Wort über die Lippen springen lasse, desto mehr kämen ihrer noch nach und desto weniger seien die übrigen aufzuhalten, schier ganz, wie bei einer Heerde von Schafen: Das erste sei leicht zu hüten, daß es nicht über den

Zaun springe, sei aber das einmal d'rüber, so stürmten die anderen wie Böcke nach. Dieses Beispiel hatte Gustav von seiner Knabenzeit her, da er als Bauernkind in Schladming seines Vaters Schafe weidete auf den Hochmatten der Ramsau. Und so ist das arge Wort gegen den hohen Seelenhirten nicht laut geworden.

Als wir beim Frühstück saßen, strich sich Gustav mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt Butter auf das Brot und fragte so nebenhin den beschäftigten Wirth, wo hier das Selrainer-Haus sei?

Das wäre das letzte hinter der Frauenkirche draußen, beschied der Wirth und war schon wieder davon. All seine Stuben waren heute voll von Firmleuten, es war gerade der Frühgottesdienst vorbei; die Männer riefen nach Wein, die Weiber verlangten nach Suppen, die feingeputzten Kinder schlüpften nur so unter den Füßen herum — da war jetzt keine Zeit, Fremden ein Langes und Breites zur Rede zu stehen.

Auf Umwegen, wie der Pferdedieb die Rösser führt, erfuhren wir, daß die Selrainerleute in Finstermatt eine gar angesehene Familie wären, der alte Bauer ein leutseliger, herzensguter Mann und Julia die einzige Tochter neben dem Sohn, von dem man ohnehin wisse.

Als Gustav die Absicht ausdrückte, den Selrainerleuten einen Besuch zu machen, wurde gefragt, ob wir Bekannte von ihnen wären? Nicht. Dann würde es heute schwer gehen, weil im Hofe Alles kopfüber zu thun habe, indem ja die fürstbischöfliche Gnaden in ihrem Heimatshause wohne.

Jetzt hatten wir doch wahrlich nicht mehr weit zur Erkenntniß, daß der Fürstbischof der Sohn des Selrainer's und Julia dessen Schwester sei.

Aber mein armer Gustav stemmte sich gegen diese Annahme so lange, bis uns ein derber, blatternarbiger Nachbar anfuhr: wenn wir nicht just vom Himmel gefallen wären, so müßten wir's doch wissen.

Jetzt wußten wir leidlich genug. Zu allem Ueberflusse hörten wir auch noch die Predigt an, die der Bischof im Freien hielt, wo man ihm an der Kirchhofsmauer eine Kanzel aufgeschlagen hatte. Das Thema ließ sich gut an, es handelte von der christlichen Nächstenliebe. Aber schon in der Einleitung erfolgte der Wendepunkt, die größte Liebe, die man seinem verblendeten Mitmenschen erweisen könne, sei, wenn man ihn in den Himmel führe. Das geschähe erstens, wenn man die lauen Christen zur Tugend anleite und zweitens, wenn man Andersgläubige zum alleinseligmachenden Glauben bekehre und sie also der Gnadenmittel Christi und seiner heiligen Kirche theilhaftig mache. Das Tirolerland sei bei dem neuen großen Fremdenzuzuge ohnehin in großer Gefahr, durch Heiden, Lutheraner und Gotteslengner in seinem alten Glauben geschädigt zu werden, man müsse also um so strenger auf der Hut sein und die verstockten Unchristen wie die Fallstricke des Teufels meiden. — In der Nähe der Kanzel auf einem Ehrenplatze saß der alte Mann, der gestern als Himmelträger vor Glück geweint hatte. Der blickte jetzt mit leuchtenden Augen seinen hohen priesterlichen Sohn an, und an dem fortwährenden Nicken seines Hauptes war zu sehen, wie sehr er mit dem Prediger einverstanden.

Wir beiden Fremdlinge entwanden uns dem Kirchplatze, der vor Menschen angepfropft war, wir gingen am Ufer des Wassers hin, wo uns gestern das Paar begegnet war.

Nachdem wir lange schweigend nebeneinander hingeschritten, sagte ich: „Die Sache liegt nun auf der Hand."

„Sie liegt auf der Hand.“

„Katholisch werden oder verzichten.“

„Verzichten,“ sagte Gustav ruhig und ernst.

In der nächsten Stunde fuhr er durch den Triumphbogen hinaus und davon.

Heute ist Gustav wohlbestallter Pfarrer in einer protestantischen Gemeinde des Salzkammergutes — aber unbeweibt.

Das Selrainergut in Finstermatt ist verkauft; Bischöfe sollen eben auf die Erhaltung ihres Heimatshauses keinen Werth legen. Julia ist mit ihrem hohen Bruder in die geistliche Residenz gezogen; Bischöfe legen auch auf Schwäger keinen besonderen Werth.



Nachtschatten.

Es wird mir bange, wenn ich diesen Kindern nachblicke. Der Knabe hat ein Hemd an und ein Beinkleid aus weißer Leinwand, sonst nichts. Das Mädchen trägt eine weiche Pfaid und ein leichtes Röcklein, sonst nichts. Wild sind sie Beide, schön sind sie Beide. Aber vor der Wildheit und der Schönheit bangt mir nicht, mir bangt vor den Jahren, in denen sie leben.

Die Schafe grasen auf dem grünen Anger, und grasen mit so behendigen Mäulern, daß man meint, der Appetit wachse ihnen mit dem Essen und das grüne Angergras wäre das Süßeste auf der Welt.

Als das Mädchen den Thieren eine Weile zugesehen hatte, stellte es sich auf alle Viere und sagte: „Schau, Konrad, jetzt werde ich auch einmal Gras fressen."

Hierauf antwortete der Knabe: „Mein Vater sagt: das Grasfressen wäre schon gut, aber erst, wenn es Schöpsenfleisch geworden ist."

„Das dauert mir zu lang," sagte das Mädchen.

„So schlachten wir das weiße Lamm," antwortete der Knabe.

Sie schaute ihn forschend an. War's Ernst, was er da gesagt? Ja, ja, der Konrad ist Einer, der im Spaß und

Scherz was herausschreit, und wie es herausgeschrien ist, packt er's und macht damit Ernst.

„Wir schlachten das Lamm," sagte er.

„Was wird Dein Vater sagen?"

„Mein Vater wird sagen: Der Konrad ist gescheit, der hat fleischernes Gras gefressen. Und vom eigenen Lamm. Das weiße gehört mein. Julia, geh' in den Wald hinein, trage Holz zusammen und mache Feuer. Ich bin bald fertig."

Dem Mädchen ging's eiskalt über den Rücken. Der heutige Tag wird anders, als der gestrige und der vorgestrige war, so dachte sie und eilte in das Dickicht, um dürres Reisig zu sammeln. Dabei fielen ihr die lose gebundenen Haare auseinander, daß sie damit dort hängen blieb und da hängen blieb und dabei mehrmals die Worte flüsterte: „Gott sei Dank, daß er beim Lamm ist! Gott sei Dank, daß er beim Lamm ist!"

Das Lamm hinwiederum mochte in seiner angstvollen Seele flehen: „Wollte Gott, daß er bei ihr wäre!" Aber der flinke Knabe hatte dem Vater nur zu oft zugeschaut, wie man die lieben Lämmer rasch und sicher von aller Angst und Qual erlöse.

Als Julia am Angerrande mit dem Zündzeug in das Reisig fuhr, erschrak sie fast, wie rasch das Feuer die ganze Schicht ergriff; anders wie daheim am Herd der Mutter, gar knisternd, krachend, brüllend, als wäre ein Sturm in diesem Feuer. Als der blaue Rauch aufstieg in das Gewipfel des Waldes, der ringsum war, und als Julia daneben stand, in ihren Locken eine förmliche Krone von losgebrochenen Reisig- und Aststümpfchen, da war auch Konrad mit seiner Arbeit fertig. Sie brieten das Fleisch so regelrecht, wie es halbwilde Hirtenleute braten. Dabei überlegten sie, was mit dem weißen Felle geschehen sollte.

„Das schenke ich Dir," sagte der Knabe, „wenn wir gegessen haben, kannst Du es auf den Rasen ausbreiten und Dich auf die weiche Wolle legen."

Darauf entgegnete das Mädchen: „Meine Mutter hat gesagt, auf dem Grase wäre das Liegen nicht gesund."

„Und mein Vater hat gesagt, der erste Traum, den der Mensch auf einer frischen Schafhaut hat, wird wahr."

„Jetzt gieb aber einmal was her," begehrte das Mädchen, „jetzt ist mir das Essen lieber, als das Schlafen. Wo ist denn Messer und Gabel?"

„Ich nehme meines Vaters Messer und Gabel," sagte der Knabe, nahm ein Stück Fleisch mit den Fingern und zerriß es mit den Zähnen.

So kauerten sie am Feuer und aßen. Dabei fragte Konrad, was sie hernach auf dem Lammfell am liebsten träumen wolle?

„Daß ich eine Prinzessin wäre und hätte ein goldenes Schloß —"

„Und ich bin der Prinz und nehme Dich."

„Und ich sag': keinen so wilden Prinzen, der das Lammfleisch mit den Zähnen wie ein Wolf zerreißt, keinen solchen mag ich nicht."

„Und ich werde ein Räuberhauptmann und breche in das goldene Schloß ein."

„Und ich laß Dich fangen und köpfen."

„Und ich schaue Dich mit dem geköpften Kopf so schreckbar an, daß Du munter wirst. — Und wenn ich nachher da lieg': was thust mit einem geköpften Konrad?"

Sie machte erschrockene Augen. Es waren große, milde, schöne Augen, in die jetzt der Knabe wie auf zwei blaue Scheiben die Pfeile seiner glühenden Blicke schoß. Hände und Füße und die entblößte Brust des Knaben waren glatt und

braun, wie Zigeunerhaut, aber das scharfgeformte, fast magere Gesicht wechselte zwischen zartem Weiß und tiefem Roth, denn das üppige Gelocke des Hauptes hatte das Angesicht vor der Sonne stets bewahrt, außer der Knab' lag bewegungslos auf dem Rücken, um dem Mädchen Schreck einzujagen, als wäre er gestorben. Mit diesen vollen, rothen Lippen gestorben! Mit diesem übermüthig-trotzigen Antlitz gestorben! Sie hatten ja Beide noch kein Vorbild gesehen. In den schönen Wildnissen ihrer Kindheit war kein Grabkreuz gestanden und auch kein Schlagbaum. Sie thaten nichts Böses, weil kein Verbot dagewesen, das sie darauf begierig gemacht hätte. Aber ein alter Mann war, der erst in diesen Tagen das Wort ausgesprochen hatte: Heranwachsende junge Leute, wie diese zwei, soll man nicht mitsammen auf die Schafweide schicken. Dieses Wort haben sie gehört — doch nichts darauf gesagt.

Dem Mädchen fiel es auf, daß der Knabe heute nicht wild war, wie sonst, daß er sie nicht neckte, sondern sie wunderlich, theils weichmüthig und dann wieder fast zornig mit Worten verfolgte. Sie suchte sich zu schützen. — Wenn er der böse Räuber wäre, um sie zu rauben, so wolle sie sich, um ihm zu entkommen, in ein unscheinbares Hühnchen verwandeln. Dann werde er der Geier sein, war seine Antwort. So wolle sie sich zu einem ganz kleinen Käferlein machen und tief in's Holz kriechen. — Dann werde er der Specht sein und sie aus dem Holze herauspicken. — So wolle sie ein Regenwurm sein und sich im Erdboden verstecken. — Dann werde er der Hahn sein und sie mit seinen Klauen ausgraben. — Dann bliebe ihr freilich nichts übrig, als sich in eitel Heu und Stroh zu verzaubern. — Er merkte die Falle und sagte: „Ein gesunder Schimmel frißt auch Heu und Stroh.“

„Gut,“ sagte sie, „so bleibe ich das Hirtenmädel.“

„Und ich der Hirtenknab'."

Sie legten sich gegenseitig die halbnackten Arme um die Nacken. Sie waren satt, nur empfanden sie Durst. Die Eulenschlucht, in der das Wasser rinnt, ist aber sehr tief. Wenn Ihr abstürzt, kein Mensch kann Euch finden . . .

Wenn Einer auf allen Vieren im Dickicht herumkriecht, und ist kein Thier; wenn Einer nach links schauen will, und lugt nach rechts; wenn Einer die Feinde todtschlagen will, und schlägt die Faust auf seinen eigenen Schädel; wenn Einer Geheimnisse hat und sagt sie laut in die Luft hinaus, so ist das ein Unding. Ein solches Unding, ein bitter armes, heilloses Unding kauerte im grünen Anwuchs der Lärchen.

„Freilich, ei freilich!" kreischte es, „Du hast es gesehen von Denen da draußen, daß man mich kratzt und sticht!" Und brach mit seiner ungelenken Hand ein dürres Aestlein ab, das ihm über sein grinsendes, häßliches Gesicht gestrichen war. Es war der Hexen-Gauchel, eine arg verlästerte Creatur mit schielenden Augen, verkrüppelten Gliedern und boshaftem Herzen. Theils hatte ihn die Natur so gemacht, theils die Leute; er war als ein „Hexenkind" in Verachtung geboren, in Elend aufgewachsen und mit lauter Unrecht erzogen. Die „braven" Leute brauchen mitunter so Einen, den sie recht gründlich verachten können, damit sie sich selber um so achtenswerther vorkommen — sie brauchen eine personificirte Sünde, die so häßlich sein muß, daß ihr eigen Bischen Erträglichkeit dagegen wie die Sonne leuchtet. Sie brauchen mitunter so Einen und machen sich ihn.

Der Gauchel weiß nichts, als seine und seiner Mutter Lebensgeschichte, aber die ist ihm gerade genug; er wiederholt sie alle Tage, wie Andere ihr Gebet; er erzählt sie dem Walde, aber das Reh läuft darob davon, der Uhu lacht ihn aus,

darum spricht er jetzt mit dem gelbgefleckten Molch, der im Gekresse kriecht, der kann nicht laufen und nicht lachen, der ist recht.

„Bist sie? Bist sie?“ spricht er dem Thiere zu, welches zäh und träge dahinkriecht, so daß der seltsame Mensch, auf den Füßen hockend, ihm von Zeit zu Zeit nachrückt. „Bist sie? — Sie soll ja auch als Molch auf den Wiesen herumgeschlichen sein und die grasenden Kühe verzaubert haben, daß sie nicht mehr Milch gegeben haben als der Stier; und den Stier verhext, daß er nicht mehr Kraft gehabt, als ein lahmes Kalb. Den Vortheil hat sie genutzt, die Hex. Ist dafür gepeitscht worden. Bei der nächsten Soldatenstellung haben sie alle Burschen vom Dorf behalten — das hat sie ihnen angethan. Ist wieder gepeitscht worden. Im nächsten Jahr haben sie Keinen behalten, nicht Einen; sind zu armselig gewesen. Das hat sie ihnen angethan, die Hex. Haben sie verbrennen wollen. Aber weil sie noch woltern jung gewesen, hat der Dorfrichter gemeint, alle Hoffnung solle der Mensch beim Menschen nicht aufgeben, und ein Mensch, sozusagen, wäre sie doch, die Schinder-Kres und er wolle mit Gotteshilf' versuchen, ob er den Teufel nicht sollt' austreiben können. Was geschieht, mein schöner Drach, was geschieht? Wie sie der fürtreffliche Mann aufsucht in ihrem einschichtigen Häuselein, wird er verhext. Sie schreit, was sie kann; er läßt sich nicht irren, treibt und treibt den Teufel aus. Das war zu Michaeli. Im nächsten Jahr zu Sonnwenden ist sie todt worden, die Hex, die verfluchte Hex — meine liebe Mutter.“

Der Molch setzte seine schwammigen Vorder- und Hinterpfoten aus und eilte davon, so gut er konnte; der Gauchel kroch ihm nach über das Gras und über den kahlen, mit dürren Nadeln besäeten Boden.

„Das muß ich sagen," fuhr er fort, „standesgemäß haben sie mich gehalten, die Leut'. Ein Hexenkind! Die erste Zeit, wie ich gemerkt: mir thun sie anders, wie andern Kindern, hat's mir weh' gethan; hab's aber nicht wissen können, daß die Leute was Besseres essen, als die Säue und daß man auf einem Strohpolster feiner schläft, als auf dem Streukarren. Nachher hat's auch geheißen, es wäre nicht gesund, wenn der Gauchel auf der Streu schläft, das Vieh im Stall fällt vom Fleisch ab und es ist doch was in seinem Geblüt von der Kres. Fortgejagt bin ich worden. Meine goldenen Zeiten sind im Kornschnitt gewesen, da sind die Heidelbeeren zeitig und die Sommerrüben schon groß. Nächtig trage ich die Garben zusammen und baue mir damit ein Haus. Einmal haben sich zwei Kinder, kaum daß sie das Laufen gelernt, vom Dorf verlaufen auf die Heid' und Weide. Daß die Würmer nicht verfrieren und verkommen in der Nacht, habe ich sie mitgenommen unter meine Garben. Wie der Morgen kommt, finden sie uns schlafend im Nest auf dem Feld und jetzt haben sie mir's gesagt, wer ich bin: Ich bin der Kinderdieb und hab' ihnen wollen das Blut aussaugen. Haben mich gebunden und mit einer Zange gezwickt, bis ich's ihnen gelten lasse: ich bin der Kinderdieb. Jetzt in's Loch. Im Arrest ist mir ein gräulicher Bart gewachsen, und soweit ist's: was mir voreh weh' gethan hat, das kitzelt mich jetzt. Sie sollen mich nur peinigen, ich hasse sie, ich räche mich — das ist von nun an meine Lust, die ich um ein Königsschloß nicht möchte verkaufen. — Wohin führst Du mich denn, Du goldfleckiges Rößlein?"

Der Molch drehte seine wässerigen Augen, kroch in den Wildklee, kroch wieder hervor und an einem Felsblock vorüber gegen die Lichtung hinaus; die Creatur von Menschen kroch

ihm mit Händen tappend und auf den Knien hockend nach. „Diable gratias! wie es in meiner Messe heißt," fuhr er fort: „Nach langer Zeit suche ich mein liebes Dorf auf und spähe den richtigen Wind aus, der mir hilft, wenn ich das Nachtlicht anzünde. Der Wind ist gescheit und macht seine Sach' auf eigene Faust — bringt ein Hagelwetter daher, das Alles in den Erdboden schlägt, als wär's nie heraußen gewesen. Der Gauchel und das Hagelwetter! Der Bauer am Rain hat's gesehen, wie ich auf der Wetterwolke geritten bin. Ist ein feines Reiten, mein lieber Drach! — Da habe ich meinen Lohn bekommen, daß ich darauf einen Tag und zwei Nächte in der Wolfsgrube gelegen bin. Daß ich ihnen nicht beizeiten auf den Wolken davongeritten bin, ist dumm gewesen, meinst es? Heute geht's wieder, und Dir, mein schöner Drache, komme ich zur Noth noch nach. Wenn uns nur der Teufel begegnen wollte, ich hätte mit ihm zu reden."

Als der Gauchel diese letzten Worte gesprochen hatte, roch er den Rauch vom Feuer der Hirtenkinder, sah die Hirtenkinder selbst, und das Mädchen war die Tochter des Bauers am Rain, der so gute Augen gehabt hatte. Jetzt hockte der alte Krüppel da wie ein grinsender Faun und sah, was anfing. Da wurden ja wieder Rüben groß! Beeren reif! Der Gauchel denkt: „Heute will ich Mann und Weib zugleich sein — heißt das, Vater und Mutter vertreten an diesen Kindern."

In den weichen Abendlüften wehte schon der süßbetäubende Duft der Nachtschatten.

Die Kinder hatten Braten gegessen, jetzt wollten sie trinken. Der Gauchel zeigte sich; das Mädchen erschrak, der Knabe lachte auf und rief: „Komm nur her, Zauberer, ich fürchte mich nicht vor Dir. Hast Hunger?"

Als der Gauchel das braungeröstete Fleisch sah, das von dem kleinen Mahle übrig geblieben war und der Knabe jetzt herbot, vergaß er auf seinen Molch, kroch hastig zum Feuer und verzehrte das Stück mit wilder Begier.

Als er damit fertig war, zog er aus den Lappen seines Gewandes ein gelbes Krüglein hervor, zwinkerte mit den Aeuglein und sagte: „Jetzt werde ich dankbar sein. Welches will zuerst trinken? Es ist süßer Wein."

Das Mädchen trank zuerst und bestätigte leuchtenden Auges: es wäre sehr süß. Der Knabe trank ebenfalls und er hätte dem Inhalte sicherlich mit Einem Schluck den Garaus gemacht, wenn ihm nicht der Gauchel den Krug aus der Hand genommen.

„Das glaube ich, daß es süß ist," sagte der Krüppel und schnalzte mit der Zunge. „Versucht's einmal, ob ihr mir das nachmachen könnt, so zu knallen!" und schnalzte wieder mit der Zunge. Der Knabe versuchte es, aber das Ding mißlang.

„Wenn Ihr denselben Ton wiederbringt, so könnt Ihr nochmals trinken." Er klatschte mit der Zunge.

Vielleicht ging es mit Anderem. Julia hielt zwei ausgestreckte Finger hin, Konrad streckte ebenfalls zwei Finger aus und gab den ihren damit einen Klapp. Es war aber nicht der richtige Schall. Hierauf versetzte ihr der Knabe mit den zwei Fingern ein Leichtes auf die Wange — es gab nicht den richtigen Schall. Der Gauchel machte es ihnen nochmals vor; der Konrad riß das Mädchen an sich und versetzte ihr einen Kuß auf die Wange, daß es schnalzte — das war's. Sie erhielten den süßen Trunk. Der Gauchel klatschte mit seiner Zunge weiter, sie machten ihm's nach und küßten sich auf den Mund. Er klatschte im Tact und wußte eine Art

von Melodei zu knattern, bei der es sich tanzen ließ. Das Mädchen nahm den Knaben um die Mitte und begann zu reigen; sie tanzten und küßten sich und kreisten rasch und rascher um das Feuer. Der Gauchel bekam dabei ein aufgedunsenes Gesicht, die Augen quollen ihm hervor und er knatterte mit seiner Zunge und beschleunigte den Tact. Sie umschlangen sich fest und flogen fast wüthend im Kreise herum, bis sie plötzlich zu Boden stürzten.

Der Gauchel raufte mit den dürren Fingern Gras vom Boden und warf es in das Feuer, daß ein dichter Rauch zu wirbeln begann, der das hingestürzte Paar einhüllte — betäubte.

Dann kroch er unter dem Rauche dahin, und das Letzte, was von ihm zu hören gewesen, war ein mark- und beinerschütterndes Lachen . . .

Als am Abende die Schafe im Dorfe längs des Gassenzaunes zögernd dahinstrichen, die Mutterthiere träge, die Widder schläfrig, die Lämmer blökend und alle miteinander planlos, da fiel es den vom Felde heimkehrenden Arbeitern auf, daß die Hirten fehlten. Von den Vätern der Kinder wurden Drohungen ausgesprochen; als jedoch der letzte Tagesschein vergangen war, der Himmel sternlos und bisweilen nur von matten Blitzen erhellt, wurde statt der Drohung die Besorgniß laut. Der Bauer am Rain und der Bauer am Schachen hatten plötzlich eine Ahnung, daß mit ihren Kindern heute etwas nicht recht herginge. Sie eilten in den Wald hinaus, sie zu suchen. Auf dem Anger schimmerte ihnen das verglosende Feuer entgegen. Neben dem Feuer lag das blutige Fell des Lammes, und neben dem Felle auf dem feuchten Gras lagen der Knabe und das Mädchen. — In welchem Zustande sie gefunden wurden, das

hat man nicht erfahren. Die beiden Bauern, als sie ihre Kinder in's Dorf zurückgebracht, sagten nur aus, sie hätten dieselben ohnmächtig im Walde liegen gefunden, es müsse sie ein Giftkraut betäubt oder ein Blitzstrahl berührt haben.

Der Gauchel war gar nicht mehr gesehen worden. Nach Jahren fand man in der tiefen Eulenschlucht das Gerippe eines Menschen.



Der Judenbaum.

Zur Zeit des frommen Herzogs Ferdinand erschien in Steiermark ein Befehl, daß alle Protestanten und Juden, welche im Lande bisher gewohnt hatten, entweder den katholischen Glauben annehmen oder auswandern müßten.

Zu jener Zeit haben die Menschen eine sich in ihrem Geiste spiegelnde himmlische Heimat der wirklichen auf Erden vorgezogen. Damals sind die Gräuelthaten der Verfolgungen und Kriege noch häufig zur „Ehre Gottes" geschehen, anstatt, wie später, „aus Patriotismus und Liebe zur Nation". So sind denn viele der Betroffenen willig aus der schönen Alpenheimat weggezogen in die ungewisse weite Fremde, viele sind mit Gewalt vertrieben worden, manche sind zu einem Loch hinausgehuscht und zum andern wieder hinein und haben sich in den Wäldern und Einöden des Landes armselig umhergetrieben.

Das letztere thaten besonders die Hebräer gern. Nicht eben so sehr aus Anhänglichkeit an die Heimat — die war dem Juden zur damaligen Zeit noch fremd, so wie er selber fremd war überall auf der Welt; doch in Steiermark hatten die Israeliten Handelsgeschäfte gegründet, das Land zum Theil

ausgenutzt, zum andern Theil auch wieder gefördert und gehoben. So wollten sie sich von ihrer Habe nicht trennen, und solche, die in Städten ihre größeren Handelshäuser besaßen, bei denen einst Fürsten und Prälaten Anlehen gemacht hatten, sie verschmähten es nicht, jetzt wieder ihr grünes Bündel von Haus zu Haus zu schleppen — rührsam und fleißig, wie die Biene neu beginnt, der man den Korb ausgehoben.

Aber die Abneigung gegen den durchaus anders gearteten, oft eigennützigen, an Schlauheit dem Christen weit überlegenen Juden war da, und anstatt auch seine guten Eigenschaften zu würdigen und dieselben etwa unter den Christen einzuführen, hat man nur seine schlimmen gesehen und dieselben noch ausgestattet mit den ungeheuerlichsten Phantasiegebilden. Man weiß ja: der Jude vergiftet die Brunnen, raubt Christenkinder, um sie am Osterfeste zu schlachten, sowie er den Heiland gekreuzigt hat — ist das nicht genug, ihn todtzuschlagen?

Die Geistlichkeit hetzte, die Behörde jagte, die Bauernschaft war die Meute und das Jüdlein floh und war schutzlos unter dem Himmel Gottes.

Die Dörfer, denen ein neues Jagdgesetz strenge verbot, nach den Thieren des Waldes zu fahnden, außer es wäre der gierige Wolf, der grimmige Bär, die damals noch das Land unsicher machten — solche Dörfer verlegten sich jetzt ausschließlich auf das Judenfangen.

Einer der schärfsten Judenfänger war Hans Holler, der Ortsrichter von Stübau. Der hatte einst von einem Juden ein steiniges Ackerlein gekauft, und zwar um schweres Geld, weil ihm hinterbracht worden, daß unter den Kieselsteinen des Ackers ein Schatz von eitel Gold und Edelsteinen begraben sei. Aber als er nachgrub, in tiefer Nacht mit Schweiß und Angst nachgrub, fand sich unter den Steinen

nichts, als wieder nur Gestein, und da kam er d'rauf: der Jude habe ihn betrogen. Seither lebte in ihm der tiefe Haß gegen die Israeliten, und als nun der herzogliche Befehl herauskam, war er über alle Maßen vergnügt und hat demselben zur Ehre hernach mit eigener Hand mehr als ein halb Dutzend Juden in's Gefängniß geliefert.

Da war es eines Tages, daß der Ortsrichter von Stübau allein mit seinem stattlichen Stocke vom Nachmittagsgottesdienst aus der entfernten Kirche heimging. Er mußte durch den Göllenwald wandern und kam auf die Heide hinaus, wo nur wenige Stämmchen der Lärche standen Und zwischen diesen Stämmchen hindurch erblickte er nun einen Juden. Der war auf dem Grase gehockt und hatte eben mit Buch und Band Religionsübungen gepflogen. Als er nun den stattlichen Mann gewahrt, hatte er sein Bündel alsogleich fester an sich gerissen und war in seiner flatternden Kutte dahingehuscht. Der Richter setzte ihm nach und rief — so gut es der Athem erlaubte — allerlei fromme Wünsche aus: „Gauschel! Schielendes Jüdel! Du Rabenbraten, wenn ich Dich bei Deinem Geißbart ertappe! — Gauschel! daß Dich die Pest verkoche! Leutanschmierer! Lauter erstunkene Waar' hast in Deinem Bündel! — Der Türk soll Dich spießen, Gauschel! Der Donner soll Dich erschlagen, Gauschel! — Meinen Haushund hast mir vergeben (vergiftet), das zahl' ich Dir! Mit Zinsen zahl' ich Dir's, Jud! Wucherseel'! — Daß Dich die Wölfe zerreißen! — Auskommst Du mir nicht heut', Gauschel, und wenn Dir Dein Gott Isac's und Jakob's zehnmal —!"

Beim Gott Isac's und Jakob's war nun zwar der Hans Holler arg über eine Baumwurzel gestolpert, aber er war schon so nahe hinter dem Juden, daß dieser sah, es gäbe

kein Entkommen mehr, noch mehrmals um ein Bäumlein tänzelte, dann einer alten Rothkiefer zulief.

Die Rothkiefer stand mitten auf der Heide und reckte ihre knorrigen, zuhalb dürren und zuhalb buschigen Aeste hoch und wild in den Himmel hinein. Der Baum war weit und breit zu sehen in der Gegend und oft umkreisten Habichte seine struppigen Kronen. Es ging auch eine Sage, daß die Hexen, wenn sie dem Blocksberge zuritten, auf dieser alten Kiefer Rast hielten, daß der Baum hohl sei und sich der Antichrist in demselben verborgen halte, bis einst ein Blitzstrahl in denselben fahren und den Antichrist loslassen würde. Und was derlei Glaubensartikel der guten alten Zeit mehr waren.

Diesem Baume strebte das verfolgte Jüdlein zu und in der Angst behendig wie ein Eichhörnchen kletterte es mitsammt dem Bündel den Stamm hinan. Hoch hinan von Ast zu Ast, bis es sich oben im dichten Reisergeflechte verkroch und verwob.

Der Ortsrichter von Stüban blieb verwundert stehen, dann sagte er: „Ist mir schon recht das, ist mir recht! Jetzt kommst mir nimmer aus, Jud! Bist schon hin." Machte aber keine Miene, nachzuklettern.

„Ich warte nur und halte hier Wacht," fuhr der Bauer in offener Darlegung seines Planes fort, „bis die übrigen Stübauerleut' aus der Kirche kommen, dann wollen wir Dich schon salben, aber nicht so, wie der Samuel den Saul gesalbt hat! — Sie werden bald da sein."

Da stand nun der ehrsame Hans am Baum zur Judenwacht und hielt den Stock fest in der Hand. Er wartete auf die Leute seines Dorfes, die den Kirchweg zurückkommen sollten, aber immer noch nicht in Sicht waren.

Es war sehr still auf dieser Heide, gar sonntägig still, nur ganz in der Ferne hörte man Hundegebell.

Das Jüdlein oben, welches sich eine Weile gar ruhig verhalten hatte, that jetzt den Mund auf und rief aus seinem Geäste herab: „Mir träumt, der Herr Richter steigt heut auch noch herauf zum Gauschel!"

„Dem Juden nachsteigen!" knurrte der Großbauer, „daß mich Gott behüte! Wir kriegen Dich schon anders herab, mein koscherer Gesell. Wir wollen einmal eins drunterheizen!"

„Gott meiner Väter!" ächzte oben der kleine Alte und zog die Beine ein, als empfinde er jetzt schon den sengenden Qualm.

Allmählich hatte sich der Himmel grau umzogen und die Waldgegend in der weiten Runde lag schier düster da und eine schwere einsame Stimmung verkündete den nahen Abend.

Der Hans Holler stand an der Kiefer und schaute verdrießlich nach den Leuten aus. Allein getraute er sich mit dem Juden, der jetzt eine vortheilhafte Stellung hatte, nicht fertig zu werden. Sollten sie just heute den viel weiteren Thalweg gewählt haben? Daß nur der Teufel an diesem Tag beim Thalwirth gerade eine Tanzmusik geben muß! Da sind stundenweit um alle Beine verhext und finden nicht heim.

„Herrgott Sabaoth, sie kommen!" rief der Jude auf dem Baum.

„Na, Gott sei Dank!" athmete der Hans Holler auf, aber als er sah, wer da kam, stieß er einen kreischenden Schreckruf aus und schoß in rasender Angst um den Baum herum. Die Wölfe kamen, ein ganzes Rudel — pfeilschnell stoben sie, nach einem Sonntagsbraten lechzend, über die Heide heran.

Da wurde der stattliche, sonst so würdevolle Dorfrichter gar behendig, wie eine Wildkatze kletterte er den Stamm empor in's Astwerk — und jetzt waren die Bestien auch schon unten.

Sie umkreisten den Stamm, sie heulten, daß es Einem das Ohr zerriß, sie scharrten an der Baumrinde und bissen wüthend hinein und thaten, als wollten sie's versuchen mit dem Klettern.

„Schön guten Abend, Hans Holler!" spottete der Jude. Dem Dorfrichter verging fast Hören und Sehen. Gerade über seinem Haupte hockt der Gauschel, einen einzigen Fußtritt braucht's und der Hans liegt unten — aber er fällt nicht auf den harten Boden, er fällt auf den Rücken der wilden Hunde.

„Gelobt sei Gott, Hans, Du bist auf dem Stamme Judas. Und geht Dein Wunsch in Erfüllung, daß mich zerreißen die Wölfe, so bist Du bei mir!" So der Jude.

Der Bauer that einen Fluch nach aufwärts und einen nach abwärts, und dann hub er an kläglich zu schreien. Der nächste Waldbestand gab ihm Antwort, sonst blieb Alles still weitum, und es kam keine Hilfe. Die Leute von der Stübau waren längst draußen beim Thalwirth und tanzten in heller Lust.

„Du mußt Dir's bequemer machen, Nachbar," sagte der Jude, „hebe Dich weiter herauf zu mir, die Ungeheuer werden bleiben die ganze Nacht!"

„Gott verdamm's! Gott verdamm's!" knirschte der Hans, der sich zitternd an den Aesten festhielt und die Beine um den Stamm geschlungen hatte, so weit sie reichten. Von jetzt an kehrte er alle seine Schimpfworte gegen die Wölfe und keins mehr gegen den Juden.

Es begann zu nachten. Die Dämmerung wurde zeitweilig durch Blitze unterbrochen, die allmählich auch den Donner aufweckten.

„Heute wird wieder eine Nacht zum Judenpeitschen!" näselte der Gauschel, anspielend auf die unwirthlichen Sturmnächte, in denen Bauernrotten von Haus zu Haus zogen, um etwa beherbergte Israeliten mit Knütteln und Peitschen auszutreiben.

Und in der That, das Gewitter ließ nicht lange auf sich warten. Während unten die Ungeheuer schnobend den Baum belagerten, auf welchem sie gute Beute wußten, kamen da oben die Habichte geflattert, die den Baum gespensterhaft umkreisten, und brauste der Sturm heran. Man hörte ihn zuerst rauschen drüben in den Waldungen, dann sah man ihn beim Schein der Blitze Staub und Sand aufwirbeln über die Heide her, und jetzt — jetzt war er da. Mit Macht faßte er den einzelnstehenden Kieferbaum und rüttelte, daß die Aeste ächzten, und auch die Menschen, so daran hingen.

„Klaue Dich fest, mit Händ' und Füß'!" rief der Jude dem Bauern zu und langte mit der Hand nieder, um den Hans am Arm festzuhalten. Mit vieler Mühe zog er ihn hinan zu sich, wo das Astwerk dichter und schützender war. Da schoß auch schon der Regen und Hagel nieder in das Gezweige, blendende Blitze zerrissen die Nacht und zeigten auf Augenblicke den wilden Aufruhr.

„Und wird er wahr, Dein Wunsch," sagte der Jude, „daß mich erschlägt der Donner, so bist Du bei mir."

Die wilde Gewalt der Elemente steigerte sich, der alte Baumstamm bebte in seinem Grund und krachte und wollte brechen. Die beiden Männer sahen die Todesnoth, sie kauerten nebeneinander auf schwankenden Aesten und beteten laut —

jeder zu seinem Gott. Aber dieser Gott übertönte mit der zornigen Stimme seines Donners die zagenden Gesellen. Und am Fuße des Baumes heulten die Wölfe.

Der Regen währte fort, und als Beide bis auf die Haut durchnäßt waren, suchte der Jude aus seinem Sacke eine Branntweinflasche hervor, trank daraus und wollte sie auch dem Hans zum Trunke reichen. Diesem klapperten vor Frost und Angst die Zähne, aber er trank nicht. Endlich wurde er ganz still und stak wie halbtodt in der Gabel zweier Aeste. Als der viel zähere Jude sah, es bedürfe seinerseits nur eines kleinen Ruckes und der Feind läge unten, die Wölfe befriedigten ihren Hunger, würden sich dann verlieren und er wäre gerettet — als der Jude das Alles so erwog, was that er? Er nahm noch einen scharfen Schluck aus seiner Flasche und — flößte auch dem Hans Branntwein in den Mund, so daß dieser wieder ein wenig zu Kraft und Muth kam. Hansens Stellung war eine so gefährliche, daß ihn der Jude immer wieder halten und stützen mußte, sollte er nicht jeden Augenblick in die Tiefe stürzen.

Und als die Wetter endlich vertobt hatten, als nur noch der eisige Hauch wehte, die Wölfe unten an dem Stocke des Dorfrichters nagten und sich dabei gräulich balgten und bissen — da faßte der Jude Gauschel den Dorfrichter fest an der Hand und sagte: „Hans Holler! Der Christ und der Jude, Du und ich, wir sind Feinde auf den Tod. Dein Gott ist Gott der Verzeihung; der meine ist Gott der Rache."

„Mach's kurz, Jud, mach's kurz!" stöhnte der Dorfrichter, „ich weiß, was ich von Dir zu erwarten habe und daß bei Euch keine Barmherzigkeit ist!"

„Hans Holler," sagte der Jude, „meine Mutter ist gewesen ein Menschenweib, und Deine Mutter ist auch gewesen

ein Menschenweib. Ihr habt mein Volk verhetzt und verfolgt seit alten Tagen. Die wilden Hunde, die der Mensch gezähmt hat und gehegt, die sind geworden seine treuen Hausfreunde; die er verfolgt hat und verhetzt, die sind geblieben wilde Hunde und der Menschen Feind. Du hast meinem Stamm den Untergang geschworen, aber ich tödte dich nicht. Du wirst morgen wieder der mächtige Mann sein, und ich der verhaßte Jude, den ihr peitschet, aber ich tödte Dich nicht. Meine Mutter ist gewesen ein Menschenweib."

Weiter hat der Jude nicht gesprochen und auch der Hans Holler hat kein einziges Wort gesagt. Sie saßen fiebernd beisammen auf dem Baum die ganze Nacht. Der Gauschel hatte sein Bündel geöffnet, um mit dessen Lappen sich und seinen Nachbar vor dem ärgsten Frost zu schützen. „Ich bin solche Nachtherbergen wohl gewohnt," sagte er, „aber der Herr Richter mag daheim haben ein besseres Bett."

Und als es Morgen ward und die lieben Vöglein wach wurden im Walde, als draußen im Thale die Heerden auszogen mit ihrem Geschelle und die Hirten mit ihrem Geschrei, da verließen die Wölfe den Baum und zogen sich mit hängenden Schweifen in die Wälder zurück.

Als hernach die beiden Männer mit halberstarrten Gliedern vom Baume niederkletterten, nahten eben die Knechte des Hans, die früh aufgestanden waren, um ihren nicht heimgekehrten Herrn zu suchen. Als sie das Jüdlein sahen, wollten sie alsogleich darüber herfallen. Der Dorfrichter wies sie zurück, legte die Hand auf des Juden Schulter und sagte: „Den laßt in Ruh'!"

Sie staunten sehr, als er den armseligen Gauschel mit in sein Haus nahm. Nachdem sich dort die Beiden von der schrecklichen Nacht erholt und erquickt hatten, sagte der Hans

Holler zum Israeliten: „Bleib' bei mir und laß Dich taufen, ein Christ bist Du ohnehin."

Sagte hierauf der Jude: „Ich bleibe meinen Vätern treu!" Und torkelte davon.

Hans Holler, der Dorfrichter von Stübau, blickte ihm lange nach, mit Kopfschütteln und seltsamen Gedanken, und hat von diesem Tage an keinem Hebräer mehr ein Leid zugefügt. Die alte Kiefer auf der Heide wurde seit jener Nacht der Judenbaum genannt. Heute steht sie nicht mehr, aber an ihrer Stelle eine junge, frische. Denn so hat's der Hans seinen Nachkommen befohlen: „Der Baum sei das Denkmal, daß die Begebenheit nicht vergessen werde. Pflanzet ihn nach!"



Wie der Blindschleicher zu Einer gekommen ist.

Der Blindschleicher war ein hübscher Bursche — aber dumm. Man sollte also meinen, daß er bei den Weibern sein Glück gemacht hätte. Aber die Zesendorferinnen sind ein besonderer Schlag; „keinen Bidling allein mögen sie nit", wie eine ihrer Wortführerinnen einmal dargethan hatte.

„Ich bin ja kein Bidling (Rumpf) nit!" hatte sich hierauf der Blindschleicher scharf vertheidigt.

„Du bist ein Bidling!" rief sie, „weil Du keinen Kopf hast."

Daß er alsogleich mit beiden Händen nach dem seinen griff, war ein Beweis, daß sie Recht hatte.

Bestätigt hatte den Umstand erst die Militärcommission bei der Recrutirung. Den sechs Schuh langen Kerl ließen sie heimgehen, „weil er um einen Kopf zu kurz sei".

Indeß wußte der Blindschleicher recht gut, daß man die Weiber nur mit Schmeicheleien besticht; und daß zum Schmeicheln und Courschneiden gerade nicht viel Kopf dazu gehört, das weiß männiglich. Aber der hübsche Gärtnergehilfe hatte nachgerade gar nichts Gangbares in seinem Obertheil — und

gar nichts ist doch zu wenig. Er war süß wie eine gezuckerte Feigensuppe. Wenn er ausging, hatte er seine Knopflöcher voll Rosen und Knospen. Wenn schon eine Rose reizend ist, wie sie Andere tragen, meinte er, so würden mehrere wohl noch reizender sein. Alsdann die Haare mit Schweinefett glatt und glänzend gemacht, und wie ein fescher Wiener an beiden Ohren „Sechser" gedreht! Aber einmal zeigte ein vorbeitreibender Kuhhirt nach ihm und sagte: „Das ist ja kein Sechser!"

„Was denn?" fragte der Blindschleicher.

„Das ist ein Fünfer!"

Das wollte den Gärtner schier verdrießen, denn es war ihm, als ob man in der Bauernschaft auch einfältige Leute „Fünfer" nenne. Und hatte hierin nicht Unrecht.

Das Halstuch trug der hübsche Bursche stets in Fahnen, und zwar in hellfarbigen. Das zeigt Flottheit an und lockt die Mädchen. Doch anstatt der Mädchen gingen die Truthühner auf ihn los, die ihn öfter als einmal gackernd durch's halbe Dorf jagten.

Mit Männern war er etwas ungeschlacht und wich ihnen gern aus, weil sie ihn entweder aufzogen oder unbeachtet ließen, je nachdem sie übermüthig oder ernsthaft waren. Bei den Weibern that er gar holdselig, und oftmals seufzte er in sich hinein: „Ich möcht' Eine haben! Wenn ich nur Eine kunnt kriegen!" Lange Zeit hatte er nicht gewußt, warum das Plangen war, aber allmählich sickerte das Gefühl in einem Punkt zusammen und endlich wuchs es sich heraus, warum er Eine haben möcht'! Nämlich, daß er sagen könnte: „Wenn Ihr mich auch hänselt, kriegt hab' ich doch Eine!" — Besonders Eine war, vor deren Angesicht er zerschmolz, wie Butter in der Sonne.

Das war die Rothruben-Liese, Jungmagd im Zaunhof. Das war die Lebfrischeste im Gau und nach Der stand sein Sinn.

Aber der Blindschleicher klagte es seinem Freund, dem Nachtwächter, als sie in einer Nacht durch das stille Dorf hinschritten. „Mein Mensch," klagte er, „Du glaubst mir's nicht, was ich für ein Kreuz hab'. 's ist eine Schand und ein Spott, wie mir nach der Rothruben-Liese plangt!"

„So greif' zu!" rieth der Nachtwächter.

„Greif' zu, Narr, wenn sie nichts von Dir wissen will!"

„Von mir braucht sie nichts zu wissen. Ich hab' meine Alte höllisch fest an mir."

„Von *mir* will sie nichts wissen!" sagte der Blindschleicher. „Was ich ihr *schön* thu', Freund! Und sie! Wenn ich sag' zu ihr: Liese, guten Morgen, Liese! so sagt sie: Leck' Salz! Und wenn ich sag': Du bist so viel schön, Liese! so sagt sie: Und Du bist so viel gescheit, Burschl."

„Und gefreut Dich das nicht?" fragte der Nachtwächter.

„Wie kann's mich denn gefreuen, wenn sie nachher wieder sagt, sie mag nur einen Dummen. Das ist schon eine Verschwefelte, die Liese! Und wenn ich ihr ein Röselein geben will und sag': So bist Du, wie das Röselein da, so roth bist Du und so gut riechst Du und so scharf stichst Du! — nimmt sie mir das Röselein so lieb aus der Hand und hält es der Geiß hin zum Fressen."

„'s hat eilf geschlagen!" rief der Nachtwächter laut, „und Du, mein lieber Blindschleicher," setzte er leise bei, „Du mußt es ganz anders angehen, wenn Du Eine haben willst."

„Ich möcht' schier verzagen," klagte der Gärtnerbursche und es war ihm traurig um's Herz, hell zum Weinen. „Und wie oft hab' ich ihr schon gesagt: Goldene Liese! Diamantene

Liese! hab' ich gesagt, Du schmeckst wie Butter und Honig, ich streich' Dich auf mein Brot, ich fress' Dich vor lauter Gernhaben, hab' ich gesagt, ich küsse Dir die Fußsohlen und salbe Dir die Fersen mit meinem Bart, habe ich gesagt, wie das Sauerkraut in dem Kübel, so kannst Du mich treten mit Deinen Füßen und mit den Knien mich zerquetschen, wie Du willst, von Dir thut mir gar nichts weh. Du kannst mir mit Deinen Armen den Hals zusamm'schnüren und mich mit Deiner Wang' ersticken, 's thut mir gar nichts weh', Du bist mein himmlisches Paradeiserl. — So schön hab' ich gesprochen, denn ich, wenn ich einmal anfang'! Bedenk' mein gluthheißes Blut! hab' ich gesagt!"

„Und was hat sie Antwort geben?"

„Geh' zum Bader aderlassen, hat sie mir Antwort geben. Oh, sie ist ein Stein, mein Mensch, sie ist ein Stein."

„Sei getröstet, Junge," sagte der Nachtwächter, der ein braver und erfahrener Mann war. „Wenn sie ein Stein ist, so laßt sich reden. Steine hebt man nicht mit Winseln und Streicheln, mein Holder. Den Stein auf dem Erdboden muß man erst mit einem tollen Stoß locker machen, dann kann man ihn heben. Verstehst mich?"

„Meinst, daß ich ihr in die Seiten rennen soll, der Liese?"

„Nicht ganz so scharf. Es giebt auch Gleichnisse auf der lieben Welt, mußt Du wissen, und wenn ich Dir zum Beispiel sag': Du bist ein Esel, so ist das nicht gerade so auf's Wort gemeint, es ist nur ein Gleichniß."

„Ja, ja," versetzte der Blindschleicher, „schau, wenn Du mir so was sagst, so verstehe ich's leicht, Du bist auch nicht grob und Du bist mein liebster Freund. Aber wenn ich nur 's Mädel haben kunnt!"

„Die Weiber," so belehrte jetzt der Nachtwächter, indem er stehen blieb und sich auf seinen langen Spieß stützte, „die Weiber sind eine ganz besondere Art Gottesgeschöpf. Der erste Mensch, der ist dem Gottschöpfer nicht gar gut gerathen, wie's halt schon geht, so lang man's noch nicht in der Hand (Uebung) hat. Ist ein simpler, hölzerner Mann d'raus worden. Aber der zweite Mensch, der zweite — mußt betrachten — der ist ihm schon besser gerathen, ist gar was Wunderliches d'raus worden, viel anders beschaffen, als der Mann — so viel fein, so viel fein. Ich sag' Dir's kurz: Der Mann ist des Gottschöpfers Lehrbubenarbeit, das Weib ist sein Meisterstück. — Sie haben ihre Eigenheiten, daß es gar nicht zu glauben ist! Aber ich kenne sie doch, die Weiber, ich kenne sie! So ein alter Nachtwächter, mein Lieber, der alle Stund' der Nacht sein Aug' offen hat, der kennt die Sachen! Wenn Du Eine mit Feinheiten und Süßigkeiten nicht gewinnst, so denke, daß man alle Vögel nicht mit Zucker ködert. Versuch's mit Deiner Liese, beleidige sie einmal. Nicht so halb und halb, sondern tüchtig; thu' ihr was an, daß sie an Dich denkt und daß sie was schmerzt, wenn sie an Dich denkt; sie wird schon aufhören zu hänseln, Du wirst ihr nicht mehr gleichgiltig sein, sie wird Dich vielleicht sogar hassen, aber, mein Freund, Du mußt wissen, daß der Haß viel näher bei der Liebe steht, als die Gleichgiltigkeit. Ich kunnt Dir Geschichten erzählen, wo just die größte Lieb' mit Zorn und Schmerz angefangen hat. Und das meine ich mit dem Stoß und daß der Stein nur einmal locker wird. Eine herbe, rücksichtslose Mannesthat, mein Lieber! Probir's mit der Liese, verlieren kannst nichts. — Es hat zwölfe g'schlagen!"

Ob die Stunde schon aus war, ist nicht erhärtet, aber gerufen hat er sie. „Denk' nach darüber," sagte er noch.

Der Blindschleicher ging seiner Wege und traf umfassende Vorbereitungen, darüber nachzudenken. Er ging stundenlang zuerst den Bach entlang; aber wie kann Einem denn was einfallen, wenn das Wasser so rauscht! Dann schlich er über die Felder, da waren es wieder die Grillen, oder es stand dort eine schwarze, räthselhafte Gestalt, die möglicherweise ein Geist sein konnte. Zwar hatte ihm der Schulmeister einmal gesagt: „Blindschleicher, ich gebe Dir mein Wort, vor einem Geist kannst Du sicher sein!" — aber wer weiß! Es ist ja doch ganz sündhaft, so in der stillen Nacht was ausdenken, wie man der Liebsten was Böses anthun kann. „Meinetwegen, auf die Sünd' schau' ich nicht, wenn ich sie nur bekomm'."

Erst als er in seiner Kammer die Stiefel auszog, fiel's ihm ein: „Auf dem Kirchweg', wo es alle Leut' sehen, schlagst ihr einen Haspel (ihr ein Bein stellen, einen Fuß ausschlagen), daß sie auf die Straßen fällt." Als er jedoch im Bette lag, gefiel ihm diese Sache nicht recht. Da ist's vielleicht vernünftiger, er thut das, was der Holzfranzl seiner untreuen Geliebten einmal gethan hat, er führt sie in's Wirthshaus und läßt ihr abgeschmälzte Zwetschkenkörner vorsetzen. Nur ist es wahrscheinlich, daß die Liese gar nicht mitgeht. Am tiefsten freilich, meinte er, würde er ihr damit weh' thun, wenn er hinginge und sagte: „Liese, Du liebst mich nicht, lebe ewig wohl, ich geh' sterben!" — Das war ein Gedanke! Der Blindschleicher erschrak nachgerade darüber, daß in seinem Haupte ein so gewaltiger Gedanke aufgestanden war, der konnte darin kaum aufrecht stehen, er stieß überall an — schließlich that dem armen Burschen der Kopf weh', und am nächsten Morgen, als er aufstand und die helle Sonne auf die Blumen des Gartens schien, war er sich darüber klar: Blindschleicher, vom Sterben sagst nichts.

Derselbe Tag war ein Sonntag, er zog also ein strammes, aschgraues Beinkleid an, eine gelbgeblümte Weste mit der kirschrothen Cravatenfahne darüber, besteckte die Knopflöcher des blauen Jaketels mit Rosenknospen, auch das braune Rundhütchen mit Rosmarin, strich die Haarsechser in zierlichster Ordnung gegen seine beiden Wangen heraus, that dem sprossenden Bärtlein etwas zugute, und wie ihm nun der Spiegel bestätigte, daß er unwiderstehlich sei, schwoll sein Herz plötzlich in der Ahnung: „Blindschleicher, heut' ist ein besonderer Tag, heut' wirst Du Eine kriegen!"

Es war ein fast feierlicher Gang hin durch die schattige Kastanien-Allee gegen die Zesendorfer Kirche, und bei diesem Gange nahm er sich vor: am heutigen Nachmittag will er die Liese aufsuchen und schwer beleidigen. Sie weint, sie schmollt, er bittet ihr's ab, dann steht die Sache schon ganz anders. — Sollte aber dieses äußerste Mittel bei der Rothruben-Liese nicht verfangen, so thut er auf sie nicht weiter speculiren, sondern beleidigt eine Andere. Beleidigen läßt sich eine Jede, das ist das Wenigste!

„Da geht schon wieder der Dirndljager!" kicherte ein loser Junge, als der Blindschleicher an einer Gruppe von Burschen halb hochmüthig, halb befangen vorüberschlich. Den, der da gerufen, möchte er nun auch beleidigen, aber doch um ein Anderes, als die Mädchen.

Als er zur Kirche kam, wo sie gerade zum Hochamte läuteten, so daß sich die Leute zur Thür hineindrängten, that als guter Christ auch der Blindschleicher mit. Und wie er im Gedränge so zurückblickte, wer's denn hinten gar so eilig habe, sah er ganz nahe an sich — die Liese. Sie kicherte mit mehreren Burschen, die sich neben sie heranpreßten. Der Blindschleicher sah den Weihbrunnkessel, worin jeder die Finger

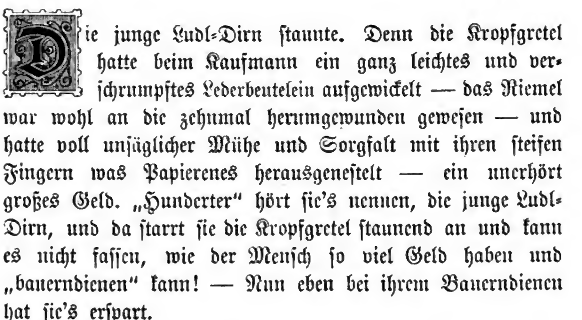
eintauchte, um sich und die Fernerstehenden, die nicht zum Kessel gelangen konnten, zu besprengen. In dem Augenblicke fiel dem Gärtnergehilfen ein: „Jetzt thu' es, jetzt beleidige sie." Tauchte seine gehöhlte Hand in's Wasser, rief: „Da ist auch Eine, der man den Teufel austreiben muß!" und schüttete der Rothruben-Liese den ganzen Inhalt der hohlen Hand in's Gesicht.

Die Liese that einen Athemstoß, sagte hell und laut: „Er ist schon heraußen!" und versetzte dem Burschen mit klatschender Hand Eine auf die Wange.

Und das ist die Geschichte, wie der Blindschleicher zu Einer gekommen ist.

Die Postsparcasse.

Ein Dorfbild aus jüngsten Tagen.



Die junge Ludl-Dirn staunte. Denn die Kropfgretel hatte beim Kaufmann ein ganz leichtes und verschrumpftes Lederbeutelein aufgewickelt — das Riemel war wohl an die zehnmal herumgewunden gewesen — und hatte voll unsäglicher Mühe und Sorgfalt mit ihren steifen Fingern was Papierenes herausgenestelt — ein unerhört großes Geld. „Hunderter" hört sie's nennen, die junge Ludl-Dirn, und da starrt sie die Kropfgretel staunend an und kann es nicht fassen, wie der Mensch so viel Geld haben und „bauerndienen" kann! — Nun eben bei ihrem Bauerndienen hat sie's erspart.

Sie hätt's aber nicht erspart, wenn der Bauer nicht so arm gewesen wäre und ihr den Jahrlohn nicht allemal schuldig bleiben hätt' müssen. Ist auch ein gutes Sparbüchsel, so ein Bauerngut. Nur daß man's gerichtlich zusammenschlagen muß, wenn man sein Geld haben will. Selb' ist freilich wahr. — Was sie ihr jetzt nur kauft dafür? Gewiß einen seidenen Kittelzeug und einen Feigenkranz dazu, zum Naschen, nicht? — Ein schwarzes Hosentuch kauft sie; werden zwei Meter genug sein? Er hat schreckbar lange Füße. — Wer?

— Nachher braucht sie einen Hutbuschen mit rothseidenem Band, ebenfalls für ihn. Für den Bräutigam.

„Heiraten thut sie!“ schreit die Ludl-Dirn auf und für sich denkt sie weiter: Daß diese alte Kropfmirl auch noch Einen kriegt! Na, wenn Eine halt Geld hat! Wahr ist's richtig: wenn Eine Geld hat, bleibt sie alleweil jung und schön. Wo nur ich den Hunderter werd' hernehmen, wenn ich ihn einmal brauch' zum Schönsein! —

Da stand im selbigen Augenblick neben ihr der Gemeindeschreiber, der den Kaufmann nach den Gänsefedern fragen wollte, ob sie schon da wären, die bestellten, denn er war noch ein Schreiber, der's mit Gänsefedern gelernt hatte. Die Stahlfedern mit dem nackenden Stiel geben kein Ansehen. Der Herr Gemeindeschreiber aber begehrt Ansehen, und so giebt er sich's jetzt selber. Als ob er die Gedanken der jungen, hübschen Ludl-Dirn errathen hätte, sagte er nun zu ihr: „Na, Mädl, ist kein schlechter Fetzen, dort der Große, gelt?“

Ihre Augen waren noch immer auf den Hunderter gebannt.

„Kannst auch einen haben,“ sagte der Schreiber.

„Müßt mir ihn unser Herrgott nur vom Himmel schneien, sonst wüßt ich nicht, wie.“

„Ah na, das thut er nicht,“ meinte der Schreiber.

„Nu schau!“ sagte die Ludl-Dirn, „von der Erden wachst er auch nicht heraus. Schenken thut mir ihn Keiner, zum Beerben habe ich keine Leut', das Stehlen ist nicht der Brauch.“

„So bleibt Dir noch das letzte Mittel, um zum Hunderter zu kommen — mußt ihn Dir ersparen.“

„Wer nichts hat, kann nicht sparen!“ lachte sie lustig auf und hielt die flache Hand hin, auf der einige Kupferkreuzer lagen: „Das ist mein ganzes Vermögen. Ich will mir just

dafür Bockshörndln (Johannesbrot) kaufen. Sonst krieg' ich nichts für die paar Bettlerkreuzer." Sie lachte, daß es ihren ganzen Körper schüttelte; es ist doch gar zu spaßig, wenn man nichts mehr kriegt für sein ganzes Vermögen, als ein paar Bockshörndln.

„Es sind ihrer fünf," bemerkte der Gemeindeschreiber, der ein gutes Auge hatte, Münzen in einer offenen Hand rasch zu zählen. „Willst einen guten Rath von mir haben, Mädel?"

„Ein guter Rath, wenn er kosten nichts that!" sang die Ludl-Dirn.

„Kosten thut er nichts, aber werth kann er viel sein, heißt das, er wachst, wenn Du ihn heut' anbaust; bis zum Hunderter kann er hinanwachsen. Die Leute haben wieder was Neues aufgebracht und das paßt für die saubere Ludl-Dirn, und besser wie ein Sammtjöpperl. Schau, da über der Gasse ist die Postkanzleithür, dort gehst hinein und kaufst für die fünf Kreuzer eine Sparkarte. Und nächsten Sonntag, wenn Du wieder in's Dorf gehst, steckst ein Stücklein Brot in den Sack, und wenn's Dir gelüstet nach Bockshörndln, beißt in's Brot und die fünf Kreuzer tragst in die Postkanzlei und kaufst eine Marke für die Sparkarte. Ein andermal nimmst statt den Bockshörndln einen Schluck Wasser und kaufst eine Marke für die Sparkarte.

„Du foppst mich!" rief das Mädchen, „wenn der Mensch mit Karten anhebt, so wird er sein Lebtag nichts ersparen."

„Es kommt darauf an, was es für Karten sind, mein schönes Dirndl. Spielkarten möchte ich Dir freilich nicht rathen, aber die neuen Sparkarten, die sind wie ein Sparbüchsel: kannst die Kreuzer beim Loch hineinstecken. Der Unterschied ist nur: Im Sparbüchsel liegt das Geld todt dahin,

hinter der Sparkarte bleibt es lebendig, hilft dem Land und dem Kaiser wirthschaften und wächst. Hast es vonnöthen, so kriegst es alle Zeit wieder zurück. — Jetzt höre aber weiter, mein lieb' Dirndl: wenn Du's so weit gebracht, daß Du fünfzig Kreuzer für Sparmarken ausgegeben hast, dann nimmt Dir der Postmeister die Karte weg —"

„O Du Wichtling, Du schlechter!"

„— und giebt Dir dafür ein Sparcassebüchel. Jetzt hebt's erst recht an zu wachsen und wenn Du fleißig dazulegst — brauchst gar nicht erst in die Stadt zu gehen oder zu schicken, kannst Alles bei unserem Postmeister abmachen; und wenn Du die Kreuzer, die sonst etwa auf Naschwerk oder Schmuckflitter — was weiß ich, was Ihr Weiberleut' für Sachen treibt's — d'rangingen, hübsch zum Postmeister trägst und in's Büchel schreiben läßt, so hast Du nach zwanzig Jahren, wenn Du so alt bist, wie heute die Kropfgretel, vom Kaiser einen Hunderter einzubringen. Nachher bist auf einmal wieder schön und jung. Ist's recht?"

„Und wird er's hergeben, der Kaiser?" warf die Ludl-Dirn bedenklich ein; „wenn er's nicht hergeben will, so kann ich nichts machen. Er ist der Stärkere, er hat seine Soldaten."

Das war aber so fast in Spaß gesagt, denn wenn's d'rauf ankäme, einen Soldaten hat sie auf ihrer Seite!

Nun, sie probirt den Rath, just der Kropfgretel ihres Hunderters wegen probirt sie ihn und geht zum Postmeister.

Vom Postamt schräg über ist der Tabakverlag mit der Lotto-Collectur. Der Collectant steht vor seiner Thür und schimpft. Heute hat er verwunderlicherweise Zeit dazu. Die Leute tragen ihr Geld in die Postkanzlei. „Ja, ja, ja!" brummt er, „weil's halt wieder was Neues ist. Da rennen sie wie die Schafböcke! Können ihrer paar Kreuzer gar nicht

früh genug ledig werden. Ist erst noch eine Frage, meine lieben Leute, ob Ihr's wieder zurückkriegt!"

„Giebt's Deine Lotterie zurück, was man in ihr einlegt?" ruft ihm der Gemeindeschreiber über die Gasse zu.

Der Collectant zieht sich in seine Behausung, 's ist ihm übel zu Muth und der Adler über der Thür reckt alle zwei Köpfe gegen das Postamt hinüber, als sei's ihm endlich hier unheimlich geworden und wolle er abfliegen.

Die Ludl-Dirn ist ihrem Ziel schon ganz nahe, aber an der Mauerecke hockt ein alter Croat, der schüttelt einen Sack, daß es raschelt. Hat „Nussen" drin.

Wie viel er ihrer um einen Kreuzer gebe? fragt die Ludl-Dirn.

„Ihrer zwölfe."

Was sie die Nussen gern ißt! Das ist ihr liebstes Essen auf der Welt. Der Krämer knackt rasch eine auseinander. Buttergelber Kern! — „Her um einen Kreuzer! Für den Anfang zum Sparen sind vier genug. Mit vier Rössern fahrt der Herr Graf spazieren und ein fünftes Rad am Wagen ist eh nicht viel nutz."

Wie sie hernach mit ihrem knorpeligen Handbündlein in die Kanzlei tritt, erklärt der Postmeister mehreren Bauernknechten und Mägden gerade die neue Einrichtung der Postsparcassen.

„Jedes Postamt ist eine Sparcasse, jeder Postmeister Sparcassebeamter. — Wer fünfzig Kreuzer einzahlt, der kriegt ein Büchel. Da wird sein Name hineingeschrieben, sein Stand, sein Alter und wo er geboren ist."

„Warum denn?"

„Weil das Büchel nur für seine Person gilt und daß es kein Anderer, wenn er's zufällig oder gestohlenerweise

in die Hände kriegt, benutzen und das Geld herausnehmen kann."

„Wenn man aber das Geld von der Postsparcasse zurückhaben will?"

„Kriegst es, wann Du willst, aber aufkünden mußt es früher. Wie man das macht, sagt der Postmeister oder thut es selber; ist nicht so umständlich, wie's aussieht. In etlichen Tagen hast Dein Geld."

„Wenn ich aber krank bin und selber nicht auf's Postamt gehen kann, die Aufkündigung zu machen oder das Geld zu heben?"

„So schickst Du einen Bevollmächtigten mit Deinem Büchel, der sich ausweisen muß. Kannst beim Einlegen vorsichtshalber mit dem Amte auch ein heimliches Wort verabreden, ein Losungswort, das im Amte aufgeschrieben wird und das Du hernach beim Beheben selber sagst oder dem Bevollmächtigten angiebst, daß er das Geld kriegt."

„Wie viel die Postsparcasse Zins zahlt, möchte ich wissen."

„Drei Percent."

„Pfui Teufel!"

„O nein, mein Lieber! Das ist viel, wenn Du bedenkst, daß das Geld so sicher angelegt ist, als etwas auf der Welt sicher sein kann. Der Staat haftet dafür mit seinem Kopf! Dazu zahlst keine Steuer für dieses Geld, beim Einlegen und Beheben keine Stempel. Das Büchel darf Dir nicht gepfändet werden, von den Gläubigern nicht weggenommen. Ist überhaupt, wenn Du's selber nicht sagst, wie ein Beichtgeheimniß, daß Du Geld in der Postsparcasse hast."

„Brav, recht brav. Wäre halt gut, wenn Einer recht viel einzulegen hätte!"

„Allzu viel ist ungesund, so beim Essen und Trinken, beim Arbeiten und Sparen. Hast Du mehr als tausend Gulden in der Postsparcasse, dann kriegst keine Zinsen. Der Staat behält sie für ärmere Leut', als Du bist."

„So darf der Mensch nicht reicher als tausend Gulden reich sein?"

„Im Postsparcassebüchel nicht. Er kann sich aber von dem, was er über die Tausend hat, von der Postsparcasse Staatspapiere kaufen und von ihr aufbewahren lassen; da kann er auch zu höheren Zinsen kommen, aber er muß für Alles Steuer und Stempel zahlen und hat mit dem Ueberschuß keine Extrabegünstigungen mehr."

„Unsereins kennt sich nicht aus bei solchen Sachen. Ob man sich auf die Postbeamten wohl auch allemal verlassen kann?"

„Daß man das Einlagsbüchel, wenn man's kriegt, anschaut, ob wohl auch Alles richtig drin steht, besonders der eingezahlte Betrag, der Tagesstempel und die Unterschrift des Beamten, das versteht sich von selbst, das geschieht auch bei allen anderen Geschäftsverträgen so. Und ist's, daß einmal was Unrechtes vorkommt, so schreibt man die Klage schnurgerade an das Postsparcasseamt in Wien. Für solche Briefe, selbst wenn man sie recommandiren läßt, braucht nicht ein Kreuzer Porto gezahlt zu werden."

So erklärte und belehrte der Postmeister, und er hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß so ziemlich Alles in die Köpfe hineinging. Ja, wo sich's um's Geld handelt, da paßt der Bauer auf und ist gelehrig. Sie zahlten wacker ein. Einzelne nahmen Sparkarten, die mit so viel Fünfkreuzermarken beklebt wurden, als sie fünf Kreuzer eingezahlt hatten. Andere fanden, daß sie am Ende auch die fünfzig

Kreuzer oder noch mehr ledig machen könnten, um gleich zu einem ordentlichen Büchel zu kommen. Und als sie das Büchel mit Inschrift und Zugehör in den Sack schoben, dünkten sie sich reicher, als früher, da sie das entsprechende Baargeld bei sich getragen. Es war ihnen schier, als wachse das Büchel im Sack, es war ihnen, als hätten sie Samenkorn ausgesäet und sie wären sicher vor Frost und Hagelschlag und dürften den Tagen der Ernte wohlgemuth entgegensehen. — Ja, der Bauernknecht ist kein Schelm mehr, er leiht dem Land und dem Kaiser Geld! — Wie sie so schön glatt und weiß sind, die Blätter im Büchel, als wollten sie sagen: Sparet, sparet, wir haben Platz für gute Ziffern, wir warten schon darauf.

Endlich, da sich das Gedränge in der Poststube gelockert hat, ist auch die Ludl-Dirn da. Sie will um vier Kreuzer eine Sparkarte nehmen.

„Ja, meine Liebe," sagt der Postmeister, „Du bist zwar sehr artig und hübsch, allein um vier Kreuzer habe ich keine Sparkarten zu vergeben. Die Sparsamkeit, mußt Du wissen, fängt erst mit fünf an."

„Aber was fang' ich jetzt an?" fragt das Mädchen, „den fünften Kreuzer hab' ich halt nicht bei mir."

Wie vom Teufel hingestellt, so steht er jetzt da, halb auf den Füßen, halb an die Mauer gelehnt, der Urlauber-Toni. Der dreht seinen Schnurrbart, solcher ist ganz jung und weich und will noch nicht Hörnchen machen. Da meint die Hand, sie hätte was Besseres zu thun und fährt in den Hosensack und kommt mit dem Geldtäschchen zurück: „Du kreuzfeine Ludl-Dirn, ich will Dir den Kreuzer leihen!"

„Oh nein, lieber Toni!" sagt sie, „Dein Schuldner sein ist mir zu gefährlich. Da gebe ich lieber dem Croaten die

Nussen zurück, wenn's denn heut' schon einmal gespart sein muß!"

„Ja, heut' ist der Sparsonntag," sagt der Postmeister „ein neuer Festtag."

„Ein neuer Fasttag," sagt der Urlauber-Toni und reibt sich an der Wand, daß der Ludl-Dirn zu Sinn kommt: Ist schade um seinen Lodenrock! so ein Reiben da kann ich was nicht leiden.

„Dirndl," flüstert der Urlauber herüber, „ich weiß recht gut wie es steht; willst schon Du nichts geschenkt von mir, so kaufe ich Dir Deine Nussen ab."

„Das gilt!"

Jetzt hat sie ihre fünf Kreuzer wieder, jetzt kauft sie die Sparkarte, jetzt hebt sie den Hunderter an. Bis sie einen Mann kriegt, meint sie in Demuth, wird er wohl fertig werden.

Das war nun freilich fehlgerathen. Die Nussen hatte sie zwar aus ihrem blumigen Tuch in die Zipfelmütze des Toni hineinrollen lassen, und der Toni denkt: Heut' ist der Nußknacker-Sonntag. Sie soll die zwölf an mir gut verkauft haben.

Sie schlug den Heimweg ein und er ging ihr nach.

Als sie durch den Lärchenschachen kamen, wo der aufgelassene Freischurf ist, in welchem unternehmende Stadtherren Kohlen gesucht und Steine gefunden hatten, schüttelte der Urlauber seine Zipfelmütze, daß die Nüsse raschelten.

Die Ludl-Dirn wendete ihren Kopf zurück, da war er ihr auch schon verdreht. Sie war ihm nachgerade feind, dem Toni! Sie wußte selbst nicht, warum sie just dem Toni so feind war. Ein so netter und hübscher Bursch! Und bei den Soldaten! Und hat in der vergangenen Kirchweih so viel mit

ihr getanzt, und hat sie, weil's schon spät geworden, heimbegleiten wollen. Sie hat's nicht angenommen, da ist er geblieben und hat mit einer Andern getanzt. Sie mag ihn nicht. — Jetzt fragt er sie, ob sie mit ihm Nüsse essen will.

„Nein," sagt sie.

„Gut," sagt er, „so esse Du die Schalen. Mit den Kernen werde schon ich allein fertig."

„Du bist gar nicht fein," sagt sie.

„Und Du bist so viel stolz," sagt er, „weil Du halt schon was in der Sparcasse hast! Geh' Dirndl, sei gescheit. Schau, der Weg ist lang. Mitunter muß der Mensch rasten und Nüsse knacken. Nachher rücken wir wieder an."

Feine Ludl-Dirn! Schöne Ludl-Dirn! Hättest Du doch lieber den Kreuzer von ihm geschenkt genommen! Jetzt thut er die Nussen vor und Du kannst sie nicht annehmen und kannst sie nicht ablehnen — Du ißt sie einmal zu gern! — Auf dem Reisighaufen, den der Waldbauer just an den Weg zusammengeschleppt hat, rastet sich's gar nicht schlecht. Und der Toni knackt so manierlich, schnellt die Schalen auf den Moosboden hin und schiebt ihr den Kern so artig in den Mund.

Ist nur gut, denkt sich das in Freude halbbetäubte Dirndl, ist nur gut, daß in der Sparcasse die fünf Kreuzer schon wachsen. Wenn sich der Hunderter nur bald auswachst, denn so lang wie die Kropfgretel warte ich mit dem Heiraten nicht. — Es könnte Einem angst und bange werden, wenn zwei solche Leute gar so gut miteinander bekannt sind. Aber es geht gut aus.

Der Urlauber-Toni zieht nicht lange um, was er denkt, es sei das Richtige, das thut er gleich. Heute — da ich dieses rasch und mit Freuden anmerke — sind die Beiden

Brautleute. Von Tag zu Tag legen sie ein Scherflein in die Sparcasse — das Capital wächst.

Es müßte schlimm zugehen, wenn wir nicht bald auch sonst Erfreuliches von der neuen Sparcasse zu berichten hätten. Man sieht, sie ist eine geschickte Heiratsstifterin.



Wilde Musikanten.

Typen und Gestalten.

Woven das kommt, daß der Aelpler mehr natürlichen Kunstsinn und künstlerische Fähigkeit zeigt, als der Flachländer? Es liegt nicht allein darin, daß der Süddeutsche, der Alpenbewohner ein regsameres Gemüthsleben führt, als etwa der geistesgewandtere Norddeutsche gegen die Küsten der Ostsee hin, und daß im Süden der sinnfällige katholische Cultus bedeutenden Einfluß auf das künstlerische Empfinden der Bevölkerung hat. Gewiß sind das wesentliche Gründe; doch vergessen darf nicht werden, daß in den Alpen die Natur selbst Künstlerin ist. Wer baut die gewaltigen Berge auf und schmückt sie mit den Wundergebilden der Felsen und deckt sie mit Gletschern ein? Wer malt die Tafeln und Seen und das Feuer des Alpenglühens? Wer giebt das Rauschen des Windes im Tannenwald, das Brausen des Sturmes in den Felsriffen, den klingenden Wiederhall in den Bergwänden?

Vor Allem die Musik hat in den Bergen ihre Heimstätte, sei es in dem Pastorale des Vogel- und Hirtengesanges, sei es in der Art der „Zukunftsmusik", die der krachende Donner im Gebirge und der schmetternde Lawinensturz treibt.

Es ist behauptet worden, der Urkeim des Volksliedes entstamme dem Klingen der entschälten Baumstämme, die der Holzknecht in die Tiefe schleudert, dem Schreien des Rehes und den gezogenen Lauten der Hausthiere. So weit gehen wir nicht, gewiß aber ist es, daß die kräftige Lunge des Aelplers, die leichte reine Bergluft, das leichtentfesselte Hallen und Schallen in Wäldern und Wänden dem Gesange förderlich ist. Das mächtig hinausgestoßene, eigenartig helle Jauchzen und Jodeln (dieses Lied ohne Worte) ist so specifisch alpin, daß es ohne Aelplersbrust und Bergeshöhe kaum denkbar erscheint.

Da giebt es im Gebirge Leute, die fortwährend singen. Sie steigen bergauf und springen thalab und singen. Bei der Arbeit, wenn solche nicht allzu hart ist, singen sie, in Feierabenden, im Wirthshaus, bei Spiel und Tanz singen sie; selbst auf heimlichen Liebeswegen, wo es am zweckmäßigsten wäre, auf stillen Socken zu schleichen und den Athem einzuhalten, singen sie ihre Vierzeiligen. Der einzige Weg in die Kirche geht ohne Sang, außer es wäre ein geistliches Lied, wozu die alpinen Kehlen übrigens meist viel zu wenig Mollton haben. Wenn die Lust allzu übermüthig wird und mächtig, so springt plötzlich ein Juchschrei hervor, und

„Des Aelplers wortlos Jauchzen sagt oft mehr,
Als aller Weisen Lied und Lehr'."

Das Singen im Gebirge wird nicht gelernt, außer es wäre zu kirchlichen Zwecken. Der Aelpler wird schier singend geboren. Wer echten Volksgesang hören will, der lasse sich nicht bethören von den als Tiroler costümirten Bänkelsängern, sondern er trachte sich in einen „Heimgarten" einzuschmuggeln, wo das Dorf des Abends zur gemeinsamen Arbeit und Unterhaltung zusammenkommt. Uebrigens ist es schwer, die Leute

in Gegenwart von Fremden zum Singen zu bringen, da schämen sie sich, besonders die Weiber, sie wären ja eben zu heiser, „als hätten sie Pelz im Hals", und es wäre ihnen der „Stimmstock umgefallen" und was dergleichen Redensarten mehr sind, mit denen sie sich zieren. Sind sie aber dem Fremden erst aus dem Gesichte, und wissen sie auch zehnmal, daß er sie hinter der Wand abhorcht, dann erheben sie ihre Stimmen und lassen's gar keck und scharf herausstrillern — die übermüthigsten, zweideutigsten Liedlein bisweilen, daß der Zuhörer oft gar nicht weiß, wie ihm geschieht.

Vor Allem ist es das Hirtenthum, welches dem Sange fröhnt und durch den Gesang sich mit der Heerde versteht; sowie es thatsächlich Kühe giebt, die ihre Milch verweigern, wenn die Melkerin bei ihrem Geschäfte nicht ein helles Jodeln losläßt.

In Kärnten und Steiermark haben es — dort besonders Thomas Koschat, hier Jakob Schmölzer — mit Glück unternommen, das Volkslied und den Volksgesang für geschulte Sänger und feinere Kreise zurechtzumachen, und, durch die Kunst ein wenig veredelt, sieht, oder vielmehr hört man erst, welch große Kraft und Schönheit in den ursprünglichen Weisen verborgen liegt.

Wenn wir noch einen Blick auf das wandernde Sängerthum unseres Volkes werfen, so meinen wir nicht etwa die Harfenisten und Jahrmarktsänger, wohl aber die Schaar der armen Kinder, die am Dreikönigstage von Haus zu Haus geht, um ihr Lied von den „drei Weisen mit ihrem Stern, sie essen und trinken, aber zahlen nit gern" gegen ein Stück Kuchen zu singen. Oder wir meinen auch das „Leichwachtsingen", wie die Leute sich in das Haus begeben, wo eine Leiche aufgebahrt ist, um an derselben Nachtwache zu halten und Todtenlieder zu singen. Oder wir meinen endlich die Wall-

fahrerschaar, die über Weg und Steg sich zur Ehre Gottes in die Kirchen und Wirthshäuser hinein singt, um sich in letzteren allemal wieder die Stimme und die Frömmigkeit zu erfrischen. — Ist nicht Gelegenheit zum Singen und Jauchzen, so wird gepfiffen, oder, wie der Aelpler sagt: „gewischpelt". Das „Zweipfeifen", wobei zwei Männer mit kunstreichem Lippenspiel die lustigen Volksweisen pfeifen, ist in der That eines der originellsten, oft sogar anmuthigsten Concerte, die man hören kann.

Ich habe ein solches Pfeiferpaar gekannt; es waren zwei alte Bettelmänner, welche in meiner Heimatsgegend von Haus zu Haus gingen und für eine kleine Gabe Schelmen-, Hochzeits-, Kirchen- oder Todtenlieder pfiffen, je nachdem Zeit und Anlaß war. Das war denn allemal eine Freude für uns Kinder, wenn es hieß, die Pfeiferbettler wären da, wir sollten Kreuzer zusammensuchen, sie würden uns was pfeifen. Und wie sie so vor der Hausthür standen, die weißbärtigen Greise, in zerflicktem Kleide und mit zerrissenem Leibe — der Eine hatte um eine Hand zu wenig, der Andere um ein Backenbein und um ein Auge, weil ihm einst eine italienische Kugel durch den Kopf gefahren war — und wie die traurigen Gestalten nun ihren Mund spitzten und mit begleitendem Mienenspiel die heitersten Weisen pfiffen, da schlich wohl das ganze Haus zusammen und horchte zu, und meine Mutter hatte nach einem solchen Zweipfeifen, es mochte noch so lustig gewesen sein, feuchte Augen.

Als endlich Einer von den Pfeiferbettlern gestorben war und sonder viel Glockengeläute in die Grube gelegt wurde, und als die paar Leute, die den Alten aus Christenliebe auf den Kirchhof begleitet, davongegangen waren, blieb der Andere noch kauern auf dem Erdhügel und pfiff dem Kameraden ein Grablied nach. Das mag auch von ihm so ziemlich das

letzte Pfeifen gewesen sein, denn später ist er nicht mehr gehört worden.

Das ist allerdings der einzige mir bekannte Fall, daß sie sich producirt haben; sonst geschieht das Pfeifen stets nur gelegentlich, wo in der Bauernstube oder Holzknechthütte ein paar Männer zufällig beisammen sind. Den Weibern ist das Pfeifen verpönt und heißt's, es erschiene auf solchen Lockruf der Teufel. Der Grubensteff hat zwar einmal behauptet, in dieser Beziehung sei ein Männerpfiff noch viel gefährlicher, denn er habe bei der Kirchweih in Sanct Mirten nur ein einzigmal gepfiffen und auf der Stelle wären drei Weiber dagewesen.

Eine ganz andere Sache, als derlei Sänger- und Pfeifervolk ist der Kirchenmusikant. Das ist der Kunstmusiker des Dorfes, denn er hat die Musik gelernt. Der Schulmeister hat die ungelenken Finger des Knaben so lange mit dem Stäbchen gegerbt, bis sie die Geigensaiten, oder die Clarinettlöcher, oder die Trompetenklappen richtig begriffen. Der Schulmeister hat dem Jungen so lange das Ohrläppchen gedreht, bis diesem das Musikstück recht in's Gehör gegangen. Das sind die Künstlerleiden auf dem Dorfe.

Es ist kein Wunder, wenn im Angesichte solcher Thatsachen die Burschen nicht Musik lernen wollen und daß der Schulmeister allerlei Redekünste und Hinterlist aufbieten muß, um etliche Schüler dranzukriegen. „Das thät' ich schon," sagt er, „daß ich das Geigen und das Blasen lernen thät'! Der Mensch, der Musik kann, kommt alleweil gut durch die Welt. Schaut's an die Hasenauer Musikanten, verdienen sich bei der Tanzmusik an einem Tage mehr, als Andere im Monat. Und was sie sich in den vier Faschingswochen mit Geigen und Pfeifen erwerben, das wollt' ich nicht hergeben um den

ganzen Jahrlohn vom stärksten Bauernknecht. Ich nicht, ich, daß ich's hergeben wollt'! Ich schon, ich, daß ich Musik lernen thät' an Eurer Stell."

Sie beißen an. Aus der Schule getreten, nutzen sie ihre Sonntags-Feierstunden zur Uebung und blasen oder geigen dem lieben Herrgott ein Loch in seine wunderschöne Welt. Und nach Jahren führt sie der Schulmeister, der auch Regenschori ist, auf den Kirchenchor, und wenn sich nachher die Gemeinde hell verwundert über das gottlos prächtige Hallen und Schallen da oben, so kann er wohl mit Stolz auf seine Bande zeigen: „Die hab' ich mir selber erschaffen!"

Wie nun aber die Musikanten nach dem Gottesdienst im Wirthshaus zur Lustbarkeit aufspielen wollen, da zieht der Regenschori andere Saiten auf und sagt: „Bratelgeigen, das leid' ich nicht! Ich hab' mich nicht mit Euch abgeplagt wie ein Zugvieh, daß Ihr Lumpenmusik machen sollt, sondern brave Kirchenmusikanten begehr' ich!"

„Das wollen wir ja sein, Herr Schulmeister," sagt vielleicht Einer. — „So!" ruft der Regenschori, „das wollt Ihr sein! Vormittags dem Herrgott aufspielen und Nachmittags dem Teufel!"

Das wäre auch in der That unschicklich, meint nun einer der Burschen, und so wolle er dem Herrgott lieber gar nicht aufspielen. Und fällt ab. Aber die Anderen thun nicht mit. Es ist des Herrn Pfarrers wegen, daß sie auf dem Kirchenchore spielen; es ist auch der Ehre wegen. Und einmal im Jahre, gewöhnlich zu Frohnleichnam, was für den Musikanten der musikalischen Procession wegen wohl der strengste Tag ist, fällt doch ein guter Trunk aus. Und wenn Einer der Musikanten heiratet, so spielen ihm und der Braut die Anderen Hochzeitsmärsche und Tänze auf, und wenn Einer

von ihnen auf hoher Bahre in den Kirchhof getragen wird, so giebt ihm die Musik das Ehrengeleite, und am jüngsten Tage hält an seinem Grabe der Engel still und bläst ihm auf der Posaune ein Ständchen. „Wer solche Ehren verscherzen kann gegen schnödes Spielleutgeld, der —! Man muß viel verschlucken, auf dieser Welt," sagt der Schulmeister und genießt ein Zuckerbemmchen gegen die Heiserkeit, denn er soll morgen beim Hochamt die Altstimme singen, weil sich die Pfarrersköchin unpaß melden ließ.

Von den „Künstlern" nun wieder zurück zu den Kunstliebhabern, zu den wilden Musikanten.

Wer kennt es nicht, das Ding, welches trotz seiner großen Einfachheit gleichsam alle Instrumente in sich vereinigt, so daß durch einen Hauch des Mundes alle Töne lebendig werden, von der hellen Hirtenpfeife an bis zu den tiefen, feierlichen Klängen der Orgel! Das Lied, das man hineinhaucht, schallt im vollen Chore eines wohlbesetzten Orchesters wieder zurück. Wer kennt die Mundharmonika nicht? Dieses Instrument spielt sich selbst, kein Wunder daher, daß es die meisten Liebhaber hat. Vierzig Kreuzer kostet eine solche Harmonika, die auf beiden Seiten spielbar achtundvierzig Kläppchen hat. Man bekommt sie auf allen Jahrmärkten, Hausirjuden tragen sie in's Haus und selbst der Dorfkrämer hat nebst seinen Baumwoll- und Spezereiwaaren auch Mundharmoniken auf dem Lager. Kinder mit sieben Jahren haben in solchem Spielzeug ein Musikinstrument erhalten und sind virtuose Mundharmonisten. In dem einen Hosensack den Taschenveitel, in dem andern die Mundharmonika, so geht mancher Alpenbursche durch's Leben und braucht je nach Bedarf Eins um's Andere. Mitunter, in Regentagen oder langen Winterabenden, verpflichtet er damit eine ganze Gesellschaft, denn es läßt sich

bei seinem Instrument zur Noth auch tanzen, und ist der Reigen nur erst im Gang, so klemmt der Musikant die Harmonika zwischen die Lippen, stößt den Tact nur so hinein, nimmt eine Schöne um die Mitte und tanzt mit herum.

Und ist irgendwo Eine, die nicht Anwerth hat beim Tanz, die kauft sich selber eine „Maulwetzen", musicirt sich selber was vor und tanzt mit sich selber — hat solchergestalt keine Noth mit dem Liebsten und braucht kein Spielleutgeld zu zahlen.

Nebst der Mundharmonika ist auch die Ziehharmonika bekannt. Die ist nicht auf fremde Lungen angewiesen, sie hat ihre eigene aus Thierfell, wie der Dudelsack, und sie bläst sich selber, wenn sie nur auf- und zugeschoben wird. Trotzdem genießt sie die Neigung der Leute nicht in dem Maße, wie die kleine Mundharmonika.

Ein ganz Anderes und für das weibliche Geschlecht noch schier Gefährlicheres ist die Maultrommel und der Maultrommler.

Maultrommeln, das sind zwei kleine Brummeisen, schlüsselförmige Instrumentchen mit leichterregsamen Stahlzünglein. Die beiden Eisen sind gleichtönig, doch wird an das Zungenhäklein des einen ein Wachsknötchen geklebt, was den Ton entsprechend tiefer macht. Diese Eisen klemmt man zwischen die Zähne, eins am rechten, das andere am linken Kiefer, mit den Fingern schnellt man die Stahlzünglein, während man in dieselben eine Arie hineinhaucht. Die Arie surrt und säuselt nun ganz seltsamlich in den zitternden Zünglein und ist das eine überaus eigenartige Musik, mit der man freilich keinen Reigen in Bewegung setzt, doch aber — wenn der Maultrommler darnach ist — Weiberherzen erschüttern kann.

Wie Jerichos Mauern durch Blechinstrumente gefallen sind, so fällt vor dem Surren der Maultrommeln in stiller Samstagsnacht der Fensterschuber und was mitzusammenhängt, da werden die beiden Eisen rasch in den Sack gesteckt und das Spiel des „Maultrommelns“ wird wohl mit dem Munde, aber ohne Instrumente fortgesetzt, gehört somit nicht mehr eigentlich in das Bereich unserer Musikanten. —

Der bekannteste und verbreitetste der wilden Musikanten in den Alpen ist der Zitherspieler. Es ist eine echt steirische Type.

Die Harfe des alpinen Volksliedes ist die Zither, aber nicht jene vervollkommte moderne Zither, mit der es herumziehende Künstler bisweilen zu einer bewunderungswürdigen Virtuosität bringen. Solche Zithern wären für den gewöhnlichen Bauer schon deshalb unmöglich, weil eine derselben den ganzen Jahreslohn eines fleißigen Knechtes kosten würde, nicht von der Zeit und Gelenkigkeit der Finger zu reden, die zur Erlernung des Zitherspieles erforderlich wären.

Mein Vater hatte drei Brüder und jeder besaß eine Zither mit zwei Saiten, die sie sich selbst gezimmert hatten und auf denen sie an den Feiertagen ihr inneres Leben ganz leidlich offenbarten. Dieses innere Musikleben bestand aus einem halben Dutzend Steirertänze oder, wie sie sie nannten: „Altweltischer“, die den übrigen Hausbewohnern auch allemal scharf in die Füße fuhren. Mein Vater war ihnen aber in der Kunst weit überlegen, er spielte eine Zither mit drei Saiten und spielte auch Volkslieder und Jodler und mancherlei ungewöhnliche Weisen, aus denen wir nicht klug wurden. Und wenn wir ihn hernach fragten, was das gewesen sei, antwortete er: „Nichts.“ Es waren von ihm erdichtete Tonzusammensetzungen, wie sie ihm gerade in die Finger

kamen und die er nach ihrem Verklingen selbst nicht mehr wußte.

Den Anschlagring, den der Zitherspieler an seinem rechten Daumen hat, kannten wir nicht, wir nahmen ein Stück Fischbein in die Hand und hieben und kratzten damit frisch auf die Saiten los. Demnach war der Ausdruck: „Zithernschlagen" ziemlich treffend. Mein Vater sah es nicht gern, wenn zum „Zithernschlagen" getanzt wurde, obwohl die scharfen, schrillen Töne das Gepolter der Bergschuhe leicht übertönten. Als wir später einmal einen Kunstzitherspieler hörten, wußten wir nicht, was das für eine fremdartige Musik sei, bis mein jüngerer Bruder das Instrument erguckt hatte und uns mit dem Bericht in Erstaunen setzte, das Zeug schaue schier aus, wie eine Zither, nur daß es viel größer wäre und über und über gewichst, wie des Amtmanns Stiefel, und daß es gewiß etliche Dutzend Saiten hätte.

„Etliche Dutzend Saiten!" rief mein Vater, „nachher nicht, nachher ist's keine Zither, nachher ist's was Anderes."

Es giebt nun wohl manchen Aelpler, der seine Holzaxt weglegt, das Zitherspielen lernt, damit sein Brot verdient und ein heiteres Leben führt. Im Winter geht er in die Stadt und vermag er's schon nicht, den Concertsaal zu erobern, so wirft er sich scharf in die steirische oder tirolische Tracht, auf dem Hut Gemsbart und Hahnenfedern, und spielt in den Wirthsschenken. Kommt der Sommer, so geht er wieder dem Gebirge zu, spielt in Touristenherbergen und Sommerfrischen, verdient sich viel Geld und kommt erst wieder bleibend in seinen Heimatsort zurück, wenn er in's — Armenhaus muß.

Viel Geld verdienen und Armenhaus! Das ist zumeist der Lebenslauf des Volksmusikanten. Was dazwischen liegt, ist unter Brüdern freilich auch eines Menschenlebens werth.

In Steiermark ist die Zither so volksthümlich, daß Mancher den Wunsch theilt, wie schon das Lied sagt:

„Wann ich einmal stirb,
Müassen mich d' Steirer trag'n,
Und dabei zithernschlag'n."

Meines Wissens ist dieser Wunsch nur einmal erfüllt worden, und zwar dem Waisen-Toni in Krieglach. Als der in seinem geschlossenen Tannensarge lag, fiel es einem seiner Kameraden ein: der Toni hätt's Zithernschlagen gern gehabt. Wollten ihm zu guterletzt Eins aufspielen. — Er legte im Uebermuth die Zither auf den Sarg und spielte einen „Steirischen". Ihr meint vielleicht, der Todte wäre d'raufhin lebendig geworden. Mit nichten. Die Anwesenden aber hielten sich die Ohren zu, er, der Spieler, möge um Gotteswillen aufhören, die Todtentruhe sei keine Resonanz für's Zitherschlagen.

Ein der Zither verwandtes, aber wohl älteres Instrument ist das Hackbrett. Es ist das ein ziemlich breiter, flacher Resonanzkasten mit Metallsaiten, die mit zwei Hämmerchen geschlagen werden.

Das Hackbrettspiel wird in unseren Alpen auch kaum mehr gepflegt, und als ich vor einiger Zeit ersucht wurde, für ein steierisches Museum ein Hackbrett aufzutreiben, fand ich auf vieles Suchen ein einziges. Und wo? Auf einem Kohlgarten an den Zaunstock gehangen, und etliche Holzbälklein daran, die der Wind beständig hin und her und an die Saiten schlug. Das Ding war als — Hasenschrecker benutzt.

Eines der wunderlichsten Instrumente, das wohl auch zur Gattung des Hackbrettes zu zählen ist, hat der Hammerl-Hans zu St. Michael gehabt.

Da lagen auf Strohriegeln etliche dreißig Holzwälzchen, jedes etwa einen Zoll dick und von verschiedener, stets genau bestimmter Länge; sie waren derart neben und zwischen einander gelegt, daß sie durch Hämmerchen wie die Saiten eines Hackbrettes gespielt werden konnten.

Sechsunddreißig Stäbchen, von dem kürzesten bis zum längsten, gaben sechsunddreißig Töne, die ganz kunstgerecht miteinander harmonirten. Und da gab's steirische Tänze und wienerische Walzer, Alpenjodler und Soldatenlieder — aber Alles von Holz.

Ein Anderes wieder ist das Spielen mit Hämmerchen auf einer Reihe von gleichgroßen, aber mit Wasser ungleich gefüllten Trinkgläsern, mit welchen ein sehr harmonisches Glockenspiel erzielt werden kann.

Unendlich ist das Reich der Töne. Und so lauschen wir den Schalmeien auf sonnigen Höhen, den Hirtenflöten und Schwögelpfeifen und Allem, was da in wogenden Tönen hervorquillt aus dem Menschenherzen, das sich vor glückseliger Lust oft kein Ende weiß. O, Preis und Lob Dem, der die goldenen Saiten gespannt hat über Berg und Thal, so daß die ganze Alpenwelt eine Riesenharfe ist, auf welcher männiglich Wesen das hohe Lied des Lebens spielt.



Der Ohneweil-Stach.

Unser Gebirgsvolk ist ein großer Dichter und bringt das, was bei uns anderen Leuten oft recht abstract ist, unbewußt in Gestalten.

Ich erzähle hier von einem Manne, der so gestaltete, in welchem die Dichtergabe des Volkes zu besonderem Ausdrucke kam. Es ist der „Ohneweil-Stach". Er war zu meiner Zeit Holzschläger im Waldenbach und hatte in dem Hause meines Vaters seinen Gewandkasten stehen und sein Bett, in dem er sich Sonntags allemal recht gründlich ausschlief. In den Nächten konnte der Stach nämlich nicht schlafen, da „sah er was", oder „hörte was", oder „gespürte was an seinem eigenen Leibe" — die Geister ließen ihm keine Ruhe.

Der Stach — er war sonst ein frischer, weltlicher Bürsch — das war Einer, bei dem sich alle Todten anmeldeten. Wenn er in der Nacht irgendwo umherging — und das geschieht bei den Holzleuten, die weit weg von ihrem Quartier die Arbeit haben, nicht selten — so konnte er an keiner Thorschranke, an keinem Wegkreuze, an keinem Martertäfelchen, an keinem hohlen Baum, an keinem unbewohnten Hause, an keinem Bachsteg und an keiner Grenzsäule vorbeikommen, ohne daß er „was wahrnahm". Hier glimmte ein

Lichtlein, das hin- und herglitt; dort hockte ein „schwarzer Wutzel", der plötzlich auftauchte und wieder so plötzlich verschwand; oder es war auf einmal ein fürchterlicher Knall, als ob der ganze Wald stürzte; oder der Stach vernahm hinter sich Schritte, und wenn er sich umkehrte, so war nichts; oder es war ein klägliches Winseln und Heulen, oder irgend ein anderes Zeichen von den Todten.

All das ging — wie der Stach ja selbst sagte — mit ganz natürlichen Dingen zu, und was sich da anmeldete oder erschien, das waren keine Anderen, als die Verstorbenen, die unerlösten Seelen, die in der Pein sind und in solcher Weise den Menschen auf Erden an sich erinnern und um Hilfe bitten.

Warum diese hilfesuchenden Seelen mit solcher Vorliebe just zum Stach kamen, das weiß ich nicht, denn von Allen, denen die Geister gelegentlich erschienen — und das kommt in der Bauernschaft freilich Manchem vor — war es gerade am wenigsten der Stach, der eine heilige Messe zahlte, oder eine Wallfahrt unternahm, oder sonst ein Erlösungswerk vollzog. Höchstens daß er, während ihn die Erscheinung anfocht und ängstigte, ein Stoßgebetlein that; er wußte ein ganz besonderes, auf welches der Spuk allemal aufhörte:

„Arme Seel' ich grüß' Dich!
Arme Seel', ich schließ' Dich
In die Wunden Jesu ein,
Daß Du sollst im Frieden sein."

Er war ja lebenslustig, der Stach, aber in seiner Kindheit hatte man ihm das Grauen vor den Leichen anerzogen und so mußte er, wenn es dunkel wurde und er allein war, immer an die Todten denken und an die Geschichten, die

man von Gespenster-Erscheinungen zu erzählen liebte und die er so sehr vermehrte.

Wenn der Stach an den späten Abenden bei uns eintrat, so war er im Gesicht oft voll Angstschweiß und es standen ihm die Haare zu Berge.

„Gott Lob und Dank, daß ich da bin!“ athmete er stets auf, „heut' hab' ich wieder was aushalten müssen.“

Was es denn gegeben hätte? fragten wir.

„So viel ohneg'weilt hat's mich wieder!“ war seine Antwort. Und nun erzählte er mit aufgeregter Stimme, wie ihm ein Hündlein nachgelaufen, das sich beim Grenzkreuz erhoben habe, anfangs ganz klein gewesen sei, wie eine kleine Katz, dann alleweil größer geworden wäre und endlich zu einem riesigen Ungeheuer angewachsen und schließlich ein Schimmel gewesen, der den Kopf ihm, dem Stach, über die Achsel gelegt habe und er vermeint, es sei sein letztes Ende. Oder der Stach erzählte, daß, wie er durch den Lendwald gegangen, gerade an der Stelle, wo vor Jahren der alte Einleger-Blas todt gefunden worden, auf den Wipfeln der Bäume ein Geschrei gewesen wäre, als ob hundert Männer gegeneinander in Todeskampf gelegen. Oder es habe ihn, wie er über den Fresensteg gegangen, auf einmal angefangen zu fröſteln, als wie wenn ihm wer kalten Gries über den Rücken geschüttet hätte, und kaum er über dem Steg gewesen, hätte er hinter sich ein schreckbares Krachen gehört. Oder es wäre, als er über die Gemeinwiese gegangen, am Rain ein riesenhafter Mann gestanden, größer als die höchsten Bäume, und dann sei ein Wind gekommen und der Mann sei wie weggeblasen gewesen. Ein andermal wieder war der Stach an einer alten Huben vorbeigegangen, die seit dem Tode ihres Eigenthümers, des Spindel-Rupert, unbewohnt war und die

in den Fenstern keine Gläser mehr hatte. Und als der Stach so ein wenig auf dieses öde Haus hinblickt, reckt Einer den Kopf zum Fenster heraus, und das ist der Spindel-Rupert.

Derlei wußte der Stach stets zu erzählen und so hat er den Namen „Ohneweil-Stach“ erhalten. In jenen Gegenden nennt man nämlich das Gespenstern und jeden unnatürlichen Vorgang, den man zu gewahren glaubt, „ohneweilen“ oder „anweilen“ und das Gespenst selbst ist der „Ohneweil“. Viele Leute werden vom Ohneweil so selten oder gar nicht angefochten, daß sie denselben sogar bestreiten und Erscheinungen, wie gespenstische Lichtlein, schattenhafte Gestalten, Lärmen u. s. w. auf natürlichem Wege erklären wollen. Daß bei solch ungläubigen Leuten, die selber verloren sein müssen, die armen Seelen nicht Hilfe suchen werden, ist wohl leicht zu begreifen. Glauben muß der Mensch dran! Und der Stach that in solchem Glauben sein Möglichstes. Er hatte nächtlicher Weile nur Augen und Ohren für den Ohneweil.

Man hat ihm gerathen, daß gegen den Ohneweil gut sei, wenn man einen alten Sargnagel bei sich trage. Einen solchen verschaffte er sich, aber da war es noch schlechter als vorher. Der Nagel erinnerte ihn immer wieder an die „Geister“, und da kam ihm stets das Grauen.

Besser war ein anderer Rath: er solle sich recht an die Lebendigen halten. Aber die Lebendigen fragte er allemal nach den Todten, fragte, ob es sie nicht auch dort und da ohneg'weilt hätte, und erzählte seine Abenteuer mit Gespenstern.

So lebte er immer in Aufregung. Man sagt zwar, daß Geister über Fleisch und Blut keine Macht hätten. Was aber, wenn ihrer viele sind und wenn das menschliche Fleisch und Blut schwach ist? „Das Allerbeste ist,“ sagte ihm einmal ein Schicksalsgenosse, „wenn man, sobald sich was zeigt, brav zu

schelten und fluchen anhebt, damit vertreibt man die armen Seelen am allersichersten." Das ging auch wieder nicht, denn in der Angst verschlug's dem Stach jedesmal die Stimme. „Und das ist gut," meinte ein Anderer, „fluch nur, wirst schon sehen, was Dir geschieht. Schreckst die armen Seelen zurück, so kommt der Teufel. 's ist kein Spaß nicht!"

Und vollends, wenn in der Nachbarschaft Jemand gestorben war und während die Leiche aufgebahrt lag, gab es dem Stach keine Ruhe. Da hörte er entweder in seiner Schlafkammer ein unheimliches Klopfen und Stöhnen, oder es wurde ihm die Decke vom Leibe gezogen, oder es zeigte sich der Verstorbene in eigener Person und deutete durch Geberden an, was ihm fehle und war mit Einemmale wieder verschwunden.

Oft geschah es auch, daß der Stach im Halbschlummer seinen Namen rufen hörte, gewöhnlich dreimal nacheinander: „Stach! Stach! Stach!" und bis sich dieser zu einer Antwort ermannen konnte, war Alles wieder weg und still.

Daß derlei Gespenster-Erscheinungen so seien, daß sie mit der altdeutschen Mythologie in Zusammenhang gebracht werden könnten, das wüßte ich mich aus jenen Gegenden (im Mürzthale und Jackellande) nicht zu erinnern. Dieselben gehen allein und unmittelbar von bekannten oder blutsverwandten Verstorbenen aus, sind eine Folge des Grauens, das die Leute vor Todten empfinden und welches die Sinne aufregt.

Wenn man einen Todten aus dem Hause trägt, so macht man mit dem Sarge über der Thürschwelle drei kreuzweise Schwenkungen, damit die arme Seele das Haus nicht beunruhige; denn daß der Verstorbene, wenn er Hilfe bedürfe, sich bei seinen Freunden und Bekannten anmelden werde, das stellt man kaum in Zweifel. Die Angehörigen bestreben sich

schon im Vorhinein, für die Hingeschiedenen Meßopfer zu stiften und gute Werke zu üben, damit „die arme Seele Ruh' hat".

Ganz bleibt es freilich nicht aus, daß im Herdfeuer etwas winselt oder in der Holzwand etwas klopft; solche Anmeldungen der armen Seelen kann Jeder hören, und für Leute, wie der Stach, sind solche Ohneweilen gar nicht der Rede werth.

Am Friedhofe konnte der Stach nicht einmal des Tages vorbeigehen, ohne etwas Seltsames zu sehen. Zum mindesten stand zwischen den Kreuzen eine weiße oder graue, oder auch schwarze Gestalt, die von Anderen nicht bemerkt wurde. Das Aergste aber war dem Stach eines Ostertages in der Kirche zu St. Kathrein begegnet. Wir wußten nicht, weshalb der Mann während des Hochamtes plötzlich zu stöhnen begann und sich das Gesicht verdeckte. Er taumelte zur Thür hinaus, und als die Leute, die ihm gefolgt waren, nun fragten, was ihm denn sei, erzählte er, daß er während der Aufwandlung am Speisegitter der Reihe nach alle Personen knien gesehen habe, die im vergangenen Jahre in der Gemeinde gestorben waren — den alten Almbauer und die Kreuzjoslin, und den Zeilerfranz, den Schmiedpaul, die Magd des Oberhöfers und all die Anderen und Jedes in seinem Sterbegewand. Der Priester habe ihnen der Reihe nach die Communion gereicht, aber wie er zum Schmiedpaul gekommen sei, wäre der Paul auf einmal verschwunden gewesen, ohne den Leib des Herrn empfangen zu haben. Und das bedeute nichts Anderes, als daß der Paul aus der ewigen Seligkeit gestoßen wäre.

„Das kunnt ich doch hell nicht glauben," meinte einer der Umstehenden, „ich hab' halt alleweil sagen gehört, daß Leut', die in der Höll' sind, sich auf der Welt nimmer anmelden können. Nur Solche, bei denen noch ein gutes Werk anschlagt,

kommen und geben Zeichen. Von den Anderen hört man nichts mehr."

Allmählich hatte sich die Ansicht des Stach über die Ursache des Ohneweil geändert. Nicht um Gebete oder heilige Messen von ihm zu heischen, meldeten sich die Verstorbenen bei ihm an, sondern um ihm Schätze anzudeuten, die irgendwo verborgen oder vergraben lagen. So kam eine Zeit, in welcher er vor den Erscheinungen nicht mehr erschrak, sondern dieselben für ganz selbstverständlich hielt, sich darüber freute und sofort daranging, nachzuforschen oder an Ort und Stelle gar nachzugraben, um Gold und Silber zu finden.

Er hat nie welches gefunden. Aber er ist in der festen Zuversicht, daß er durch Vermittlung der „Geister" einmal einen großen Schatz heben würde, sehr alt und sehr bettelhaft geworden. Ich glaube fast, daß diese seine Phantasie und Sehergabe Ursache war, daß der Mann sein Lebtag zu nichts kam, weder zu einem Gütlein noch zu einer Liebsten. Sein ganzes Seelenleben hatte sich auf die „Geister" geworfen, und die Erscheinungen, von denen er in seinem hohen Alter noch erzählte, zeugten von der großartigen Phantasie, mit der dieser Waldmensch begabt gewesen.

Endlich war mit ihm außer über Ohneweil-Geschichten gar nichts mehr zu sprechen. Er suchte Leute auf, die auch dergleichen erlebten und ließ sich von ihnen erzählen und erzählte selbst und brachte die Sache in ein System und machte sich nachgerade einen Sport daraus.

Wenige Tage bevor er starb sind sie Alle noch einmal zu ihm auf Besuch gekommen, seine Eltern, Geschwister und Bekannten, die zu dieser Zeit schon längst vermodert waren — er sah sie Alle, sie reichten ihm die kalte Hand, was sie früher nie gethan hatten. Da murmelte denn der Stach: „Jetzt

ist's Ernst, sie wollen mich haben. Sprengt einen heiligen Weihbrunn' auf mein Grab, daß ich Ruh' hab' und auch Anderen Ruh' laß."

Das hat man gethan und so ist der alte Ohneweil-Stach, nachdem man ihn in die Grube gesenkt, Niemandem erschienen.

Merkwürdig ist es wohl, daß bei dem Landvolke das Gedenken an die Verstorbenen so phantastische Auswüchse hat, daß eine Idee dort sich so unmittelbar der Sinne bemächtigt, dieselben fesselt und täuscht, aber der Anlauf zu solchen Täuschungen lebt in uns Allen. Denn zwischen den Lebendigen und den Todten ist ein Band, das sich nimmer löst.

Der Gespensterglaube kommt Einem, wenn man so ein klein wenig darüber nachdenkt, sehr albern vor; aber wenn man etwas mehr darüber nachdenkt, so kommt man darauf, daß er nur eine drastische Verbildlichung ist der Gefühle, Schauer und Erinnerungen, die im Herzen aller Menschen leben. Auch uns „Aufgeklärten" treibt in den ersten Tagen des November etwas aus unserem Geleise; wir wandern den Friedhöfen zu und schmücken die Erdhügel. Warum? Weil uns die Todten erscheinen. Unsere Liebe, unser Leid und unser Grauen weckt die Phantasie und die Phantasie weckt die Todten. Wir sehen sie mit unserem geistigen Auge vor uns stehen, lebendig, wie sie waren und in ihrer wohlbekannten Gestalt. Diese Erscheinung ist ein guter Geist, er adelt unser Gemüth; aber er kann zum Gespenste werden, wenn die Erinnerung, der Schmerz um die Todten unser Mark verzehrt, unsere Lebensfreude verlöscht, unsere Arbeitskraft lahmlegt. Und diese Gespenster-Erscheinungen sind gefährlicher, als jene des Ohneweil-Stach.



Bettelmann's Ehrentag.

Da war einmal ein Bäuerlein — es ist aber noch nicht so lange her, daß man es wie ein altes Volksmärchen „es war einmal" einleiten müßte. Allein es war doch einmal, denn heute ist es nicht mehr, und das ist ja die Geschichte.

So lange das Bäuerlein war, mußte es in den langen Abenden seinem Weibe zum Spinnen und Hemdenflicken das Spanlicht halten. Da seufzte es oft dabei und sagte: „Arbeiten, das wollte ich gern den ganzen Tag, aber am Abend, wenn andere Leut' Ruh' und Rast halten, noch spanleuchten müssen, das verdrießt mich. Ich wollt' mir sonst gar nichts wünschen, als daß wir ein Kerzenlicht kunnten brennen und ich dabei meine Ruh' hätte." — Das war das Eine. Jetzt hätte der Alte aber richtig auch noch einen zweiten Wunsch gehabt, und der war freilich viel unbescheidener als der erste. Zu Fuß war er schon schwach, „aber" meinte er, „nach dem Fahren in einem fürnehmen Wagen gelustet's mich gar nicht. Auch das Reiten wollt' ich gern' den hohen Herren überlassen — ich wüßt' mir was weit Besseres. Einen Tragsessel, und daß mich zwei Männer thäten tragen, wohin ich wollt'. Das wär' Eins, das!"

Es ist ihm groß schlecht ergangen, aber seine Wünsche haben sich erfüllt. Es kam eine Zeit, da ruhte er sich aus auf der Bank und neben ihm brannte ein Kerzenlicht; dann kamen zwei Männer mit einer Trage und auf dieser trugen sie ihn hinaus zum Kirchhof.

O ja, auch die Bergbauern lassen sich gut geschehen, wenn sie einmal gestorben sind, und da genießen sie ein Ansehen und eine Ehre, wie vielleicht ihr Lebtag niemals. Einer, um den sich kein Mensch je gekümmert hat, wenn er draußen stand am Zaunpfahl, oder am Feld die Steine hervorgrub, oder von Haus zu Haus wankte und um einen Bissen Brot bat, oder wenn er krank auf dem Stroh lag in der verfallenden Scheune — der ist jetzt der Mittelpunkt eines ganzen Tages, der Mittelpunkt von dreißig oder vierzig Menschen, die seinetwegen die Arbeit eingestellt haben und ihm ihr Gebet schenken und das letzte Geleite geben zu seinem tiefen Grabe, in welchem er just so gut und reich und angesehen ist, wie die stillen Nachbarn rings um ihn. O armes Menschenleben, welches auf dieser Welt nur einen einzigen Ehrentag hat — den Begräbnißtag!

Und wohl ihm! Wenn wir die Leute betrachten, die Armen und die Reichen — Jeder hat nicht das Glück, mit Ehren begraben zu werden.

Sagt ihm das, dem Bettelmann, als letzten Trost, bevor er stirbt. Vor wenigen Tagen kam er müd' und matt in's Haus, bat nicht mehr um ein Stück Brot, um ein Tröpfel Suppe wie sonst, sondern nur daß er abrasten dürfe unter dem Dach. Man hat gemeint, ein Mensch wäre es doch auch, und hat ihn in ein Bett gethan. Einen elend krummen Fuß hatte er, kein Mensch wußte wovon, keiner fragte darnach. Der Bettler ist seit undenklichen Zeiten in der Gegend

und gehört eben zu den Armseligkeiten der Welt. Weiter ist's nichts.

Jetzt aber scheint sich der Alte einmal einen guten Tag anthun zu wollen. Er stirbt.

Liegt im Bett und stirbt.

Schon seit einer halben Stunde kriecht ein Bub' unter Bett, Tisch und Bänken herum und läutet das geweihte Margarethenglöcklein. Das hat einen recht freundlichen Klang, aber dem Teufel, sagt man, zerreiße dieser Klang die Ohren und so weit das Margarethenglöcklein hinklinge, könne der böse Feind nicht nahen, der sonst bei solcher Gelegenheit gern unter Bett und Tisch herumschleicht, um etwa nach der ausfahrenden Seele des Sterbenden zu fahnden.

Die Anwesenden zünden ein Kerzenlicht an, auch wenn die helle Sonne zum Fenster hereinscheint; solche wird ja zumeist mit einem Lappen verhangen, so sehr sich das brechende Auge oft auch noch sehnen mag nach dem lieben Lichte dieser Welt. Dann beten sie Sterbegebete, stets darauf achtend, wann der Sterbende seinen letzten Athemzug thut. Denn so lange er lebt, muß man den Menschen noch quälen mit Stoßseufzern und Zusprüchen, in denen immer wieder von der Gefahr vor Teufel und Verdammniß die Rede ist, und ihn ängstigen mit allen gräulichen Ceremonien des Todes. Erst wenn er dahin ist, fängt die Liebe an. Das Sterbegebet wird unterbrochen und die Wärterin verkündet: „Er hat's überstanden."

Nun kommt der Bub' mit dem Glöcklein und geht läutend dreimal um die Leiche herum.

Dann sagt die Wärterin: „Jetzt wollen wir unserem Mitbruder die Augen zudrücken, daß er schlafen kann, und ihn mit heiligem Gotteswasser waschen und das Gewand

anlegen zur Auferstehung am jüngsten Tag. Der Herr sei ihm gnädig!"

Sie schneiden seinen Bart, sie kämmen sein fahles Haar. Dann bringen sie Dem, der in seinen schlechten Lappen so oft gezittert hat vor Frost, ein Sonntagskleid; die Hose ist vielleicht vom Knecht, das Hemd und der Rock vom Hausvater, die Zipfelmütze vom Stallbuben. 's ist nur schade, daß er von diesem schönen Gewand nichts mehr weiß. Am jüngsten Tag aber, wenn er von den Todten aufersteht und ihn der Richter frägt: „Bettelmann, von wem hast Du den guten schwarzen Rock?" — „Vom Bergbauer, Herr, in dessen Haus ich gestorben bin." — „Und die schöne Zwilchhose?" — „Von des Bergbauern Knecht, Herr." — „Und die rothgestreifte Zipfelmütze mit dem großen Boschen (Quaste)?" — „Vom Stallbuben, Herr." — Da kommt's dann auf, und sehr zu rechter Zeit, daß die Bergbauernleute gar wohlthätig gewesen sind. — Es ist gut, wenn man Einen vorausschicken kann, der den Herrgott umstimmt . . .

Nach dem Waschen hat die Wärterin das Wassergefäß hinausgetragen und auf dem Steinhaufen zu Scherben zerschlagen — ein „Bedeutnuß, daß es der Todte zum letztenmal gebraucht hat". Vor Zeiten sollen solche Scherben von Hexen gesammelt worden sein, die damit allerlei Spuk zu treiben wußten.

Dem Verstorbenen werden noch etliche Palmwutzel (Blüthenkätzchen der Weide, die am Palmsonntag geweiht wurden) in den Sack gesteckt, dann legen sie ihn auf eine lange Bank zur Bahre und bedecken ihn mit einer weißen Leinwand, dem „Ueberdon". Diese Leinwand durfte von der Leinwandrolle ja nicht abgeschnitten, sie mußte abgerissen werden; das Knattern verscheucht die bösen Geister. Die zugedeckte Leiche über-

spannt man hernach mit einem Faden, der mit drei aus Wachskerzen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das ist das Siegel Gottes. Das Licht, welches beim Verscheiden gebrannt, darf nun nicht mehr auslöschen; es wird an das Haupt des Todten gestellt, neben Crucifix und Weihwasserkessel und muß brennen bis zum Begräbnisse. „Das ewige Licht leuchte ihm!" — Tiefere Seelenstimmungen drückt der Bauer selten durch Worte aus, viel lieber durch Zeichen, und die Todtenklage spricht er durch Ceremonien.

An jedem Abende während der Bahrzeit kommen Nachbarsleute, um die Nacht über bei dem Todten zu wachen, zu beten, zu singen, auch wohl zu essen und zu trinken. Denn, wo Eins „auf Erden liegt", da darf man nicht schlafen. Während ein Todter im Hause ist, werden in demselben und auf den dazu gehörigen Grundstücken keine knechtlichen Arbeiten verrichtet und geht jeden Tag eine Person in die Kirche, um eine Messe zu hören.

Dann kommt der Tag der Bestattung. — 's ist der Bettelmann gewesen — aber denn doch auch ein christlicher Mitbruder, und wer weiß, ob man seine Fürbitte bei Gott nicht einmal zu brauchen hat! So kommen die Nachbarsleute herbei, um ihm die letzte Lieb' und Ehr' zu erweisen. Sie legen ihn in einen Sarg aus weißem Tannenholz; ein Häuflein Sägespäne ist sein Kopfkissen. Die wachsweißen Finger sind über der Brust ineinandergeschlungen. Das Haupt — es ist nichts mehr, als ein lebloses Bild von Einem, den sie einst den Bettelmann geheißen, aber man will ihm noch allerlei andenken, anfühlen: eine süße Ruh', den Frieden, aber auch noch ein Nachdämmern von Leid und Weh', von genossenem Gut und Dankbarkeit, etwas auch von Anklage und Verzeihung u. s. w.

Das ist allzu spät. Das hat früher gestritten, getragen, geweint — vielleicht verzagt — Ihr habt es allein gelassen.

Der Dorfarzt erscheint, um zu sehen, ob der Mann denn auch wirklich todt sei. Zum Glücke: ja.

Da kannte ich eine arme Greisin und hörte eines Tages, daß sie gestorben sei. Mir war leid, daß ich ihr nicht öfter, wenn sie mir begegnet war, eine Gabe gereicht hatte, ich hätte das Versäumte so gerne gutgemacht. Nach einiger Zeit stellte es sich heraus, daß sie noch lebe und gesund sei. Ich ging nicht hin, um ihr einen Liebesdienst zu erweisen — sie wird mir schon einmal begegnen, dachte ich mir. Sie ist mir aber nicht mehr begegnet, sie ist bald darauf wirklich, und zwar in großer Armuth gestorben.

So sind wir. Der Mitmensch erschüttert unser Herz, wenn er stirbt, aber wenn er wieder aufersteht, findet er die alte Starrheit, wie sie zuvor war.

Also der Dorfarzt sagt: „Der steht nicht mehr auf!" und sie fahren in ihrem Liebesdienste fort. Sie legen dem Todten Heiligenbildchen, Rosenkranzschnüre und Blumen in den Sarg, dann sagen sie noch: „Behüt' Dich Gott, Mitbruder, beim jüngsten Gericht sehen wir uns wieder!" und nageln den Deckel zu. Auf den Deckel ist ein schwarzes Kreuz gemalt, das seine beiden Querbalken umarmend über die Seitenwände des Sarges hinablegt. Das Kreuz läßt ihn nicht los, den alten Mann, aber jetzt bedeutet es kein Leid mehr, jetzt bedeutet es Schutz und Hut und Liebe.

Nachdem sie sich mit einem ausgiebigen Imbiß gestärkt haben, heben sie den Sarg auf die Thürschwelle und der Vorbeter sagt: „Gelobt sei Jesus Christus, daher kommen wir nimmer!" und hernach tragen sie ihn — ihrer Zwei und Zwei — auf Bahrstangen der Kirche zu. Es ist ein weiter

Weg dahin. Es ist der Brauch, daß man den Todten genau auf demselben Wege dahinträgt, den er im Leben mit Vorliebe zu seiner Pfarrkirche gewandelt war. Aber wer weiß das bei einem Bettelmann? Der ist wohl stets den Weg gegangen, an welchem die meisten Häuser stehen; so tragen sie ihn heute an den Häusern vorbei und kein Kettenhund rast mehr, wie sonst, da der zerlumpte Mann genaht war, und keine Stimme zetert mehr über das lästige Bettelvolk — aber in mancher Brust wird ein Gewissen wach und hebt an gar leise, aber ernst zu mahnen, bis eine Thräne über die Wange rinnt. —

Seht, so kommt auch der Aermste und Verlassenste zu seiner Thräne.

Vornehmerer Bauern Leichen werden auf Wagen oder Schlitten befördert, und erweisen ihnen Ochsen oder Pferde die Ehre. Da trägt sich's aber manchmal zu, daß die Thiere das Gefährte nicht weiterzuziehen vermögen — denn der todte Mensch ist etwas Anderes, als eine Fuhr Holz oder Korn. Da muß sich ein unschuldiges Kind auf den Wagen neben den Sarg setzen — dann geht's leichter.

Beim Bettelmann ist des schweren Gewichtes wegen keine Klage. Glücklich kommen sie zur Kirche, die sie mit einer Glocke begrüßt. Eine ist heute genug. „Weiß Gott, wer die Eine zahlt!" meint der dicke Meßner. Der Priester kommt und spricht ein ziemlich stilles Gebet. Das Grab ist nahe an der Kirchhofsmauer, an der dieser Mann einst gerne gelehnt, die Krücke an der Seite, den Hut in der Hand. Das Grab ist eng und tief. Mancher macht einen langen Hals und schaut hinab. — Hoch oben im Kirchthurmfenster sitzt ein vorwitziger Junge. Der hat früher am aufgeworfenen Grab ein halbvermodertes Stück von einem alten Sarge ge-

funden, in welchem ein Astloch ist. Durch dieses Astloch guckt er jetzt vom Kirchthurme herab, als sie den Bettelmann mit Stricken in's Grab hinablassen. „Von rechtswegen" soll er jetzt durch das Loch die Engel und die Teufel sehen, die am Grabe um den Platz raufen, und sehen, welcher Theil den Sieg davonträgt — aber sein Auge hat leider schon ein verhülltes Geheimniß geschaut, seither ist es verblendet und sieht jetzt durch das Astloch nichts, als die etlichen Bauersleute, die herumstehen, nach der letzten Einsegnung noch Erde und Weihwasser hinabschütten, sich dann langsam seitabdrehen und ihre Hüte aufsetzen.

Der Todtengräber beginnt mit dem „Untermachen", er schiebt ein Brett aus, an dem sich der ausgehobene Erdhaufen gestaut hatte und die Wucht rollt dumpf und schwer hinab, so daß das Grab in einem Augenblick mehr als zur Hälfte gefüllt ist. In einer halben Stunde ist der Boden wieder gleich und anstatt des Bettelmannes ist ein leichter brauner Erdhügel da, der in wenigen Wochen grün sein wird. Denn die Natur beginnt alsogleich mit der Urständ nach ihrer Weise. Der Todte wird verwandelt und betheiligt sich am Leben in einer neuen Form. Und so auch seine Zipfelmütze.

Aber die Natur ist es auch, die das Menschenherz so geartet hat, daß ihm mit solcher Auferstehung nicht gedient ist. Sie wird daher wohl ihre Wege finden, um dieses Herz zu befriedigen. Hätte ich nur das Astloch vom Jungen auf dem Kirchthurme, ich würde Vieles sehen und Euch erzählen können!



Es heben die Tage zu herbsten an.

Bevor wir nach unserer Sommerfrische nun den Wald verlassen, wollen wir noch einen Gang thun durch denselben, wollen unser frohes Herz noch einmal dahin klingen lassen, sowie die Hummel dahinklingt über das stille, sonnige Hochgelände.

Vor wenigen Tagen war's lebendig in diesen Lüften. Die Wetter der Hundstage hatten längst ihren letzten Schlag vollführt, die Leidenschaften der Himmel schwiegen, aber die Schwalben schwirrten zu Hunderten hin und her, auf und nieder mit unendlichem Gezwitscher, von dem wir nicht einmal wissen, ist es Jubel, daß sie heimwärts ziehen, oder Klage, daß sie die Heimat verlassen müssen. Uns menschlichen Zugvögeln geht es auch nicht besser, wir sind so traut mit dem Walde, verkriechen uns in seine Falten, wickeln uns in seine Blätter und trinken Kraft und Jugend. Aber das erste gelbe Blatt, das ein vorzeitiger Frosthauch vom Aste löst, schreckt uns auf.

Ja, die zwei Worte: Welt, Wald! Wie sie sich so ähnlich sind! Aber die Welt ist weiblich, also schwach und leidend; der Wald ist männlich, daher stark und thatend. Der Wald freit die Welt, erzeugt sie, ernährt sie, um schließlich an ihr zu Grunde zu gehen. Alle Wege zwischen Wald und Welt

sind voll von Roß und Wagen — Alles fährt leer in den Wald und beladen zurück. Und während der Wald den Reichen die Paläste baut, hält er einen ewigen Tisch gedeckt für die Armen und für die Weltkinder, die in seinem Schatten einmal ein wenig rasten wollen.

Schon zur Maienzeit grüßt zwischen jungem Laubwerk ein weißes Blümlein mit fünf Blättchen hervor — wie der Speisezettel aufliegt, ehe die Mahlzeit anhebt. Im Juni wiegt sich anstatt des Blümleins am Stiele ein großer Blutstropfen, noch halb eingedeckt von dem zackigen Kreuzlein seiner Blätter. Die Erdbeere. — Im Juli wuchert auf dem Heidegrund ein niedlicher, üppiger Laubwald. Er geht dem Hirten kaum bis an die Knie. An den reichbeblätterten Zweigen dieses Miniaturwaldes standen ein paar Wochen früher in Unzahl die blaßrothen Krüglein, die Zechkrüge der Waldbienen, die Blüthen der Heidelbeere, deren blaue Frucht nun in voller Reife prangt. — Im August winkt die glühende Johannisbeere, die vollbauchige Stachelbeere und das aus purpurnen Perlen gebaute Körbchen der Himbeere. — Der September bringt die köstlichste Frucht; sie reift in rubinfarbigen Träublein auf dem immergrünen Lorbeer des nordischen Waldes: die Preißelbeere. Vonwegen ihres etwas herben Geschmackes ist sie gerüstet gegen das kleine Gesindel der Käfer und Mücken, die den anderen Waldfrüchten so gern zusetzen. — Endlich kommt der October mit der Brombeere. Ich sehe es nicht gerne, junger Freund, wenn Du in wohligen Nachsommertagen ausgehst in's Brombeerpflücken. Du kennst den tückischen Strauch nicht, der rankt sich Dir vielfältig um Deine Beine und klammert sich mit seinen Dörnlein scharf an Dich, während Du in der würzigen Süßigkeit der Frucht schwelgest. Du kennst doch das Lied vom „Mädel, das wollt' fruh aufstehn,

wollt' gehen Brombeer brocken — Da kam ein schöner Jägerssohn —".

Laßt das, wir gehen hinauf in die Birkenhügel. So heißt eine große Heide, die viele Steinhaufen in sich hat und niedriges Strauchwerk, die mit Eriken bewachsen ist, so daß sie eine rothbraune Farbe hat im Herbst, als wäre das ganze Gelände von der Sonne versengt worden. Dazwischen stehen Weißbirken, deren luftige Blätter den Sommer über so viel goldenen Sonnenschein in sich gesogen, bis sie endlich selber licht und goldig werden und herbstlich rieseln um ihre weißen Schäfte; diese Schäfte sind in der Ferne wie schlanke Elfenbeinsäulchen zu schauen. Nach einer Seite hin wird das Heidegelände von einem langen See begrenzt, hinter welchem fruchtbare Hügel mit Dörfern und Schlössern liegen. Auf dem Heideland stehen auch Wachholdersträuche mit ihren harten blauen Knötchen, es stehen Preißelbeersträuße und es rankt sich das bronzefarbige Brombeergesträuch auf dem Boden hin. Und zwischen aller reifen Frucht liegt ein Mägdlein.

Die Luft ist sonnig. Der Erdboden in seinen Wurzeln und Pflanzen haucht eine duftende trockene Wärme aus. Ueber den Boden hin webt der Nachsommer mit zarten Fäden der Erde ein Schlafhemdlein für den Winter. Das Mädchen liegt in aller lieben Länge auf dem knisternden Heidekraut hingestreckt. Es schlägt einen Fuß über den andern, legt die Arme unter das Haupt als Kissen, um das es jeder König beneiden möchte. Männer machen es mitunter ja auch so, daß sie sich auf der freien Weite messen, wer länger ist, sie oder der Erdboden. Und wahrlich, ein zwanzigjähriger Hirtenbursche kann nicht behaglicher und reizender und nichtsnutziger daliegen, als es dieses Dirndl thut. Ihr Angesicht ist rund wie der Vollmond, nur grinst es nicht so arg. Die

Augen sind nicht weniger kugelrund, wenn sie offen stehen, aber jetzt senken sich die Lider, weil die langen Wimpern ihre schwarzen Augensterne vor der Sonne schützen müssen. Der Mund scheint geschlossen, ist aber auch rund wie ein rothes Scheiblein, weil die kirschenfarbigen Lippen nach oben und unten sich zart und weich ausbiegen. Die nußbraunen Haare sind mit Sorgfalt geflochten und in einem zweifachen Kranz um das Haupt gewunden. Die Wänglein sind weißer, als man es an einem Wesen, das so gern die Sonne d'raufscheinen läßt, vermuthen könnte. Nur bisweilen fliegt etwas wie ein rosiger Schatten darüber hin — und das machen wohl ihre geheimen Gedanken.

Denn als sie in dieser Einsamkeit so daliegt, da denkt sie: Wenn Du einmal gestorben bist, wirst auch so daliegen....

Uebrigens möchte sie jetzt bei ihrem Liebsten sein. Und der ist dort drüben jenseits des Sees, wo zwischen den Obstbäumen das kleine weiße Haus hervorschimmert. Es zittert darüber die Luft ein wenig. Durch die halbgeschlossenen Wimpern blinzelt sie hinüber, und trotzdem der ernste Gedanke wie eine kalte Heuschrecke über ihr Herz gesprungen ist, sinnt sie doch an Süßes.... Aber der See ist tief und breit, sie kann nicht schwimmen.

Er kann nicht herüberschauen, denkt sie, weil er nicht weiß, daß ich da bin. Aber wenn ihm wäre wie mir, so müßte er doch dem Vöglein nachblicken, das dort hoch über dem Wasser fliegt, und müßte auch inne werden, daß so viele silberige Ketten funkeln auf dem See! Und müßte sich fragen, was denn das für ein Sonnenschein ist, heute auf diesen Birkenhügeln? Das ist ja gerade, als ob dort im Erikenkraut zwischen den Wachholdersträuchern mein lieb Dirndl thät' liegen! — Die Luft ist zu trinken wie süßer Wein. Man vermeint,

auf dem Tanzboden thäten sie geigen — es sind aber nur die summenden Hummeln. Man vermeint, sein kleiner Schnurrbart thät' an die Wange streifen, und wenn man's recht beschaut, sind's die Zweiglein vom Heidekraut....

Wenn der Leib so jung ist, so liebesselig und so sommerfaul, da wiegt sich die Seele träumend in der Sänfte des Naturfriedens und macht Gemeinschaft mit Blumenleuchten, Vogelflug, mit aller Thiere Uebermuth und aller Lust auf Erden.

Lieber Freund, der Du Beeren pflückest auf dem Hochgelände, und nun zwischen den Wachholderbüschen plötzlich das Mädchen findest, so daß der freudige Schreck wie ein heißer Blitz durch Deine Nerven und Adern fährt — laß ab, denn hier minnest Du umsonst. Es ist keine Verliebte, es ist eine Liebende, und das ist stark Zweierlei. Das kann der Mann erfahren, der jetzt auf einem leichten Kahn über den See fährt. Es ist ein Stadtherr und bewohnt über den Sommer eines der Schlösser, die dort drüben stehen. Auch er geht aus, um Beeren zu suchen. Der kleinen Geschichte Verlauf mag's zeigen, ob er der Rechte ist.

Er ist gelandet am Sandufer, an welches das laue Naß so weich und still anrieselt. Es ist ein vornehm gewachsener Mann in Jägertracht, er ist viel schlanker und feiner, als die Leute der Gegend sind, auf welche die Lasten des Daseins drücken. Wohl auch ihn drückt eine Last, die schlimmste von allen, die Last des Reichen — die Langeweile. Reiten, Jagen, Schwimmen, Fischen ist nicht des Menschen einziger Beruf, denkt er, auch das Weibercaressiren gehört dazu.

Deswegen findet er es gar zu nett, daß auf einmal zu seinen Füßen das schöne Naturkind ruht.

Er steht still, und mit angehaltenem Athem blickt er auf das Geschöpf, wie man eine glatte, glänzende Schlange an-

blickt, die sich in zierlichen Schlingungen unbeweglich auf dem Boden sonnt, und von der man noch nicht recht weiß, ob man es mit ihr wagen darf oder nicht.

Da sie zu schlummern scheint, läßt sich der Jägersmann in's Heidekraut nieder — sehr nahe der Schläferin.

Alsogleich richtet sich diese munter vom Boden auf und sagt: „Oho, wenn ich in dem Herrn sein Bett gerathen bin, so muß ich um Verzeihung bitten!"

Was läßt sich denn darauf sagen?

„Ei, Schatz, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Dich geweckt habe. Du hast gewiß so hübsch geträumt, daß ich Mühe haben werde, Dich im Wachen dafür zu entschädigen."

Das ist doch fein gesagt. Sie aber lacht ihm in's Gesicht. und ob er glaube, daß sie ein Stadtfräulein sei, weil er so närrisch mit ihr rede?

Er hält ihre Hand. „Und an diesen herzigen Finger sollte man doch ein goldenes Ringlein stecken!" meint er.

„So?" antwortet sie und sieht ihn lachend an.

„Nicht wahr, ein Jägersmann steht nicht schlecht zu Dir?"

„Der Herr mag den ganzen Hut voller Hahnenfedern haben und zehn Hirschlederhosen anlegen, so kennt man ihm's doch an, daß er kein Jäger ist. Ich weiß recht gut, wer er ist, aber fürchten thu' ich mich nicht beim lichten Tag."

So sie und darauf er: „Das ist sehr vernünftig. Die Gegend ist zwar langweilig, aber wir wollen uns die Zeit schon vertreiben."

„Kann er Zither spielen oder sonst ein Gespiel?"

„Ah, schönes Kind!" sagt er und sucht sie mit Geberden zu bewegen, daß sie wieder neben ihm Platz nehme, „stelle Dich nicht so einfältig, ich merke es Deinen Augen an, daß Du sehr klug bist. Wenn sich ein munterer Jäger und eine

hübsche Maid im Walde treffen, so helfen sie dem lieben Gott in seinem Handwerk."

„Was hat denn der für ein Handwerk?" ist ihre Frage.

„Solltest Du Dich noch so wenig in der Welt umgesehen haben, die er erschaffen hat? Uebrigens —"

Er will ihr einen herzhaften Kuß geben. Sie lacht hell auf. „Das wäre ein guter Spaß," meint sie und wehrt ihn ab; das Küssen wäre ihr nicht unlieb, aber nur mit ihrem Liebsten. Bei einem Fremden da thäte ihr grausen.

Er betrachtet ihren Nacken und meint, auf der ganzen Welt wäre kein Hals, dem eine goldene Kette so prächtig stünde, als diesem.

„Der Herr muß alsdann schon viele Hälse angeschaut haben," sagt sie und windet sich sachte und halb scherzend, um von ihm loszukommen.

Indeß bekommt er sie in seiner Gewandtheit immer näher.

„Kann's sein?" fragt er schmeichelnd.

„Warum denn nicht?" flüsterte sie, „aber wenn mein Liebster kommt! Ich habe mich hier mit ihm zusammenbestellt. Er muß bald da sein."

„Um so fleißiger hätten wir die Zeit zu benützen."

„Es ist eine Frage, ob's ihm recht wäre?" meint das Mädchen. „Viele haben es nicht gern, wenn ihre Dirnen mit andern Mannsbildern umthun."

„Das ist Bauernart," belehrt er, „in der guten Gesellschaft lieben sich die Leute, wie sie sich finden und gefallen. Nur versteht sich's, daß nicht Alles offenkundig ist, weiters hat kein Mensch davon einen Schaden."

„Das ist mir zu hoch," antwortet sie, „das versteh' ich nicht. Ich mag auch nur Einen, der mir gefällt. Der Meinige ist aber ein sehr zorniger Mensch."

„Das ist ein ordinärer Fehler."

„Und insbesonders, wenn er auch stark ist wie der Meinige. Ich wollt's dem Herrn nicht wünschen, daß er jetzt daherginge!"

„Man könnte sich ja überzeugen, daß er nicht kommt," sagt der Jäger.

„Dort vom Hügel, wo die Steine liegen, könnte man es freilich sehen, ob er schon kommt." So sie und schaut ihm dabei in's Auge, daß ihm heiß und kalt wird.

„So will ich schnell auf den Hügel gehen und hinausblicken," sagt er dienstfertig.

„Ist mir sehr lieb."

Er eilt mit seinen schlanken Beinen zwischen den Sträuchern und Birkenstämmen hin gegen die Höhe des Hügels, wo die Steine liegen. Er hält die Hände über die Augen und blickt hinaus auf die braune Heide. Er hatte sich vorgenommen, auf jeden Fall nichts zu sehen und er sieht wirklich nichts, als Sträucher, Birken und Steine. Sehr befriedigt eilt er zurück. Das schöne Mädchen aber ist verschwunden.

Sie sitzt auf dem Kahne, mit welchem er herübergefahren war, und sie fährt hinaus auf den See. Fährt dem jenseitigen Ufer zu, wo zwischen Obstbäumen ein weißes Haus hervorlugt. Sie fährt auf des Stadtherrn Schifflein zu ihrem lieben Bauernburschen.

Der Jägersmann, der knirscht und flucht, denn das ist wohl das Herbste, was ihn in diesem Herbste getroffen hat. Uns kümmert er weiter nicht mehr. Ich habe Dich nur was lehren wollen, lieber Freund, bevor wir den Wald verlassen. Du weißt es nun, daß nicht alle Früchte, die da draußen wild wachsen, zu pflücken sind. —

Noch werfen wir von der Anhöhe einen Blick über das weite Gelände, auf welches die schräg einfallende Herbstsonne

die goldigen Lichter und die scharfen kühlblauen Schatten legt. Auf der Wiese steht die hochstängelige Herbstzeitlose. In den Obstgärten sind die Früchte eingeheimst, nur die Zwetschken baumeln noch auf ihren Zweigen; solche sind noch nicht alle blau, und was die milde Sonne nicht mehr vollbringen kann, das zeitigt der scharfe Reif. Weit im Thale ragt die Kirchthurmspitze auf in die krystallklare Luft, leise und getragen klingt das abendliche Läuten. Im Walde hallt der Schuß des Jägers; — ob dieser Jäger nicht etwa derselbe ist, der heute schon einmal einen Bock geschossen? Und ob es nicht auch die Rehe und die Hirsche meinen: Der Herr mag den ganzen Hut voller Hahnenfedern tragen und zehn Lederhosen anlegen, so merkt man ihm doch an, daß er kein Jäger ist! —

An den Niederungen der Berge kriechen sacht die Nebel herein, sie verweben sich mit der Dämmerung. Und wenn wieder Morgen wird, ist nichts mehr zu sehen als das trübe, frostige Grau des Nebels. Ein zartes Wasserstäuben spinnt in den Bäumen, und in den Tropfen, die schwer an allen Aesten hängen, zittert die Farbe des Eises.

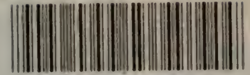
Wenn wir nur wüßten, wo das holde Stück Frühling hingerathen ist, das gestern über den sonnigen See glitt!

Sollte ich ihm noch einmal begegnen, so werde ich's Euch wissen lassen. Einstweilen lebt wohl, ihr Freunde, Spinnt Euch nur munter wieder in die Freuden der Welt ein. Und seid Ihr einsam, so träumet an langen Winterabenden bisweilen von dem sommerlichen Wald mit seinen Gestalten und Geschichten.

Inhalt.

Von Daheim.

Von Weit und Breit.


89067096461
b89067096461a

